

# 1989

## Panorama

- Oberhausen im Rundblick, Super-Panorama Fotos von Jacob Kapeller 6
- Dietrich Behrends  
„**Germania legt die Rüstung an...**“ / Wie Oberhausen den Beginn des Ersten und Zweiten Weltkrieges erlebte 36
- Dr. Roland Schneider  
**Mit O. geschrieben** / Unsere Stadt in der Literatur 48
- Michael Schmitz  
**Schreie aus der Zeichenfeder** / Kambiz – ein internationaler Cartoonist und Oberhausener Wahlbürger 54
- Michael Hermes  
**Wenn „Ahli“ pfeift....** / Ahlenfelder – ein Individualist unter den Schiedsrichtern 60
- Dietrich Behrends  
„**Sie haben den Anschluß...**“ / Gleiskörper prägen das Stadtbild – Jeder 95. Oberhausener arbeitet bei der Bahn 64
- Wolfgang Kintscher  
**Das große Zappeln** / Music Circus und Blue Moon – Mekka und Medina des Disco-Tourismus 71
- Hans-Walter Scheffler  
**Eine Stadt baut um** / Der Stand der Dinge beim Struktur-Großprojekt „O-2000“ 75
- Klaus Stratmann  
**Freundschaft am seidenen Faden** / Die Oberhausener Falkner-Gilde betreibt aktiven Artenschutz 81
- Peter Hoffmann  
**In nomine domine** / Zwei Oberhausener Kirchengemeinden feiern 100-jähriges Gründungsjubiläum 84

Helmut Stoltenberg <b>Modell gegen die Einsamkeit</b> / Elly-Heuss-Knapp-Stiftung gilt seit 20 Jahren als Vorbild	88
Astrid Knümann <b>Auftritt von links</b> / „Theater im Pott“ gibt jungen Zuschauern Lehrstücke in Fairness und Selbstbestimmung	91
Rainer Suhr <b>Begegnung am Dnjepr</b> / Junge Oberhausener zu Gast in der Partnerstadt Saporoshje	95
Petra Eberhardt <b>Die andere Hälfte Oberhausens</b> / Anmerkungen einer Gleichstellungsbeauftragten	100
Frank Lamers <b>Fit trotz Handikap</b> / Behindertensport in Oberhausen hat eine rege Szene	103
Klaus Müller <b>Hinterhöfe wurden zur Parkanlage</b> / Engagement für Wohnqualität und Wohnumfeldverbesserung in Osterfeld wurde mit Gold belohnt	107
Michael Petrykowski <b>Klein-Kunst</b> / Kinder lernen in der Städt. Malschule die Realisierung von Bildideen	112
Marcus Trepper <b>Jagd auf Knüller und Annoncen</b> / Oberhausener Schülerpresse – gedrucktes Forum für Fun und Frust	116
Frank Eisenhardt <b>Die sanften Ideen der Maria Montessori</b> / Erziehungskonzept der Selbstentfaltung stellt sich an der Elsa-Brändström-Schule zur Wahl	119
Aus dem Archiv von Marita Arntz <b>Grüße von Anno Dazumal</b> / Oberhausen auf alten Ansichtskarten	122
Irmhild Piam <b>Handel im Wandel</b> / Neustrukturierung der Oberhausener Wirtschaft fordert vom Groß- und Einzelhandel überregional ausstrahlende Marketingkonzepte	126

Michael Grundmann <b>Benzin im Blut</b> / Oberhausener Motorsport leistungsstark	130
Michael Brackmann <b>Akropolis und Wasserturm</b> / Eine Wanderung zu Baudenkmalern auf Oberhausener Stadtgebiet	135
Hans Wirtz <b>Treue Seele – Große Schnauze</b> / Im Teckelclub Bottrop-Osterfeld treffen sich Liebhaber kurzbeiniger Individualisten	140
<b>Die Tür mit den drei Schlössern</b> / Einzigartiges Archiv erzählt die Geschichte der Stadtparkasse	144

# OBERHAUSEN '89



Ein Jahrbuch

**TITELBILD:**  
*Abendstimmung am Rhein-Herne-Kanal –  
Panoramablick von der Schleuse Lirich zum Gasometer*

**HERAUSGEBER:**  
*Plitt Verlag Oberhausen  
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen  
und mit freundlicher Unterstützung  
der Stadtparkasse*  
© Alle Rechte vorbehalten  
*Nachdruck auch auszugsweise nur mit  
Genehmigung des Verlages*

**KONZEPTION UND REDAKTION:**  
*Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt*

**GESTALTUNG:**  
*Claus Schneider*

**FOTOS:**  
*Architekten Funke & Craemer · Archiv WAZ  
Ruth Gläser · Frank Goeldner · Gido Grümmer  
Wolfgang Heitzer · Jacob Kapeller · Mechthild Real  
Thomas Thöne · Klaus Werner  
Privatarchive*

**HERSTELLUNG:**  
*Reproduktionen, Satz und Druck  
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen  
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

*November 1988*



VERLAG  
OBERHAUSEN

# PANOORAMA

„Hereinspaziert, hereinspaziert, hier seh'n Sie Sensationen, für eine Mark, hereinspaziert, das wird sich für Sie lohnen.“ Ganz so preiswert wie der alte Zirkus, den die unvergessene Alexandra vor mehr als 20 Jahren besang, können wir vom Oberhausener Jahrbuch-Ensemble Sie natürlich nicht in den Zauber der

Sensationen entführen. Doch genießen Sie den Super-Panorama-Blick, den Jacob Kapeller auf unsere Stadt eröffnet, forschen Sie nach der geheimnisvollen Kamera, die – einem Zirkel gleich – an sieben Standorten rotiert. Folgen Sie ihr zu den Stationen, sehen Sie Oberhausen im Rund-Blick.





Ganz schön schwindelig  
wird es uns hier oben auf dem Dach  
der Hans-Böckler-Schule, links die Herz-Jesu-Kirche,  
uns zu metallenen Füßen der Bahnhof,  
dort hinten Müllverbrennung und Gasometer,  
in unserem Rücken die  
Marienkirche.



Jetzt ist uns  
doch beinahe die Quadratur des  
Kreises gelungen. Wir sind gespannt,  
was die Oberhausener Schloßdamen und Schloßherren  
dazu sagen, daß wir die Umfassung ihres  
runden Brunnens im Innenhof  
begradigt haben.



**V**or der Stadthalle  
haben wir eine richtige Spielwiese entdeckt  
für unsere Linsen-Pirouette.  
Eigentlich sollten wir hier stehenbleiben,  
dann hätte man das Rathaus ständig  
im Hinterkopf.



So haben wir uns  
den Friedensplatz schon immer  
gewünscht: ein sonniges Plätzchen vor dem Brunnen,  
wir berauschen uns am bunten Treiben und  
wissen stets, wer im Amtsgericht,  
bei der Polizei oder im Europahaus  
ein- und ausgeht.



**B**ambach ade –  
Scheiden tut weh. Ein wenig Traurigkeit  
überkommt uns hier schon, wo wir jetzt stehen,  
auf dem Südmarkt, da ist mancher zur frühen Stunde  
schon mal versackt, und mit ihm viele  
bunte Falter des Oberhausener  
Nachtlebens.



Wer wohl mag  
in diesem Rund poesievoller  
Natürlichkeit die Geburtsstätte der Ruhrindustrie  
vermuten? Ob der GHH-Archivar die  
St. Anthony-Hütte schon einmal in einem  
so liebevollen Panorama  
gesehen hat?



**Finale**  
auf dem Bahnhofsvorplatz,  
Endstation unserer Rund-Reise durch das schräge O.  
Unsere Kamera hatte ihr Objektiv gleichzeitig  
links und rechts, vorn und hinten.  
Haben Sie's gemerkt? Nein?  
Dann blättern Sie doch noch mal  
von Anfang an durch.  
Viel Spaß,  
Ihr Super-Panorama-Kamera-Team.

# „GERMANIA LEGT DIE RÜSTUNG AN...“

*Wie Oberhausen den Beginn  
des ersten und zweiten  
Weltkrieges erlebte*

**DIETRICH BEHREND**

Die Schlagzeile war kurz, aber inhaltsschwer: „Der Weltkrieg“. Mit diesem bisher unbekanntem Begriff schockte der Oberhausener General-Anzeiger am 3. August 1914 seine Leser. Unter der Balkenüberschrift lasen die Oberhausener: „Das gewaltigste Völkerringen, das je die Welt gesehen hat, hebt an. Der russische Bär erhebt seine Tatzen, um einem unbequemen Nachbarn eins zu versetzen.“ Ängstliche Gemüter aber wurden beruhigt. Der russische Bär habe die Rechnung ohne den Wirt gemacht, wenn er denke, daß er sich von seiner Leidenschaft fortreißen lassen dürfe, schrieb die Zeitung weiter. Der preußische Aar zeige seine Fänge, und der österreichische Doppeladler, obwohl er sich wie Deutschland nach beiden Seiten verteidigen müsse, werde ebenfalls zurückgeschlagen.

Ein dreiviertel Jahrhundert vor dem Erscheinungsjahr dieses Jahr-

buchs waren kernige Formulierungen dieser Art nicht „von oben“ vorgeschrieben; bei Ausbruch des ersten Weltkrieges gängete kein Propagandaminister die Presse. Die Deutschen aller Stände waren damals ehrlich davon überzeugt, daß ihr Land und der Bundesgenosse Österreich-Ungarn zu Unrecht angegriffen worden seien. Nach der Mobilmachung Rußlands schrieb der „Vorwärts“, das Zentralorgan der SPD: „Die Zarenregierung treibt ein freventliches und verbrecherisches Spiel mit dem Frieden und dem Schicksal der europäischen Kultur.“ Die Zustimmung seiner Partei zur Bewilligung der ersten Kriegskredite begründete der SPD-Vorsitzende Hugo Haase im Reichstag mit den Worten: „Wir lassen in der Stunde der Gefahr das eigene Vaterland nicht im Stich.“ Die an die Volkerhebung von 1813 gegen Napoleon erinnernde patriotische Be-

die Oberhausener Bevölkerung erfaßte, löschte mit einem Schlag die sozialen Spannungen aus.

Beim Durchblättern der Oberhausener Zeitungen von damals wird deutlich: Vaterlandsliebe war 1914 Kriegsbegeisterung, in die sich nur hier und da andeutungsweise so etwas wie Besorgnis und Nervosität mischten. Deutschland fühlte sich jugendstark und seines Sieges sicher, weil es ihm der Sieg der gerechten Sache erschien. Die Schrecken eines Weltkrieges vermochte sich kein Deutscher auszumalen.

Wir kennen die Bilder von den ausrückenden Soldaten mit Blumen an den Gewehrläufen, von den neben den frisch eingekleideten Kriegerinnen herlaufenden jungen Frauen, von den winkenden Menschen am Straßenrand, von den mit übermütigen Siegesparolen bemalten Eisenbahnwaggons der Truppentransporte. In Oberhausen, das nie Garnisonsstadt war, wurden die Reservisten vor 75 Jahren auf dem Altmarkt mit patriotischen Reden verabschiedet und mit Musik – es spielte die GHH-Kapelle – zum Einkleiden nach Mülheim in Marsch gesetzt. Die Zeitungen berichteten ausführlich über die Militärtransporte, die den Oberhausener Bahnhof passierten. 1914 fand die Mobilmachung in aller Öffentlichkeit statt.

Anders 25 Jahre später. Keine Zeitung erwähnte die auffallend große Zahl der Polizei- und Bahnbeamten, die am 20. August 1939 vorzeitig aus dem Urlaub zurückkehrten. Kein Wort von den vielen jungen Männern, die mit dem sprichwörtlichen Persilkarton in der Hand vor den Schalern in der Bahnhofshalle Schlange standen, kein Wort von den Soldatenzügen, die angeblich zur Tannen-

berg-Feier gen Osten rollten. Die drastischen Verkehrseinschränkungen der Reichsbahn auch im Berufsverkehr wurden im Lokalteil Oberhausener Zeitungen nebulös als „vorsorgliche, den ureigenen Interessen des gesamten deutschen Volkes dienende Maßnahmen“ bewertet und mit der Bemerkung abgetan, daß die Reichsbahn keine Beförderungspflicht habe. Kein Hinweis darauf, daß Loks und Waggons für die Truppentransporte vor allem an die polnische Grenze gebraucht wurden.

Vor 50 Jahren konnte von Kriegsbegeisterung keine Rede sein. Die ältere Generation hatte die leidvollen Erfahrungen des ersten Weltkrieges mit seinen Folgen noch in bitterer Erfahrung.

Trotz der von Goebbels gesteuerten Hetzkampagne gegen Polen, die ihren Niederschlag im politischen Teil auch der Oberhausener Zeitungen fand, fiel es den Menschen 1939 – anders als 1914 – schwer, sich bedroht zu fühlen. Das bis an die Zähne bewaffnete Hitler-Deutschland war stärker als das Kaiserreich von 1914. Dazu Sebastian Haffner in seinem Buch „Anmerkungen zu Hitler“: „Im März 1938 hatte Hitler aus dem Deutschen Reich durch den Anschluß Österreichs das Großdeutsche Reich gemacht, und im September desselben Jahres gestanden England und Frankreich im Münchener Abkommen diesem Reich den Anschluß der deutsch bevölkerten Randgebiete Böhmens und Mährens zu. Das bedeu-

tete praktisch den politischen Rückzug Englands und Frankreichs und die Anerkennung Osteuropas bis zur russischen Grenze als deutsche Einflußzone.“

Die Luftschutzmaßnahmen stimmten 1939 nicht wenige Menschen nachdenklich. Man ahnte, daß mit dem Luftkrieg, der vor 25 Jahren noch keine Rolle gespielt hatte, ein künftiger Krieg die Heimat nicht ungeschoren lassen würde, wenn auch die Phantasie nicht ausreichte, um sich die dann tatsächlich eingetretene Katastrophe vorstellen zu können. Hitler mußte von der SS einen Überfall angeblich polnischer Aufständischer und über die Grenze gekommener polnischer Soldaten auf den Sender Gleiwitz inszenieren lassen, um in seiner Reichstagsrede vom 1. September 1939 verkünden zu können, seit 5.45 Uhr werde jetzt „zurückgeschossen.“

### In den ersten Weltkrieg gestolpert

Nach dem ersten Weltkrieg war man vor allem in Frankreich zur Begründung der hohen Reparationsforderungen bemüht, Deutschland die Alleinschuld am Kriegsausbruch 1914 anzulasten. Der ehemalige liberale britische Premierminister Lloyd George faßte das Ergebnis allen Forschens über die Ursachen des Krieges 1914/18 wie folgt zusammen: „Je mehr von den Memoiren und Büchern man liest, die in den verschiedenen Ländern über den Kriegsausbruch geschrieben worden sind, desto deutlicher erkennt man, daß keiner von den führenden Männern den Krieg wirklich gewollt hat. Sie glitten sozusagen hinein, oder vielmehr sie taumelten und stolperten hinein, aus Torheit!“



Aus dem „Ausflug nach Paris“ und dem „Wiedersehen auf dem Boulevard“ wurde 1914 nichts: Deutsche Reservisten auf der Fahrt an die Westfront im August vor 75 Jahren. Die Truppentransporte mit den mit übermütigen Parolen bemalten Waggons rollten damals auch durch Oberhausen, wo die Soldaten von DRK-Helferinnen und -Helfern gepflegt wurden.

Im Fall des zweiten Weltkrieges ist die Schuldfrage eindeutig. Nochmals Sebastian Haffner: „Das Münchener Abkommen, in dem Freund und Feind mit Recht einen märchenhaften Triumph Hitlers sahen, empfand er selbst geradezu als Niederlage. Es war nicht nach seinem Willen gegangen, er hatte aus der Hand Englands und Frankreichs entgegennehmen müssen, was er lieber mit Gewalt genommen hätte, und er hatte Zeit verloren. So erzwang er 1939 den Krieg, der ihm 1938 entgangen war: Durch die völlig überflüssige militärische Besetzung und weitere Aufteilung der wehrlosen und windelweichen Rumpftschechoslowakei zerstörte er die Geschäftsordnung des Münchener Abkommens, und als England und Frankreich daraufhin ein Bündnis mit Polen schlossen oder erneuerten, brach er mit einem gewissen ‚Nun gerade‘ den Krieg mit Polen vom Zaun und provozierte damit die Kriegserklärung Englands und Frankreichs.“ 1939 gab es noch keinen Haffner zu lesen, aber diejenigen Oberhausener, die in kritischer Distanz zum Naziregime standen, trotz massiver Propaganda ihren klaren Kopf behalten hatten, machten sich damals ähnliche Gedanken. Vor diesem Hintergrund wird manches von dem verständlich, was sich vor 75 und vor 50 Jahren in unserer Stadt abgespielt hat.

### „Das schreckliche Drama“

Nach 43 Friedensjahren schreckte am 28. Juni 1914 das vom serbischen Geheimdienst in Belgrad ferngesteuerte Attentat auf den österreichischen Thronfolger Franz Ferdinand und seine Gemahlin Sophie in Sarajewo auch die Oberhausener aus ihrer bür-

gerlichen Behäbigkeit „in einem Staat, dessen Ideale von den Prinzipien einer preußischen Geradlinigkeit, eines redlichen Fleißes und einer patriotischen Gesinnung geprägt wurden“ (WAZ vom 25. Juli 1964). Als Folge dieses Terroranschlages von Sarajewo – er wird von Historikern der folgenschwerste Anschlag des 20. Jahrhunderts genannt – spitzte sich im Laufe des auch im eigentlichen Sinne des Wortes heißen Monats Juli 1914 der Konflikt zwischen dem deutschen Verbündeten Österreich-Ungarn auf der einen und Serbien und Rußland auf der anderen Seite dramatisch zu. „Das schreckliche Drama von Sarajewo beweist, wie notwendig es ist, in unserer Zeit Vaterlandsliebe und Königstreue zu bewahren und diese Gefühle unseren Kindern ins Herz zu pflanzen“, meinte der Festredner, ein Oberleutnant der Reserve Karl Schäfer, auf dem Stiftungsfest des Kameradschaftlichen Kriegervereins am 13. Juli in der Gartenanlage des Lokals Barm-scheid. Die Festteilnehmer brachten ein dreifaches „Hoch“ auf den Kaiser aus und sangen die Nationalhymne, bevor sie zum gemütlichen Teil einer der letzten geselligen Veranstaltungen in Oberhausen vor Ausbruch des ersten Weltkrieges übergingen.

In der zweiten Julihälfte 1914 nahm die allgemeine Nervosität in der Bevölkerung zu. Der Hunger nach den neuesten Nachrichten wuchs von Tag zu Tag; und weil es noch keinen Volksempfänger gab (wie 25 Jahre später), waren die drei Tageszeitungen am Ort die einzige Informationsquelle. Die Zeitungsleute kamen nicht umhin, Extrablätter herauszubringen, die reißen den Absatz fanden. Vor den Zeitungshäusern bildeten

sich immer wieder Menschentrauben. Vor allem vor dem General-Anzeiger-Haus am Altmarkt kam es zu Ansammlungen, die sich mehrmals spontan zu patriotischen Kundgebungen entwickelten. So auch am Sonntag, 26. Juli, den die Zeitung in ihrer nächsten Ausgabe einen „Sonntag vaterländischer Begeisterung“ nannte. „In allen Teilen des Reiches“, so lasen die Oberhausener, „fanden patriotische Kundgebungen als Sympathiekundgebungen für das befreundete Österreich-Ungarn statt. In Oberhausen schlug die Begeisterung hohe Wellen. In unserer Redaktion standen die Telefone nicht eine Minute still, die Zahl der Anrufer wuchs ins Ungeheure ...“ Die auf dem Altmarkt versammelten Oberhausener brachten Hochrufe auf Deutschland und Österreich-Ungarn aus. Erst am späten Abend zerstreute sich die Menge.

### „Es braust ein Ruf ...“

Am Abend des 31. Juli war es die Kunde von der Erklärung des Kriegszustandes, die wieder zahlreiche Patrioten vor das Zeitungshaus am Altmarkt lockte. Und so las sich das Ereignis am 1. August im General-Anzeiger: „Tausende warteten wieder auf die neuesten Nachrichten und hörten dann lautlos der gegen 10 Uhr abends erfolgten Verlesung der wichtigsten Telegramme zu. Am Schluß der Verlesung brachte Redakteur Rudolf Huhn ein Hoch auf Kaiser Wilhelm II. und den Herrscher, dem wir die Bundestreue halten, Kaiser Franz Josef, aus, das in der Volksmenge ein besonderes Echo fand, worauf entblößten Hauptes die Nationalhymne gesungen wurde. Die Menge wich aber nicht, denn sie hatte auf dem Balkon den beliebten und verehrten

Vorsitzenden des Kreis-Krieger-Verbandes, Herrn Fabrikbesitzer und Hauptmann der Reserve Becker, erblickt. Jubelnde Zurufe schallten ihm entgegen, die nicht eher ihr Ende erreichten, bis sich Herr Hauptmann Becker zu einer Ansprache entschloß, die oft von tosendem Beifall unterbrochen wurde." Auf Vorschlag des Patrioten Becker – er war Chef der Oberhausener Glasfabrik – sang die Menge zum Abschluß der Kundgebung „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“.

Gleich neben diesem Jubelbericht kam in den beiden nächsten Spalten der Lokalseite des General-Anzeigers vom 1. August 1914 der Kommandierende General des VII. Armeekorps in Münster in einer fettgedruckten Stellungnahme zu Wort und dabei zur Sache: „Die vollziehende Gewalt geht auf mich über. In der Festung Wesel und deren Befehlsbereich wird sie von dem Kommandanten ausgeübt.“ Dieser einleitenden Feststellung folgten zahlreiche Anordnungen, zum Beispiel die, daß alle Fremden, „die über den Zweck ihres Aufenthalts sich nicht gehörig ausweisen können“, den Bezirk innerhalb von 24 Stunden verlassen müssen, die Gemeinden für die rechtzeitige Vorführung der Pferde und Fahrzeuge an den Gestellorten zu sorgen haben und daß am Tage keine Versammlungen von mehr als zehn Personen auf Straßen und öffentlichen Plätzen stattfinden dürfen. Versammlungen bei Nacht waren „gänzlich“ verboten. Versammlungen in geschlossenen Räumen zu anderen als geselligen oder kirchlichen Zwecken mußten vom Militär genehmigt werden. Drei Tage später kam aus Münster ein Lob für die Oberhausener, die Zeitun-

gen veröffentlichten folgende Verfügung des Generals: „Angesichts der vorzüglichen Haltung der Bevölkerung im Stadtkreis Oberhausen ermächte ich hierdurch den Königlichen Polizeipräsidenten, bis auf Widerruf Versammlungen nach eigenem Ermessen zu genehmigen.“ Allerdings war der General der Meinung, daß Kontrolle besser sei als Vertrauen: „Jede Versammlung ist zu überwachen.“

Für das Mißtrauen des Militärs bestand eigentlich keine Veranlassung, denn auch die Oberhausener hatte patriotische Begeisterung erfaßt. Diesen Eindruck vermitteln jedenfalls die Lokalseiten der Oberhausener Zeitungen aus jenen Tagen. Zu den übereifrigen Patrioten gehörte der Königliche Polizei-Inspektor Schwinderlauf, dessen Name in Zeitungsberichten häufig auftaucht. Nachdem der bereits erwähnte Kreis-Krieger-Verbandsvorsitzende Becker und sein Vertreter, ein Leutnant der Reserve, zu ihren Truppenteilen abgerückt und damit mit gutem Beispiel vorangegangen waren, übernahm Schwinderlauf kommissarisch den Vorsitz. In dieser Eigenschaft verfaßte er folgende von den Zeitungen veröffentlichte Erklärung: „Viele Kameraden des Verbandes werden den Vorangegangenen folgen, während ich selbst leider nicht mit ins Feld ziehen kann. Ich wünsche allen Kameraden, daß sie wie ihre Vorgänger von 1813, 1864, 1866 und 1870/71 als ruhmbedeckte Krieger, die Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, zum Verband heimkehren.“

Als Polizei-Inspektor oblag Schwinderlauf die Aufgabe, für einen reibungslosen Ablauf der Einberufungen zu sorgen. In dieser Funktion hielt er vor 800 zum

Kriegsdienst einberufenen Landwehrleuten, die sich mit ihren Angehörigen auf dem Altmarkt versammelt hatten, eine „hochpolitische Rede“, wie die Zeitungen zu berichten wußten. Hier eine Kostprobe: „Sie stehen hier bereit, Weib und Kind, Hab und Gut zu verlassen und Ihr Blut, wenn es sein muß, für das Vaterland zu verspritzen. Und warum folgen Sie dem Ruf unseres Kaisers so freudig und so siegesbewußt? Weil das Recht auf unserer Seite ist und weil der gerechte Gott im Himmel nie zulassen wird, daß wir so viel Falschheit und Tücke unterliegen.“ Der Chronist vermerkte: „Mächtig scholl nach der vom Beifall unterbrochenen Rede das Hurra über den Platz, und entblößten Hauptes sang man ‚Heil dir im Siegerkranz.‘“

#### **OB feldmarschmäßig**

Die patriotische Stimmung, die sich mit den ersten Siegesmeldungen noch steigerte, erfaßte auch das Rathaus. Am 4. August berichteten die Zeitungen von einer „hochpatriotischen Kundgebung“ der Stadtverordneten-Versammlung mit Verabschiedung des Oberbürgermeisters Havenstein, der, dem Ruf des Vaterlandes folgend, feldmarschmäßig in der Infanterie-Hauptmannsuniform erschienen war. Havenstein an die Stadtverordneten: „Ich habe Sie hierher gerufen, um Ihnen amtlich mitzuteilen, daß ich, der Kriegsbeorderung folgend, die Stadt Oberhausen heute verlassen muß und die Dienstgeschäfte dem Beigeordneten Dr. Körnicke übertragen habe.“ Per Handschlag verabschiedete Havenstein sich von jedem Stadtverordneten und fuhr dann in einem vor der Töchterschule wartenden Auto in seine Garnison Wesel. Der vom Kom-

merzienrat Paul Reusch geäußerte Wunsch, „daß wir ihn alle gesund und munter wieder in unserer Mitte begrüßen können“, ging in Erfüllung: Havenstein hat in den 20er Jahren als Initiator des Rathaus-Neubaues auf dem Galgenberg und als Betreiber des Zusammenschlusses von Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zu Groß-Oberhausen für unsere Stadt erfolgreich gewirkt.

Gedämpft wurde die patriotische Hurra-Stimmung bei Kriegsausbruch 1914 durch die Sorge vor allem der ärmeren Bevölkerungsschichten um das tägliche Brot. Unmittelbar nach der vom Kaiser am 1. August befohlenen Mobilmachung hatte ein Sturm auf die Lebensmittelgeschäfte eingesetzt, waren die Preise für Salz, Kartoffeln und Mehl von heute auf morgen um mehr als das Doppelte gestiegen. In einer Zeitungsanzeige vom 4. August wehrte sich der Kaufmann Wilhelm Farfsing gegen den Vorwurf der Preistreiberei: „Um den falschen Gerüchten, ich verkaufe Salz das Pfund zu 40 Pfg. zu begegnen, mache ich hiermit bekannt, daß ich demjenigen 1000 Mark Belohnung bezahle, der mir den Nachweis erbringt, ich hätte mehr wie 10 Pfg. für ein Pfund Salz gefordert. Nach wie vor verkaufe ich meine Vorräte zu alten Preisen. Gegen die Urheber des falschen Gerüchts werde ich gerichtlich vorgehen.“

### Das erste Notgeld

Probleme gab es auch mit dem Geld. Bereits an den Tagen vor der Mobilmachung hatten viele Sparer ihre Einlagen von der Sparkasse zurückverlangt. Man bangte um die Kaufkraft des Geldes und hielt das Hartgeld zurück. „Wie weggeblasen war das Silbergeld“, vermerkte ein Chronist. Viele Ge-

schäftsleute weigerten sich, Papiergeld anzunehmen. Die letzte Amtshandlung des Oberbürgermeisters, bevor er ins Feld zog, war ein Aufruf an die Bevölkerung, nichts zu tun, was Unruhe und Besorgnis hervorrufen könnte. Havenstein forderte dazu auf, auch Papiergeld in Zahlung zu nehmen, denn es behalte „unter allen Umständen“ seinen vollen



*Mit dem Rabenwappen und der Unterschrift des Bürgermeisters zur Nieden: Notgeld-Gutschein der Stadt Sterkrade vom 8. August 1914. Um dem Mangel an Kleingeld zu begegnen, sahen sich auch Oberhäuser und Osterfelder gezwungen, erstmals Notgeld herauszugeben.*

Wert. Die GHH ermahnte ihre Werksangehörigen, das Silbergeld wieder in den Verkehr zu bringen. Bei aller patriotischen Begeisterung hatten Mahnungen dieser Art wohl nicht die gewünschte Wirkung, denn Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld sahen sich gezwungen, über die Sparkassen erstmals Notgeld in Form von Gut-

scheinen herauszugeben, um dem Kleingeldmangel zu begegnen. Im September normalisierte sich die Lage soweit, daß die Gutscheine wieder eingezogen werden konnten. Auch der Warenverkehr verlief bald wieder in geregelten Bahnen. Bezeichnend dafür der am 20. August veröffentlichte Wochenmarktbericht: „Es waren große Vorräte an Gemüse, Obst und anderen Feld und Gartenfrüchten vorhanden. Die Kauflust war groß ...“ Was der Bevölkerung gegen Ende des unerwartet langen und verlustreichen Krieges an Entbehrungen bevorstand, konnte damals niemand ahnen.

Die Versorgungsschwierigkeiten nach Bekanntgabe der Mobilmachung zeigen, daß die Wirtschaft nicht auf den Krieg vorbereitet war. Das galt auch für die Hilfsorganisationen, die von heute auf morgen die organisatorischen Maßnahmen zur Bewältigung der auf sie zukommenden Aufgaben treffen mußten. Nach Zeitungsberichten vom 3. August 1914 bildeten die Vereine des Roten Kreuzes – das waren der DRK Zweigverein Oberhausen, der Vaterländische Frauenverein und die Sanitätskolonne – einen Mobilmachungsausschuß mit fünf Kommissionen für die einzelnen Sachgebiete. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich in Oberhausen bereits über hundert junge Damen gemeldet, die mit den Soldaten ins Feld rücken wollten, um Verwundete zu pflegen. Einige der Patriotinnen hatten sich sogar schon einen bestimmten Truppenteil ausgesucht. „Um keine falsche Ansicht aufkommen zu lassen“, heißt es mahnend in einem Bericht: „Pflegerinnen und Helferinnen müssen erst einen Kursus von 8 bis 12 Wochen durchmachen, um die einfachsten



*„Liebe kleine Schaffnerin...“ — dieser Schlagler war den Frauen gewidmet, die im Krieg in Verkehrsbetrieben die eingezogenen Männer ersetzen mußten. Gleich bei Kriegsbeginn 1939 begann der erste Ausbildungskursus für Schaffnerinnen bei der Oberhausener Straßenbahn. Im Laufe des zweiten Weltkrieges wurden auch Reichsarbeitsdienst-Maiden als Schaffnerinnen im Verkehrsbetrieb der Stadtwerke eingesetzt (unser Bild). Die „liebe kleine Schaffnerin“ hat es auch im ersten Weltkrieg gegeben. Durch Einberufungen zum Heer schrumpfte der Personalbestand der Oberhausener Straßenbahn in den ersten Mobilmachungstagen 1914 von 148 auf 35. Damals wurden zunächst 30 Schaffnerinnen eingesetzt.*

Hilfeleistungen erbringen zu können. Hilfsschwestern brauchen eine halbjährige Ausbildung in einem Krankenhaus.“

### „Ein heiliger Ernst“

Zum sofortigen Einsatz gesucht wurden Helferinnen, um die Soldaten in den Transportzügen, die den Bahnhof passierten, zu verpflegen. Die Depotkommission des Roten Kreuzes richtete in der Turnhalle des Realgymnasiums an der Schwartzstraße ein Lager für Lebensmittel, Wäsche, Verbandmaterial und für Liebesgaben ein. Die Koordinierung aller Maßnahmen zur Versorgung der Soldaten einschließlich der Verwundeten und zur Unterstützung hilfsbedürftiger Familien, deren Ernährer eingezogen waren, übernahm der „Hilfsschuss der Stadt Oberhausen“, der im Rathaus mit Unterstützung des Roten Kreuzes gebildet wurde und als dessen Vorsitzen-

der der Havenstein-Vertreter Dr. Körnicke fungierte. Der am 7. August veröffentlichte Spendenaufruf von Dr. Körnicke und dem Vorsitzenden der Depotkommission des Roten Kreuzes, Dr. Neikes, an die Oberhausener Bürger ist bezeichnend für den pathetischen Redestil der patriotisch gesinnten „tragenden“ Gesellschaftsschicht im Bürgertum der Kaiserzeit: „Germania legt die Rüstung an, Tag für Tag donnern die Züge durch unseren Bahnhof, die unsere Streiter zu ihren Einkleidungs-garnisonen oder an die Grenze dem Feind entgegen führen. Ein heiliger Ernst liegt in der ganzen Bewegung, mit der diese Mobilmachung vor sich geht, eine Mobilmachung, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat. Und zurück bleiben Tausende von Frauen, die Jugend, die noch nicht Schwert und Büchse führen kann und wir Alten, die mit zusammengebissenen Zähnen daneben stehen müssen und in den Bart murmeln: Zu alt! Schon bald werden die Züge zurückkommen und verstümmelt und verletzt so manchen bringen, der heute in voller Lebensfreude hinausgeht. Da ist es eine heilige Pflicht, die Wunden zu kühlen, Schmerzen zu lindern, Witwen und Waisen zu helfen ...“

Bei der Stadthauptkasse wurde eine besondere Sammelstelle für Geldspenden eingerichtet. Ab 11. August veröffentlichten die Zeitungen fast täglich die eingezahlten Beträge und die Namen der Spender. Den Anfang machte Kommerzienrat Paul Reusch; er spendete 5000 Mark. In der Liste vom 14. August findet sich ein Wegearbeiter mit 1 Mark, ein Bergmann mit 3 Mark und ein Straßenbahnschaffner mit 5 Mark. Ein Apotheker und die Metzgerinnung

waren mit jeweils 1000 Mark dabei. Eine Meldung aus Essen: „Frau Witwe Friedrich Alfred Krupp hat für die verschiedenen Zentralen und örtlichen Organisationen des Kriegshilfsdienstes 500000 Mark zur Verfügung gestellt.“

### „Der große Kriegsschlagler“

Auch die Kinos schwammen auf der patriotischen Welle. Kinoanzeigen in den August-Ausgaben 1914 der Oberhausener Zeitungen lesen sich so: „Das große aktuelle Militärdrama — Die große vornehme Offizierstragödie — Der große Kriegsschlagler.“ Ein Film über den Befreiungskrieg von 1813 wurde wie folgt angepriesen: „Ein sehenswertes hochpatriotisches Werk von erhabener, das Herz höherschlagender Wirkung.“ Die Genußmittelindustrie stellte sich ebenfalls auf die Situation ein. In Zeitungsanzeigen offerierte Stollwerck „Kriegs-Erfrischungen für unsere Söhne und Brüder im Feldzug“, die auf Bestellung der Angehörigen täglich, alle zwei Tage „oder sonst nach Wunsch“ per Feldpostbrief vom Werk aus für 1 Mark an die Soldaten gesandt wurden. Für Streifbandsendungen „an

## Kriegs-Erfrischungen

für unsere Söhne und Brüder im Feldzuge,  
gleich unüberrückene Nähr- und Kräftigungsmittel, sind gute

### Stollwerck-

Schokoladen, Pfeffermünz-Pastillen u. s. w.

Ein schwerer Krieg ist angebrochen, von dessen Ausgang das Schicksal von Völkern, aber auch von tausenden Familien abhängt.

Den Kämpfern werden allerliebst Liebesgaben nachgeschickt, die den im Felde Stehenden stets willkommen sind.

Unsere in bald 50-jähriger Praxis gesammelten, reichen Erfahrungen insbesondere während der deutsch-österreichischen Expeditionen in Afrika und bei Verproviantierungen der Kolonialtruppen, haben gelehrt, dass Schokoladen, Pfeffermünz-Pastillen u. s. w., in Feldpostbriefen nachgeschickt, überall die besten Nahrungsmittel sind.

Wir empfehlen deshalb als Feldpostbriefe zu 250 Gramm brutto verpackt:

Proviant-Schokolade zum Essen,

oder Pfeffermünz-Pastillen

in praktischen Rollen.

die ein wahres Liebes- und Kräftigungsmittel sind.

per Feldpostbrief

(entsprechend 200 A. Porto)

Mk. 1.—

Die Artikel können infolge ihrer Handlichkeit in allen Kriegszuständen als Nahrung- und Genussmittel dienen, sie besitzen alle Bestandteile, die zur Kräftigung des Körpers nötig sind, und vertragen sich vorzüglich mit dem Hungermangel im Felde oder der Reiskostetische verpackt, die eiserner Natur, so können sie je nach Qualität und Eigenart bei ungenügender Nahrungsvorhandenheit und großen Anstrengungen den erschöpften Körper eine kräftige augenblicklich wirkende Erquickung sein. Dabei sind sie hygienisch einwandfrei hergestellt, verdirben nicht und werden stets frisch verpackt.

Eine besondere Abteilung unserer Fabrik, die K-Abteilung, ist organisiert, den im Felde stehenden Truppen die genannten Erfrischungen regelmäßig durch die Kaiserl. Feldpost zugehen zu lassen. Durch die täglich auszubehenden Listen der Generalstabes ist die Post über den Standort der einzelnen Regimenter stets unterrichtet.

Der leitende Vertreter unserer Firma bittet für eine gewissenhafte und zuverlässige Ausführung aller Aufträge.

Genau Angaben über Zahl der Versendungen (ob täglich oder wöchentlich), mehrmals, welche Artikel und in welcher Reihenfolge, sowie postliche Adressberechnung — Vor- und Zunahme, Dienstgrad, Korps, Division, Regiment, Kompagnie, Eskadron, Batterie — unter Beifügung des Betrages mit Postverweisung oder Einschreibebrief einlegen.

## Gebrüder Stollwerck A.-G., K-Abteilung

KÖLN — BERLIN — MÜNCHEN — BREMEN.

Jede Verkaufsstelle unserer Firma nimmt Bestellungen entgegen.

die ins Feld gerückten Abonnenten“ berechneten die Oberhausener Zeitungen 5 Pfennig pro Sendung.

Was sich in jenen Tagen auf dem Oberhausener Zentralbahnhof abspielte, wird in folgendem Stimmungsbericht im General-Anzeiger vom 10. August geschildert: „Schon die Bahnstraße entlang stehen am Gitter die Menschen, um die vorüberfahrenden Truppentransporte mit Hurras zu begrüßen. Je näher man dem Bahnhof kommt, um so dichter wird die Menschenmenge. Und drinnen im Bahnhof rollt ununterbrochen Zug an Zug in die Halle. Die meisten Wagen sind mit Kreide bemalt und zeugen von dem goldenen Humor, der trotz des Ernstes der Zeit unsere hinausfahrenden Krieger beseelt. Hier einige Proben: ‚Zum Schützenfest nach Paris; Serben, Russen, Franzosen, wir klopfen allen dreien auf die Hosen; Unser Hauptmann hat befohlen, wir sollen die Franzosen versohlen.‘ Die Begeisterung, die unter unseren Soldaten herrscht, ist kaum zu beschreiben.“

### Kaffeekannen geschleppt

Unter die Neugierigen auf dem Bahnhof mischte sich ein 14jähriger Bub namens Eduard Kleinöder. Der Junge war beeindruckt vom rastlosen Einsatz der ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer des Roten Kreuzes und packte gleich mit an: Er half, Kaffeekannen und Suppentöpfe an die am Bahnsteig 2 haltenden Transportzüge zu schleppen. Der „Steppke vom Bahnsteig 2“ wurde im Dezember 1914, inzwischen 15 geworden, „offiziell“ Mitglied der damaligen Freiwilligen Sanitätskolonne des Roten Kreuzes. Wie sich der mit 89 Lebensjahren noch immer sozial engagierte DRK-Ehren-

bereitschaftsführer erinnert, wurde an der Hoffnungsstraße (heute Tannenbergstraße) eine Ausladestelle für Verwundete eingerichtet. Als Sanitätswagen dienten von Pferden gezogene Möbelwagen Oberhausener Transportfirmen, in denen die Verwundeten in die hiesigen Lazarette gefahren wurden. Aber auch Metzgermeister Rhiem stellte sein Auto für den Verwundetentransport zur Verfügung. Wie in einer Stadtverordnungsitzung am 20. August mitgeteilt wurde, gab es damals in Oberhausen 720 Betten für Verwundete.

### Granatsplitter in Weichteil

Auf den Schlachtfeldern des er-



*Der 89 Jahre alte Eduard Kleinöder war der „Steppke vom Bahnsteig 2“, der gleich nach Kriegsausbruch 1914 im Oberhausener Bahnhof half, Kaffeekannen und Suppentöpfe an die Transportzüge zu schleppen, mit denen die Soldaten an die Front fuhren. Als 15jähriger wurde Kleinöder Ende 1914 Mitglied der einige Jahre vorher gegründeten „Freiwilligen Sanitätskolonne“ des Roten Kreuzes. Als Mitmittator des DRK-Klubs „Sonnenschein im Alter“ ist der Ehrenbereitschaftsführer immer noch aktiv.*

sten Weltkrieges mußten 1,8 Millionen deutsche Soldaten ihr Leben lassen. Merkwürdigerweise ist die Zahl der Gefallenen aus dem heutigen Stadtgebiet (Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld) amtlich nicht registriert. Insgesamt forderte der Krieg 1914/18 8,6 Millionen Todesopfer. Im August 1914 ahnten die Menschen davon nichts, eine Kriegsbegeisterung hätte es sonst auch in Oberhausen nicht gegeben. Die ersten von den Oberhausener Zeitungen veröffentlichten, noch mit preußischer Gründlichkeit geführten Verlustlisten lasen sich recht harmlos. Hier die Liste Nr. 4 im General-Anzeiger vom 20. August:



*DRK-Einsatz im ersten Weltkrieg in Oberhausen. An der damaligen Hoffnungsstraße (heute Tannenbergstraße) wurde gleich nach Kriegsausbruch 1914 eine Ausladestelle für Verwundetentransporte eingerichtet. In von Pferden gezogenen Möbelwagen rollten die mit dem Lazarettzug angekommenen Verwundeten in die hiesigen Lazarette (oberes Bild). Metzgermeister Rhiem stellte sein Auto für Verwundetentransporte zur Verfügung. Das untere Bild entstand ebenfalls an der Ausladestelle Hoffnungsstraße, am Steuer sitzt Johann Knops, ein Mitgründer der „Freiwilligen Sanitätskolonne“, Vorgängerin der Bereitschaft 1 im DRK-Kreisverband Oberhausen.*

# Zweite Verlustliste.

Berlin, 14. Aug.  
**Stab der 14. Infanteriebrigade (Halberstadt):** von **Buffum**, Generalmajor, tot; **Seebider**, Oberleutnant d. R., tot.  
**Inf.-Regt. Nr. 18 (Garnison Osterode):** **Grabowast Paul**, Gefreiter, 7. Komp., tot; **Gand, Paul**, Reservist, 7. Komp., tot.  
**Inf.-Regt. Nr. 20 (Garnison Wittenberg):** **Schulke**, Oberst, tot.  
**Inf.-Regt. Nr. 27 (Garnison Halberstadt):** **Krüger**, Oberst, tot; **Hildebrand**, Hauptmann, tot; **Mübsaunen**, Leutnant, tot; **Damrath**, Leutnant, tot; von **Groß**, Leutnant, tot; **Vreuh**, Leutnant, tot; **Voigt**, Leutnant d. R., tot.  
**Füsilier-Regt. Nr. 35 (Brandenburg):** **Mertak**, Major, tot; **Sabinski**, Hauptmann, tot; von **Pustkammer**, Hauptmann, tot; **Romada**, Hauptmann, tot.  
**Inf.-Regt. Nr. 136 (3. Schel.):** **Bartelt Joseph**, Musiketier, 7. Komp., schwerverwundet (rechte Bein); **Ibe Emil**, Musiketier, 8. Komp., schwerverwundet (rechter Fuß überfahren und getreten, im Marienhospitale in Eisenhofen).  
**Inf.-Regt. Nr. 165 (5. Hannover.):** **Leppien**, Leutnant, tot.  
**Inf.-Regt. Nr. 171 (Garnison Kolmar):** **Nicht Robert**, Musiketier, 10. Komp., tot; **Bäder**, Ernst, Musiketier, 10. Komp., tot; **Franzen Albert**, Unteroffizier, 10. Komp., tot; **Hittroff Harald**, Leutnant, 6. Komp., vermisst, soll nach Angabe von französischen Gefangenen gefangen genommen und nach Gedamer transportiert worden sein; **Körner Otto**, Sergeant, 6. Komp., vermisst, ebenso **Mattigies Hermann**, Musiketier, 6. Komp., vermisst, ebenso **Sturml Albert** **Heinrich**, Musiketier, 6. Komp., vermisst, ebenso **Wozz Siegf. Gust.**, Musiketier, 6. Komp., vermisst; **Vange 2 Karl** **Friedr. Ernst**, Gefreiter und Hornist, 7. Komp., tot; **Spintina**, Wilhelm, Biszeldnebel, 3. Komp., schwerverwundet (rechte Oberschenkel); **Zeit Theodor**, Musiketier, 3. Komp., schwerverwundet, (rechte und linker Oberschenkel); **Marcus Friedr. Wilh.**, Reservist, 1. Komp., tot; **Widermann Wilh.**, Musiketier, 1. Komp., schwerverwundet (Unterleib).  
**Jägerbataillon Nr. 1 (Ostpreußen):** **Kaifer**, August, Jäger und Maschinist, tot; **Rehl Otto**, Biszeldnebel und Maschinist, schwerverwundet (Kopfschuss) — liegt im Lazarett Heidenburg).  
**Jäger-Bataillon Nr. 4 (Mannburg):** **Gaubert**, Leutnant, tot.  
**Jäger-Bataillon Nr. 14 (Kolmar):** **Wegener** **Fährich**, tot; **Schwenk**, Jäger, tot; **Wrede**, Jäger, tot; **Vuelh**, Jäger, tot; **Wollenstein**, Jäger, tot; **Nique**, Jäger, verwundet; **Welsch**, Jäger, verwundet; **Henkel**, Jäger, verwundet; **Reitelson**, Jäger, verwundet; **Andrs**, Oberjäger, verwundet; **Engel**, Oberjäger, verwundet; **Arnack**, Jäger, verwundet; **Dierhemann**, Jäger, verwundet; **Koppow**, Jäger, verwundet; **Zump**, Gefreiter, verwundet; **Heinrich**, Gefreiter, verwundet; **Roest 1**, Gefreiter, verwundet; **Mahnke**, Jäger, verwundet;

**Secht**, Gefreiter, verwundet; **Gothmann**, Jäger, verwundet; **Tedenbrod**, Gefreiter, verwundet; **Ulrich**, Jäger, verwundet; **Dreger**, Jäger, verwundet; **Rebun**, Jäger, verwundet; **Schuldt 3**, Jäger, verwundet; **Zuergens**, Jäger, verwundet; **Hantz**, Jäger, verwundet; **Prohl**, Jäger, verwundet.  
**Kürassier-Regiment: 5 (Westpr.):** **Golk**, **Khoff**, **Bigewachmeister**, 4. Eskadron, vermisst.  
**Dragoner-Regt. Nr. 7 (Garnison Saarbrücken):** **Leidemann**, Dragoner, 4. Esc., tot; **Mindermann**, Dragoner, 4. Esc., tot; **Vimbisli**, Sergeant, 4. Esc., verwundet u. gefangen; **Leishmann**, Dragoner, 4. Esc., verwundet u. gefangen; **Palm**, Dragoner, 2. Esc., tot; **Brüdmann**, Dragoner, 4. Esc., tot.  
**Dragoner-Regt. Nr. 10 (Hallenstein):** **Sofha**, Dragoner, 5. Esc., gefangen; **Bermann**, Dragoner, 5. Esc., vermisst.  
**Dragoner-Regt. Nr. 14 (Kolmar):** **Lenz**, **Wils**, Dragoner, tot; **Ginger**, **Wulan**, Dragoner, gefangen; **Kolled**, **Otto**, Dragoner, leicht verwundet, Armbruch (Lazarett Schleiftstadt); **Müller**, **Freder.**, Unteroffizier, leichtverwundet, Schulterbruch (Lazarett Kolmar); **Kunzel**, **Wils**, Unteroffizier, vermisst; **Seinrich**, **Alfr.**, Gefreiter, vermisst.  
**Ulanen-Regiment Nr. 7 (Saarbrücken):** **Tesmar**, Oberleutnant, tot.  
**Ulanen-Regiment Nr. 8 (Ostpreußen):** **Möhm**, **H. A. D.**, Leutnant, vermisst (soll gefangen sein); **Sidmann**, **Paul**, vermisst (soll gefangen sein); **Mornisch**, **Emil**, Sergeant, tot; **Kliska**, **August**, **Ulan**, leicht verwundet (rechte Schulter); **Vohr**, **H. A.**, **Ulan**, vermisst; **Heidi**, **Johannes**, **Ulan**, tot; **Ribellus**, **Herbin**, **Ulan**, schwer verwundet; **Zuhwiski**, **Wils**, **Ulan**, tot; **Kalisntat**, **Fritz**, Gefreiter, leicht verwundet (rechte Hüfte); **Laborius**, **A.**, Gefreiter, leicht verwundet; **Wettpahl**, **H. Otto**, **Ulan**, leicht verwundet; **Storm**, **Max**, Gefreiter, leicht verwundet; **Zimmerinik**, **Aug.**, **Ulan**, vermisst; **Arack**, **Fritz**, **Ulan**, leicht verletzt (rechte Arm); **Schillat**, Sergeant, schwer verwundet (rechte Schulter); **Schwahe**, **Gustav**, **Ulan**, schwer verwundet (rechte Hüfte); **Dahlst**, **Otto**, **Ulan**, leicht verwundet (linker Arm).  
**Feldartillerie-Regiment Nr. 4 (Magdeburg):** **Wilmjen**, Hauptmann, tot; **Brandhorst-Sachsen**, Leutnant, tot; **Diere**, Leutnant d. Res., tot; **Hudolph**, Kommandeur der Munitionsabteilung, Oberleutnant z. D., tot.  
**Von den Fliegertruppen:** **Jahom**, Oberleutnant, Flieger-Nr. 1, tot (abgestürzt, Schädelbruch).

Berlin, 14. Aug. Der **Hutemeiter** **Anguit** u. **Scholl**, einziger Sohn des Generalobersten und Generaladjutanten des Kaisers, ist infolge einer Verwundung im Lazarett gestorben.

des großen Geschehens im Geiste einer Opferbereitschaft und Opferwilligkeit erfaßt, die seinen Einwohnern ein ehrenvolles Zeugnis ausstellte. Das Wort vom Ärmsten Sohn des Volkes, der zugleich sein treuester ist, hatte in höchstem Maße hier seine Berechtigung angesichts der zahlreichen Beweise tiefsten Pflichtbewußtseins."

## Gasmasken von der NSV

Während die Kriegsvorbereitungen auf Hochtouren liefen, verabreichte die NS-Propaganda den Menschen Beruhigungspillen. Anfang August 1939 brachten die Zeitungen auf ihrer ersten Seite ausführliche Berichte über angeblich sehr erfolgreiche Luftwaffenmanöver: „Die Luftwaffe bestand ihre Probe.“ Drei Jahre bevor der Luftkrieg über Deutschland zum Inferno eskalierte, die „fliegenden Festungen“ der Alliierten unsere Städte in Schutt und Asche legten, meldeten die Zeitungen als Ergebnis der Manöver: „Angriff von See ausgeschlossen.“ Hermann Göring wurde mit der Versicherung zitiert: „Das Ruhrgebiet werden wir auch nicht einer einzigen feindlichen Bombe ausliefern.“ Aus dem Lokalteil vom 5. August erfuhr die Oberhausener Zeitungsleser, daß Oberbürgermeister SA-Standartenführer Gelberg im Parkhaus am Kaisergarten 225 „Gefolgschaftmitgliedern“ der Stadtverwaltung das goldene bzw. silberne Treuedienstehrenzeichen überreichen wird. Leicht zu übersehen war die kleine Meldung über die Ausgabe von Gasmasken der NSV-Ortsgruppe Lirich „jeden Sonntag von 9 bis 12 Uhr.“

Von derartigen versteckten Hinweisen auf die Kriegsvorbereitungen abgesehen, ließen die Lokalteile der Oberhausener Zeitungen nicht darauf schließen, daß der

„Füsilier-Reg. 40: Gefr. Wilhelm Brüggemann (Stendal) leicht verletzt von Schuß in linken Arm, Füsilier Emil Kochler (Baden) schwer verletzt von Granatsplitter in Weichteil; Inf.-Reg. Nr. 20, 7. Komp.: Musiketier Hermann Allrich aus Mahlsdorf leicht verletzt von Schuß in Finger.“  
 25 Jahre später — im August 1939 — erinnerten die Oberhausener Zeitungen und die Wehrmacht in

einem Tagesbefehl an das Geschehen im August 1914 — nicht ohne kritische Bemerkungen an die Adresse der damals Verantwortlichen über unzureichende Kriegsvorbereitungen. Das Nazi-Organ National-Anzeiger schmeichelte bei dieser Gelegenheit der Oberhausener Arbeiterschaft: „Groß-Oberhausen, das sich mit berechtigtem Stolz eine Arbeiterstadt nennt, war damals schon von dem Pulsschlag

Zweite Weltkrieg vor der Tür stand. Die Oberhausener lasen einen Stimmungsbericht vom Sterkrader Schweinemarkt, wurden ausführlich über eine „gründliche äußere Überholung des Schlosses Oberhausen“ informiert: „Unter Leitung von Stadtoberbaurat Reitz ist die Restaurierung in einer Art erfolgt, die die bauliche Schönheit dieses alten historischen Herrensitzes unterstreicht“ (Zeitungsbericht vom 6. August 1939). Die NSV bot Ferienspiele an, die Karnevalsgesellschaft „Westfalia“ Osterfeld bereitete sich schon auf den Rosenmontagszug 1940 vor, in der „Union“ fand ein Marinekonzert den Beifall der Zuhörer. Die Stadt nutzte die Theaterferien zu umfangreichen Umbauarbeiten im Haus an der Hindenburgstraße (heute Ebertstraße). Zu den Gaufestspielen wurden 165 Vereine erwartet.

### **Küchenabfälle für die Schweine**

Mit dem Schlachtruf „Parole heißt: Erntehilfe“ wurden Schüler und Studenten unter sanften Druck gesetzt, die Ferien als Erntehelfer zu verbringen. Unter der Schlagzeile „Wir bringen die Ernte unter Dach“ berichtete der General-Anzeiger am 9. August über den Einsatz Oberhausener Helfer auf ostpreußischen Getreidefeldern. Die Oberhausener Hausfrauen wurden eindringlich gebeten, ihre Küchenabfälle für die Holtener Schweinemastanstalt zu sammeln. „Je mehr Abfälle einkommen“, hieß es, „um so mehr kann die Schweinemast erweitert werden und zur wirtschaftlichen Unabhängigkeit vom Ausland beitragen.“ Am 17. August meldeten die Zeitungen, daß das Reichsverkehrsministerium die Genehmigung zum Bau der Unterführung

und des Empfangsgebäudes am Bahnhof Holten erteilt habe. Der Inangriffnahme der Vorarbeiten stehe nun nichts mehr im Wege. Im Wege stand der Ausbruch des zweiten Weltkrieges zwei Wochen später. Tatsächlich gebaut wurde die Unterführung erst vor wenigen Jahren.

### **Parteitag des Friedens**

Mitglieder Oberhausener Kriegervereine bereiteten sich auf eine Reise nach Ostpreußen vor: zur Teilnahme an den Feiern zum 25. Jahrestag des Sieges von Tannenberg. Politische Leiter, SA-Männer und Hitlerjungen verkauften in der Stadt die Parteitagplakette, die von einer Oberhausener Zeitung als „Das Wahrzeichen“ wie folgt angepriesen wurde: „Während die Welt rundum von wildem Kriegeschrei erfüllt ist, kommt in das deutsche Haus das schlichte Abzeichen für den diesjährigen Reichsparteitag, der vom Führer schon seinen Namen als Parteitag des Friedens erhalten hat. Ist diese künstlerisch schöne Plakette nicht ein Talisman für jeden Deutschen, ein Unterpfeil für das Glaubensbekenntnis des Führers zum Frieden? Hat der große, herrliche und unerschütterliche Glaube des deutschen Menschen an Adolf Hitler nicht in den lichten, beglückenden Zeichen des Parteitags 1939 Gestalt gewonnen?“ Ob der Schreiber geglaubt hat, was er schrieb? Spätestens am 27. August wurde dieses Geschreibsel als hohle Phrase entlarvt: Der „Parteitag des Friedens“ wurde wegen des bevorstehenden Krieges – amtlich „wegen der angespannten Lage“ – abgeblasen. Auch die Tannenberg-Feiern fielen aus. Die Sonderzüge brachten nicht Kriegsveteranen von 1914, sondern

Soldaten nach Ostpreußen an die polnische Grenze.

Im Istra-Theater lief der Westwall-Film, der von den Zeitungen hochgejubelt wurde. Die Begeisterung der Kinobesucher aber hielt sich in Grenzen. Die Oberhausener mochten sich nicht so recht an Beton, Granaten und Kanonen dieses „gewaltigsten Befestigungswerkes aller Zeiten“ ergötzen, weshalb der Propagandafilm nach verhältnismäßig kurzer Zeit wieder vom Spielplan verschwand.

In den Nächten 21./22. und 22./23. August erlebte Oberhausen mit einer totalen Verdunklung einen Vorgeschmack auf einen Zustand, der über fünf Jahre andauern sollte. Bei dieser Übung für den Ernstfall an der „Heimatfront“ ließen nicht wenige Oberhausener den erwarteten Eifer vermissen: Nach Einbruch der Dunkelheit legten sie sich ins Bett. „Gänzlich unangebracht erschien die Haltung zahlreicher Familien“, nörgelte die National-Zeitung, „die ihrer Pflicht dadurch genügt zu haben glaubten, daß sie überhaupt auf die Einschaltung des Lichtes verzichteten, selbstverständlich ohne die Fenster mit den notwendigen Schutzvorrichtungen zu versehen. Diese Haltung entspricht keineswegs dem beabsichtigten Zweck der Verdunklungsübung, wie sich jeder vernünftige Mitbürger leicht denken kann.“

Inzwischen sahen sich die ihrem Führer nicht unbedingt blind vertrauenden Oberhausener veranlaßt, Unheil zu wittern. Denn seit Anfang des Monats August füllten Hetzartikel gegen Polen, aber auch gegen die polnischen Verbündeten England und Frankreich die der Goebbelschen Sprachregelung unterliegenden Hauptseiten der

Zeitungen. Der Neue Tag (Ruhrwacht) am 8. August: „Polen droht mit Beschießung Danzigs – Ungheuerliche Hetze der polnischen Regierung – Wie lange sollen diese unerträglichen Herausforderungen noch dauern!“ „So tobt der polnische Chauvinismus“ und „Lage der Volksdeutschen in Polen unerträglich“ – so oder ähnlich lauteten Tag für Tag die Schlagzeilen.

### **Der Moskau-Coup**

In diese von der NS-Propaganda angeheizte explosive Stimmung platzte am 23. August die Sensationsmeldung vom Nichtangriffspakt zwischen Berlin und Moskau und damit zwischen zwei Systemen, die sich bis dahin propagandistisch bis aufs Messer bekämpft hatten. Kommunisten, die auch in Oberhausen nach 1933 im Untergrund den Kampf gegen Hitler fortgesetzt hatten, waren überfordert, diesen ideologischen Bocksprung des Kremls nachzuvollziehen; sie verstanden die Welt nicht mehr. Die „Hundertprozentigen“ unter den Volksgenossen sahen dagegen in dem Moskau-Coup einen weiteren Beweis der „Unfehlbarkeit“ ihres Führers. Auch in unserer Stadt atmeten viele Men-

schon auf, weil es Gewißheit zu werden schien, daß es – sollte ein Krieg wirklich nicht zu vermeiden sein – auf keinen Fall zu einem Zweifrontenkrieg wie 1914 kommen würde. Optimisten bewerteten den Moskauer Vertrag – in einem Geheimprotokoll steckten der braune und der rote Diktator ihre Machtbereiche in Nord-, Ost- und Südeuropa ab – sogar als eine Garantie gegen einen bewaffneten Konflikt in Europa. Daß der „unfehlbare“ Führer in seinem Größen- und Rassenwahn den auf zehn Jahre abgeschlossenen Pakt 22 Monate später brechen und damit den Mehrfrontenkrieg herbeiführen würde, ahnte 1939 wohl niemand.

Der großen außenpolitischen Überraschung vom 23. August folgte am 27. August eine nicht minder sensationelle innenpolitische. Ausgerechnet an diesem Sonntag – die Geschäfte waren geschlossen – wurde die Bevölkerung von der Einführung der Bezugsscheinplicht informiert. Die Ausweiskarten und Merkblätter würden allen Verbrauchern innerhalb der nächsten 24 Stunden ins Haus gebracht, hieß es. Durch die bei den Vorbereitungen für die

Einführung der Bezugsscheine streng eingehaltene Geheimhaltung konnten die Nazis den erhofften Überraschungserfolg erzielen: Hamsterkäufe waren kaum mehr möglich. Dennoch sah sich der Oberhausener Polizeipräsident – ein höherer SA-Führer – schon am 28. August veranlaßt, 13 Geschäfte „wegen Verstosses gegen die Anordnung der Reichsregierung über bezugsscheinpflichtige Waren“ für einige Tage zu schließen. Am 31. August berichteten die Zeitungen von der Einrichtung von Ernährungs- und Wirtschaftsämtern bei den Stadt- bzw. Kreisverwaltungen. Die Nazis haben sich gründlicher auf den Krieg vorbereitet als die amtlichen Stellen 25 Jahre vorher. Im Ersten Weltkrieg wurden erst 1915 erste Rationalisierungsmaßnahmen für die Bevölkerung getroffen.

### **Bummel über den Wochenmarkt**

In den Ausgaben vom 1. September 1939, dem Tag, an dem 25 deutsche Divisionen mit 1,5 Millionen Soldaten die polnische Grenze überschritten, täuschten die Lokalseiten der Oberhausener Presse weiter Frieden und Idylle vor. Die National-Zeitung berichtete auf der ersten Lokalseite über die Brückenbauten im Zuge der Emscherverlegung in Buschhausen und lud ihre Leser zu einem „Bummel über den Wochenmarkt“ ein. Erst auf der zweiten Lokalseite war eine Bezugsschein-karte abgedruckt und die Mitteilung zu lesen, daß zur schnelleren Erledigung der Anträge auf Ausstellung von Bezugsscheinen für Spinnstoff und Schuhwaren besondere Außenstellen eingerichtet wurden. Der General-Anzeiger brachte an diesem für die deutsche Geschichte verhängnis-

## **Nichtangriffspakt auf zehn Jahre**

**DNB. Moskau, 24. August. (Drakth.)** Der Reichsminister des Auswärtigen, von Ribbentrop, hatte gestern nachmittag im Beisein des deutschen Botschafters in Moskau, Graf von der Schulenburg, eine dreistündige Unterredung mit den Herren Molotow und Stalin.

Der Reichsaußenminister hat sich gestern abend, 22 Uhr, erneut zur Fortsetzung der Besprechungen in den Kreml begeben. Die Verhandlungen haben mit der Einigung über einen Nichtangriffspakt zwischen Deutschland und der UdSSR. geendet, der von dem Herrn Reichsaußenminister und Herrn Molotow in Anwesenheit des Herrn Stalin und des deutschen Botschafters gezeichnet wurde.

# Vorwärts, mit Gott für Deutschland!

## Tagesbefehle an die Wehrmacht - Das Volk hat Vertrauen zu seinen Soldaten

Die Oberbefehlshaber der drei Wehrmachtsteile haben folgende Tagesbefehle erlassen:

### Tagesbefehl an das Heer

Soldaten!

Berlin, 1. September.

Die Stunde der Bewährung ist gekommen. Nachdem alle anderen Mittel erschöpft sind, müssen die Waffen entscheiden. Im Bewußtsein unserer gerechten Sache ziehen wir in den Kampf für ein klares Ziel: die dauerhafte Sicherung deutschen Volkstums und deutschen Lebensraumes gegen fremde Übergriffe und Machtanprüche. Als Träger der stolzen Überlieferung der alten Armee wird das junge nationalsozialistische Heer das ihm geschenkte Vertrauen rechtfertigen. Unter dem Oberbefehl des Führers wollen wir kämpfen und siegen. Wir banen auf die Entschlossenheit und Einigkeit des deutschen Volkes. Wir wissen um die Stärke und Kraft der deutschen Wehrbereitschaft. Wir glauben an den Führer.

Vorwärts, mit Gott für Deutschland!

Der Oberbefehlshaber des Heeres:  
von Brauchitsch,  
Generaloberst,  
1. September.

### Tagesbefehl an die Kriegsmarine

Der Ruf des Führers ist an uns ergangen. Die Stunde der Entscheidung findet nun bereit, einzutreten für Ehre, Recht und Freiheit unseres Vaterlandes. Eingedenk unserer reichreichen Tradition werden wir den Kampf führen in innerstüchtlichem Vertrauen auf unseren Führer und in festem Glauben an die Größe unseres Volkes und Reiches!

Es lebe der Führer!

Kraeder,  
Vizeadmiral Dr. h. c.  
1. September.

### Tagesbefehl an die Luftwaffe

Soldaten der Luftwaffe, Kameraden!

Wochen und Monate habt Ihr mit geballten Fäusten und zusammengebissenen Zähnen die unerhörten und ungläublichen Provokationen erlebt, die ein dem Wahnsinn des Berliner Diktators entsprungenes Staatengebilde dem Großdeutschen Reich zu bieten wagte. Das Maß ist voll! Nicht länger mehr kann das deutsche Volk dem verbrecherischen Treiben zusehen, dem schon Hunderte und Tausende unserer Volksgenossen in den ehemaligen deutschen Ostprovinzen zum Opfer fielen. Jedes weitere Zögern wäre jetzt gleichbedeutend mit der Aufgabe der heiligen Lebensrechte der deutschen Nation. Kameraden! Der Führer hat gerufen! Eure große Stunde ist da. Die Luftwaffe — jahrelang wirksamstes Instrument der Friedenspolitik des Führers — hat nun zu beweisen, daß sie in dem entscheidenden Augenblick zur Erfüllung ihrer gewaltigen Aufgaben zur Stelle ist. Grenzenlos ist das Vertrauen des Führers und des deutschen Volkes zu Euch. Als Euer Oberbefehlshaber bin ich stolz und glücklich darüber, denn ich weiß mit festester Gewißheit, daß jeder einzelne unter Euch sich dieses Vertrauens in jeder Weise würdig zeigen wird.

Flieger! Im blitzschnellen Zupaden werdet Ihr den Feind vernichten, wo er sich zum Kampf stellt oder in der Auflösung zurückflieht. Ihr werdet jeden Widerstand zertrümmern und zerbrechen mit leichtem operetrendigen Einsatz.

Männer der Bodenorganisation! Ihr werdet treudig und gewissenhaft den Einsatz und die Sicherheit Eurer Kameraden in der Luft vorbereiten und gewährleisten.

Flakartilleristen! Ihr werdet jeden Angreifer herunterholen. Jeder Schuß aus Euren Geschützen wird dem Leben Eurer Frauen, Mütter und Kinder, wird dem ganzen deutschen Volke die Sicherheit verbürgen.

Funker! Ihr seid die Träger des raschen und reibungslosen Zusammenwirkens in unserer Waffe. Ihr gebt unserer Waffe die Möglichkeit, den eigenen alles überrennenden Angriff voranzutragen und den feindlichen Gegenstoß rechtzeitig abzufangen und zum Scheitern zu bringen.

Kameraden! Jedem von Euch blicke ich jetzt ins Auge und verpflichte jeden von Euch, alles zu geben für Volk und Vaterland. An Eurer Spitze unser geliebter Führer, hinter Euch die ganze im Nationalsozialismus geeinte deutsche Nation. Da gibt es für uns nur eine Lösung: Sieg!

Sermann Göring,  
Generalfeldmarschall.  
1. September 1939.

vollsten Tag im Lokalteil sinnigerweise eine Reportage über einen Wünschelrutengänger. Aktuelles Thema war auch in dieser Zeitung die Bezugsscheinpflcht. Überschrift: „Keiner wird zu kurz kommen.“

### „Ruhig, fest und entschlossen“

Am Vormittag des 1. September 1939 gab Hitler vor dem Reichstag unter dem Beifall der braunen Würdenträger den Überfall auf Polen bekannt. Der Neue Tag veröffentlichte am folgenden Tag unter der Überschrift „Ruhig, fest und entschlossen“ ein Foto von der Übertragung der Führerrede auf die Marktstraße und schrieb dazu: „Überall im deutschen Vaterlande standen die Menschen vor den Lautsprechern der Rundfunkgeschäfte, hörten bewegt die herrliche Rede unseres Führers und grüßten ihn aus vollem Herzen.“ Die National-Zeitung in ihrem lokalen Stimmungsbericht: „Gegen 10 Uhr, kurz vor Beginn der denkwürdigen Reichstagsitzung, wurde der Verkehr auf den Straßen schwächer. Tiefe Bewegung ging durch die Reihen der Hörer, denen der Führer wahrhaft aus den Herzen sprach. Nichts, aber auch gar nichts war auf den Straßen zu bemerken, was auf eine Unruhe hindeutete.“ Mit dieser Feststellung gab das NS-Organ zu: „Tiefe Bewegung“ — sie kann man unterschiedlich deuten — und keine Unruhe auf den Straßen, aber keine patriotische Begeisterung wie 1914.

Am 3. September — es war ein Sonntag — gab es in unserer Stadt die ersten Opfer unter der Zivilbevölkerung. Gegen Mittag tauchten englische Aufklärungsflugzeuge über dem Stadtgebiet auf. Durch Flaksplitter wurden mehrere Men-

# Ruhig, fest und entschlossen

Jeder Volksgenosse folgt dem Führer – Jubel um die Heimkehr  
Danzigs in ernster Stunde



Um 10,50 Uhr gestern vormittag wurde diese Aufnahme gemacht. Ueberall im deutschen Vaterlande standen die Menschen vor den Lautsprechern der Rundfunkgeschäfte, hörten bewegt die herrliche Rede unseres Führers und grüßten ihn aus übervollem Herzen.  
(Zufn.: Thomalla)



„Seit 5.45 Uhr wird jetzt zurückgeschossen“: Mit gemischten Gefühlen hören „Volksgenossen“ am 1. September 1939 die Übertragung der Führerrede. Unter der Überschrift „Ruhig, fest und entschlossen“ brachte eine Oberhausener Zeitung im Lokalteil ein Bild von der Übertragung.

schen verletzt, ein Verwundeter starb wenig später: der erste von insgesamt 2200 Toten, die der Luftkrieg in Oberhausen forderte. General-Anzeiger und Neuer Tag trauten sich nicht, diesen Vorfall ihren Lesern mitzuteilen. Der General-Anzeiger verbreitete sich am dritten Kriegstag im Lokalteil über die Frage, wie Oberhausen die genaue Bahnzeit erhält, über „Blumen, ihre Lebensbedingungen und stummen Schmerzen“ und über die Entwicklung der Straßenschilder „von den alten Wegezeichen bis zu den heutigen Verkehrsschildern.“ Am fünften Kriegstag veröffentlichte der Neue Tag einen Aufruf des Polizeipräsidenten: „Runter von den Straßen, wenn die Flak schießt.“ Die Konkurrenz vom Altmarkt stellte ihren Lesern an diesem Tag den aus Oberhausen stammenden Zeitungsforscher Dr. Alfred Schulte vor.

Die erste Gefallenenanzeige erschien am 6. September in der National-Zeitung. Die Anzeige galt dem Flieger-Unteroffizier und Flugzeugführer Hermann Petri aus Osterfeld, der am 3. September den Fliegertod gestorben war. Bis zur Kapitulation im Mai 1945 sollten ihm noch 4817 Wehrmachtangehörige aus unserer Stadt folgen, die den „Heldentod“ fanden: 4818 von insgesamt 4,2 Millionen, die aus dem Zweiten Weltkrieg nicht zurückgekehrt sind. In der ganzen Welt fielen insgesamt 27 Millionen Soldaten, in der Zivilbevölkerung waren 25 Millionen Opfer zu beklagen. Der Führer aber kündigte den Überfall auf Polen und damit den Beginn des zweiten Weltkrieges in einer „herrlichen Rede“ an, wie ein Oberhausener Zeitungsschreiber meinte.

# Mit O. GESCHRIEBEN

## Unsere Stadt in der Literatur

DR. RONALD SCHNEIDER

Das „literarische Oberhausen“ vorzustellen ist ein Unterfangen, das hier nur ausschnittsweise und beispielhaft gelingen kann. Die große Zahl der Veröffentlichungen über Oberhausen – eine von der Stadtbücherei 1987 erstellte Bibliographie nennt 172 Titel! – wird manchen überraschen und ist für unsere Stadt erfreulich: Wer ihre Entwicklung nicht nur in trockenen Daten, sondern im farbigen literarischen Zeugnis kennenlernen will, dem sei hier und im folgenden ein Vorgeschmack dessen vermittelt, was ihm eine literarische Entdeckungsreise rund um Oberhausen an neuen Perspektiven und überraschenden Einblicken eröffnen kann.

Das wohl früheste literarische Zeugnis, das uns das eben industriell erwachende Oberhausen um die Mitte des 19. Jahrhunderts vor Augen führt, stammt aus der Feder des – zu seiner Zeit populären – Levin Schücking:

*Die Eisenbahn aber führt uns weiter nach Oberhausen, in eine Landschaft, welche eine Staffage von nordamerikanischem Gepräge hat, wir befinden uns in einer wahren Urbeide und mitten in ihr erblicken wir die Schöpfungen des modernsten Kulturlebens, eben aus dem Boden gestiegene Stationsgebäude, Häuser, Hotels, Fabrik-etablissemments, und ebe viel Zeit verfließt, wird mit amerikanischer Schnelligkeit eine Stadt aus diesen Sandhügeln aufwachsen, das verbürgt der Knoten der Bahnlinien, der sich hier schürzt.*

Schückings Prognose war von bestechender Hellsichtigkeit: dank seiner günstigen Verkehrslage wie seiner Bodenschätze wurde Oberhausen sehr rasch zu einer wichtigen Bastion der industriellen „new frontier“ des Deutschen Reiches, zu einem Kernteil des aufstrebenden „Reviers“.

Die Entwicklung Oberhausens zur Industriestadt ist untrennbar

verbunden mit der Entwicklung eines Wirtschaftsunternehmens: der Gutehoffnungshütte Oberhausen.

Die 1982 von H. J. Joest vorgelegte Firmengeschichte der GHH arbeitet deshalb – in sehr anschaulicher und lebendiger Weise – auch die Geschichte und Entwicklung unserer Stadt auf. Für die den Beobachtungen Schückings nachfolgenden Jahrzehnte hält die „GHH-Geschichte“ als Resümee fest:

*Die Eisenbüten, bald auch die Zechen, formten die Stadt nach den Maßstäben Eisen, Kohle und Eisenbahn, ließen sie entsprechend ihrem Personalbedarf wachsen und gaben ihr mit den Werkswohnungen auch ein unverwechselbares Siedlungsgepräge ...*

*Oberhausen entwickelte sich dabei zum Schmelztiegel der Nation.*

Doch ähnlich wie im Falle der USA ist die Redewendung vom „Schmelztiegel“ auch im Falle des Ruhrgebietes und Oberhausens nur mit Vorbehalt zu behandeln. Johann Grohnke schreibt dazu in seinen jüngst veröffentlichten „Geschichten aus dem Dunkelschlag“:

*Um die Jahrhundertwende strömten aus den Provinzen Posen, Oberschlesien, Westpreußen und*





aus der ostpreußischen Provinz Masuren Landarbeiter ins Ruhrgebiet: Deutsche polnischer Abstammung ... (die) standhaft an ihrer polnischen Kultur festhielten ... Es wurden polnische Vereine gegründet. Die Kinder schickte man in polnische Abendschulen. Die polnischen Bergleute gründeten sogar eine polnische Gewerkschaft ... So gab es auch in unserer Bergarbeiterbildung einen Polenverein.

Erst das 3. Reich setzte übrigens dieser polnischen Eigenkultur in Oberhausen mit all ihren unterschiedlichen Ausprägungen (wie sie Grohnke sehr anschaulich beschreibt) ein gewaltsames Ende.

Doch zurück zu Oberhausens Frühzeit. In Roland Günters solider und schöner Darstellung der Kunstdenkmäler Oberhausens von 1969 wird die Priorität der Industrieentwicklung (einschl. Verkehrsanbindung!) für die Entwicklung der Stadt recht genau nachgezeichnet, und er faßt mit einigem Stolz zusammen:

*Innerhalb von rund fünfzig Jahren zwischen 1850 und 1900 wurde das Erscheinungsbild der Landschaft völlig umgewandelt. Das agrarische Gebiet schrumpfte zu Inseln zusammen und die technische Architektur bestimmte (zunehmend) das Bild der Stadt.*

Neben den großen Werken rund 45 km Staatseisenbahn (1949 neun Eisenbahnstrecken) und rund 110 km Werksbahnen, 22 km

Kanäle, ferner umfangreiche Rohrleitungsnetze und Hochspannungsleitungen.

Doch der gleiche Roland Günter stellt in einem 15 Jahre später herausgegebenen Buch über das „unbekannte Oberhausen“ nun auch die „Zerstörungen der Natur“ durch diese Industrieentwicklung deutlich heraus:

*Der Abbau der Koblefelder geschieht weithin als Raubbau der Landschaft: sie sackt bis zu 10 Meter ab ... Die Bodensenkungen des Kobleabbaues führten auch dazu, daß die Wasserhaltung der Emischer um die Jahrhundertwende nicht mehr funktionierte. Die umliegenden Gebiete drohten zu versumpfen. Überschwemmungen ... Wie bedenkenlos die Zerstörungen der Natur (auch späterhin) gehandhabt wurde, zeigt die teilweise ganz überflüssige Abholzung des Grafenbusches ...*

Günters Auflistung ließe sich problemlos fortsetzen; denn auch mit all diesen Folgeschäden, denen man zum ersten Mal in den 20er Jahren systematisch entgegenzuwirken begann, ist Oberhausen eine typische Industriestadt des „Reviere“.

Doch die „Folgekosten“ der rasanten Industrialisierung unseres heimatlichen Raumes hatten in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts nicht nur die Natur, sondern hatten vor allem auch die Menschen zu tragen, die hier lebten oder sich ansiedelten: die Arbeiter. In der „GHH-Geschichte“ kann man dazu lesen:

*Zu den harten Arbeitsbedingungen unter Tage und in den Hitzebetrieben kam der geringe Lohn: Anfang der 80er Jahre des 19. Jahrhunderts verdiente ein Hüttenarbeiter zwischen 2,50 und 2,95 Mark pro Schicht. Für einen Haus-*

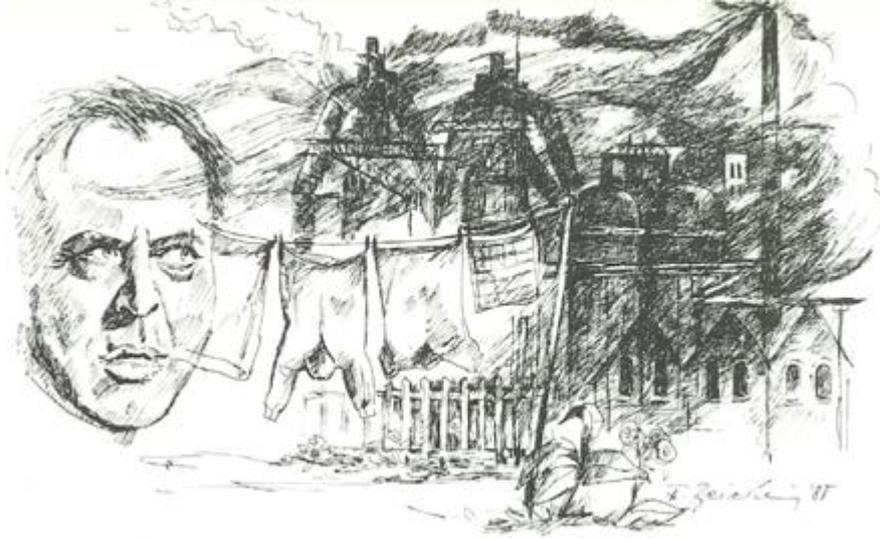
*stand hieß es da lange sparen: Eine Kommode kostete 24 Mark, ein Wasserkessel 7 Mark, ein Küchenherd 45 Mark ... Die Schicht: das waren 12 Stunden und bezahlten Urlaub gab es erstmals 1919!*

Die Konsequenzen für Leben und Gesundheit der Oberhausener Industriearbeiter sind bekannt, und diese Arbeits- und Lebensbedingungen verbesserten sich nur sehr langsam. In einem bei Roland Günter abgedruckten Dokument berichtet ein Bergarbeiter aus den 20er Jahren:

*Als ich ansing im Bergbau, verdiente ich als Gedingearbeiter im Schichtlohn 5,50 Mark pro Schicht, später als Lehrbauer um 7,50 Mark. Für die Heirat habe ich gespart: Ein Küchenherd war damals sehr teuer. So hab' ich 1.100 Mark bei der Hochzeit beisammen gehabt.*

Doch Kohle und Stahl diktierten nicht nur die Lebensbedingungen des Arbeiters, sondern auch vieler Bessergestellter in Oberhausen. Will Quadflieg, der anerkannte und erfolgreiche Schauspieler, gibt in seinen Lebenserinnerungen ein anschauliches Bild davon. Sein Vater brachte es bei der GHH immerhin bis zum Betriebsleiter; doch man lebte in der Carl-Lueg-Straße, die bis in die 50er Jahre noch die Mülheimer- und Essener Straße verband, genauso in dem Lärm und Schmutz der Industriebetriebe:

*Aus unserem Garten führte ein Pförtchen direkt auf das Betriebsgelände, und in achthundert oder neunhundert Meter Entfernung lag der nächste Hochofen. Vor meinem Fenster stand Tag und Nacht ein riesige Stichflamme, die die abströmenden Gase der Kokereien verbrannte. Aus den Maschinenhäusern dröbnte unentwegt der Lärm*



der Schwungräder. Unsere Fenster waren mit Filzstreifen gegen den Staub und Lärm abgedichtet, aber das Haus bebte in ständiger leiser Erschütterung.

Will Quadflieg verdanken wir aber neben anderem auch eine sehr anschauliche Beschreibung der Folgen des Ruhrkampfes von 1920 für Oberhausen (S. 25): seine Lebenserinnerungen sollten jedenfalls ein Stück Pflichtlektüre im Oberhausener Literaturkanon sein.

Die Jahre zwischen dem verlorenen Weltkrieg und der Machtergreifung Hitlers waren auch in Oberhausen von Mangel, Not und drückender Arbeitslosigkeit gekennzeichnet. Es waren Jahre, in denen Aufbruchshoffnungen und Krisenstimmung, wirtschaftliche Erholung und Depression einander ablösten. Für die Region Oberhausen verdichtete sich dieser Gegensatz von optimistischem Neuanfang und erneuten Absturz in die Depression in den Jahren 1929 und 1930 auf wenige Monate:

1929 war das Jahr der Gründung Groß-Oberhausens, des – wie die GHH-Geschichte schreibt – „endgültigen Verschmelzens von Gutehoffnungshütte und Oberhausen zur GHH-Stadt“: ein Jahr der Hoffnung, schien es doch alle drei ehemals selbständigen Orte Ober-

hausen, Osterfeld und Sterkrade auf „den goldenen Thron der reichen GHH-Stadt“ (ebd.) zu erheben.

Aus der „Sicht von unten“, der Sicht des kleinen Mannes, wie sie Josef Büscher in seinen „Geschichten aus dem Kohlenpott“ konsequent anwendet, nimmt sich dieser Vorgang allerdings anders aus als in der Sicht der GHH-Historie:

*Osterfeld und Sterkrade, bisher selbständige Stadtgemeinden, wurden der Stadt Oberhausen zugeschlagen. Das geschah sehr zum Leidwesen unserer Klassenlehrerin, denn nunmehr gehörte Osterfeld zum Rheinland. Wollte sie uns doch schon seit Schulbeginn zu echten Westfalen erziehen. Und nicht umsonst waren Friedrich Wilhelm Weber und Annette von Droste-Hülshoff uns dabei fast so geläufig wie der Katechismus von Kaplan Winters geworden.*

*Auch die schönen Heimatlieder, die uns die Mutter gelehrt hatte, und die wir Kinder gelegentlich am Abend auf unseren Höfen sangen, paßten jetzt eigentlich nicht mehr:*

*„O wu slön is in Westfolen, Westfolen is mien Heimatland!“*

Doch die Hoffnung, sich mit der Eingemeindung „auf den goldenen Thron der reichen GHH-Stadt“ gesetzt zu haben, war wenige Monate später schon für viele

„Groß-Oberhausener“ zerstoben und zerplatzt. Auch hier ist Josef Büscher wieder ein unbestechlicher Zeitzeuge:

*Alles aber stellte dann der New Yorker Börsenkrach weit in den Schatten. Fast schien es, als habe er dem kurzen Wohlergehen über Nacht ein jähes Ende gesetzt. Immer mehr Bewohner von Siedlung und Kolonie wurden wieder arbeitslos. Auf einem Flugzettel, den man uns unter die Haustür geschoben hatte, las ich, daß es jetzt im ganzen Reich schon fast drei Millionen Arbeitslose gäbe. Und schon wieder begannen die Not und der Hunger in unserer Siedlung.*

*Ich brauchte mir nur die Butterbrote anzusehen, die die Kinder in meiner Klasse für die Schule mit auf den Weg bekamen. Einige brachten sogar nur zwei oder drei Pellkartoffeln in Zeitungspapier eingewickelt für die große Pause als Brotersatz zum Vorschein.*

Auch Johann Grohnke beschreibt den Ausgang der 20er und den Anfang der 30er Jahre in dunklen Farben:

*Die arbeitslosen Bergleute bekamen keine Deputatkohle mehr und das Geld reichte nicht aus, um Kohle zu kaufen. Darum gingen viele in den Wald und rodeten sich in mühseliger Arbeit die Holzstubben, andere Arbeitslose fuhren mit der Handkarre bis zur sechs Kilometer entfernten Schachtenanlage Lohberg, um den freigegebenen Schlamm zu holen. Aber es gab auch Gruppen, die sich bewaffnet zusammenschlossen und mit Gewalt die Kohlenbalden stürmten, um sich einen Sack Kohlen zu ergattern. Sie sabten nicht ein, daß sie bei Kohlenbalden, die vor der Tür lagen, frieren müßten ...*

Doch so düster die Zeiten auch waren: Wem sie die Jahre der

## Pionier im Ruhrrevier

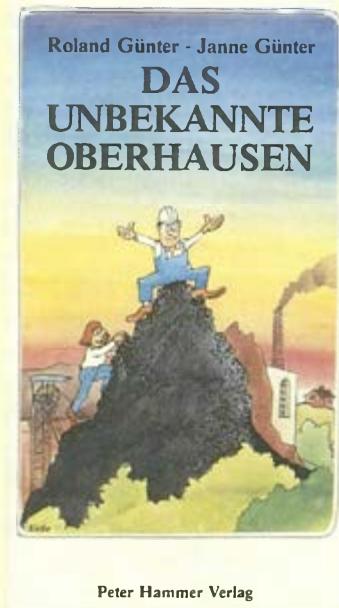
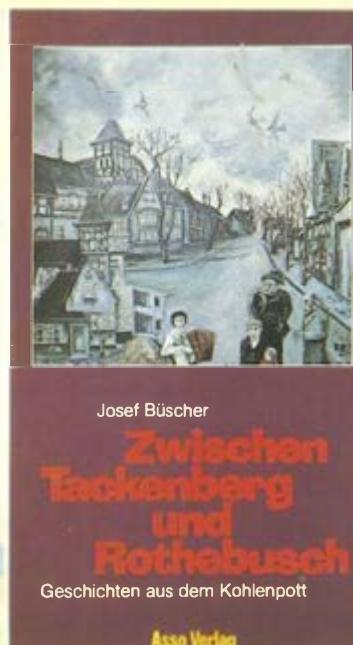
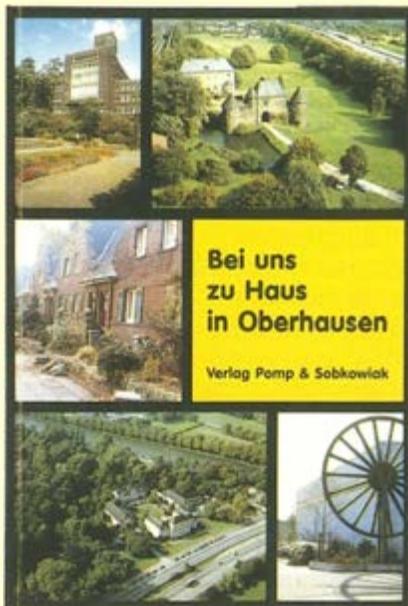
Gutehoffnungshütte  
Von ältesten Montan-Unternehmen  
Deutschlands zum größten  
Maschinenbau-Konzern Europas



Projekt Sozialgeschichte der Stadt Oberhausen



Geschichten  
aus dem Dunkelschlag  
von Johann Grohne



Kindheit in Oberhausen waren, dem reflektiert die Erinnerung fast zwangsläufig ein anderes, freundlicheres Bild. Als Beispiel sei hier E. A. Boltens Erinnerung an die Nohlstraße seiner Kindheit zitiert (aus „Bei uns zu Haus in Oberhausen“):

*So war die Nohlstraße zwischen Markt- und Moltke-(heute Hermann-Albertz-)Straße der Tummelplatz meiner frühen Kindheit. Ohne Gefahr für Leib und Leben konnten wir im Rinnstein mit Glas- und Nickelkugeln „nachbollen“ spielen. Beim „Häufken fletschen“ oder knickern mit Tonmurmeln störte uns keiner, und beim „Hinkeln“ in aufgezeichneten Feldern auf dem Trottoir jagte uns niemand vom Bürgersteig.*



*Beliebt war auch das „Zwirbeln“ mit zurechtgeschnittenen Zigaretttenpackungen. „Alva“, „Eckstein“, „Ova“, „Orienta“ usw. waren bei den Buden leicht zu bekommen; damals wurden nämlich Zigaretten noch stückweise im Tütchen an den Buden (Trinkhallen) verkauft. Zwei Groschen für sechs Pustemänner im Päckchen hatte längst nicht mehr jeder zu der Zeit, in der dann auch für mich der sogenannte Ernst des Lebens begann ...*

Das 3. Reich und der 2. Weltkrieg hat sich auch in die Ge-

schichte Oberhausens tief und verhängnisvoll eingegraben. Von der Vielfalt der literarischen Reminiszenzen an dieser Zeit seien hier nur zwei Stimmen herausgegriffen. In dem sehr lesenswerten, im Oberhausener Asso-Verlag erschienenen Buch „Wir ‚Hoch- und Landesverräter““ erinnert sich der Widerstandskämpfer Wilhelm Bettinger so an die „Machtergreifung“:

*Im Januar 1933 wurden in Oberhausen noch sechs Kommunisten ins Stadtparlament gewählt. Und meine Frau, sie war die einzige Frau in der KPD-Fraktion, gehörte auch dazu. Maria Bettinger, mit Mädchennamen Maria Rentmeister.*

*Als dann der Reichstag am 27. Februar 1933 brannte, den die Nazis selbst angesteckt hatten als „Fanal des Aufstands der Kommunisten“, begannen noch in der gleichen Nacht in Oberhausen Massenverhaftungen. Die Turnhallen waren voll mit Häftlingen, das Polizeipräsidium war überfüllt und das Untersuchungsgefängnis auch. Uns warnte ein Kurier der Partei (KPD). „In Bottrop sind schon Massenverhaftungen, paßt auf!“ Wir wohnten damals in Sterkrade auf der Friedrichstraße und hatten schon 1932 Scherereien mit den Nazis gehabt. Deshalb beschlossen wir, unterzutauchen, besonders meine Frau, die ja als kommunistische Stadtverordnete gesucht wurde ...*

Und was es im Krieg dann bedeutete, die auf das Ruhrgebiet konzentrierten massiven und für viele tödlichen Bombenangriffe zu überstehen, schildert Maria Thomas in ihrem Beitrag zu „Bei uns zu Haus in Oberhausen“ (Meine Kindheit in Hitlerdeutschland) so:

*Nun zu den Bombenangriffen. Ein paar Daten werde ich mein ganzes Leben nicht vergessen. Angriffe, die besonders uns in Osterfeld heimsuchten, waren: Am 30. November 1944 wurde auf der Nürnberger Straße die Kaplanei an der Ecke zur Westfälischen Straße völlig zerstört. Am 12. Dezember 1944 fiel eine Bombe direkt neben unser Haus. Da hatten wir den größten Schaden zu verzeichnen. Aber wir hatten noch ein Dach über dem Kopf. Der nächste Großangriff war Silvester 1944. Der Tag war klar und kalt. Meine Mutter hatte morgens schon eine schlimme Ahnung, die sich dann bewahrheitete. Auch unser Stollen wurde getroffen. Wenn Bomben auf den Stollen schlugen, dann schaukelten wir auf unseren Sitzbänken hin und her. Das war das sichere Zeichen, daß der Bunker getroffen war. Das Jahr 1945 brachte Bombenangriffe bei Tag und bei Nacht, Schlag auf Schlag. Im Februar war es noch einmal besonders schlimm*

... Aus der Fülle literarischer Zeugnisse aus der Nachkriegszeit und der Jahre bis heute seien hier – aus Platzgründen – nur noch drei sehr unterschiedliche literarische Dokumente zitiert.

Heinz Kühn, zwölf Jahre lang Ministerpräsident unseres Landes, berichtet im 2. Band seiner Memoiren von einer ihm denkwürdigen Begegnung mit Oberhausen und seiner couragierten Oberbürgermeisterin aus dem Jahre 1967:

*Als Präsident des Bundesrates lud ich alle Ministerpräsidenten nach Oberhausen ein, um ihnen am Exempel einer besonders betroffenen Stadt, einer von vielen, die Konsequenzen der Bergbaukrise deutlich zu machen. Wir fuhren an den Kulissen der sich auftür-*

menden Halden vorbei, hörten Gewerkschafter und Manager, Geistliche und Kaufleute und standen dann vor Luise Albertz, die auch heute nach ihrem Tode im Bewußtsein ihrer Stadt als „Mutter Courage des Reviers“ weiterlebt. Mit ihrem herben und doch mütterlichen Charme, ihrem friderizianischen Profil, erläuterte sie mit kenntnisreicher Präzision und gebändigter Erregung mit vibrierender Stimme die Probleme ihrer Stadt, wie kein Mann es hätte tun können.

Luise Albertz – ihr Vater war Bergmann und Landtagsabgeordneter und verlor im Konzentrationslager das Leben – war ein singuläres Stadtoberhaupt, bis in ihr achties Lebensjahrzehnt stets mit großer Mehrheit von den Bürgern gewählt, eine der wenigen im guten Sinne farbigen Persönlichkeiten der farbloser werdenden deutschen Politik der Nachkriegszeit, eine außergewöhnliche Frau. Vielleicht hat sie die Herzen der würdigen Landesväter aus Nord und Süd, die sich nicht mit Koble für das Revier erwärmen ließen, ein wenig be-  
wogen ...

Und wieder sei dieser „Sicht von oben“ ein Dokument der „Sicht von unten“ auf die 60er Jahre in Oberhausen gegenübergestellt: eine Kurzgeschichte des (inzwischen literarisch zu Ehren gekommenen) Oberhausener Autors Eberhard Kirchhoff:

Es ist kurz vor zwei. In zehn Minuten muß ich im „Umlandviertel“ sein. Ich fahre am Hüttenwerk vorbei, am Kühlturm, am Schlacken-berg, den die Anwohner hier „Monte Schlacko“ nennen. Hinter diesem schwarzgrünen Wahrzeichen Oberhausens liegt versteckt das Umlandviertel. Hier trifft man öfters als sonstwo Arbeitslose, Be-

trunkene, auch schulschwänzende Kinder. „Diese Kinder“, so hört man oft, „sollte man gar nicht mehr in die Schule lassen, die sind ja schon von Geburt an kriminell, und außerdem schleppen die alles voll Läuse!“

Als ich in die Umlandstraße einbiege, kann ich nur noch sehr langsam fahren. Fast zwanzig Kinder umschwirren meinen alten Volkswagen. Zwei springen auf mein wackeliges Trittbrett, ein kleines Sommersprossenmädchen auf den noch intakten Kotflügel,



ein paar andere auf die hintere Stoßstange. Wieviel es genau sind, kann ich nicht mehr ausmachen, weil mittlerweile eines die Hand durchs Fenster gestreckt und den Rückspiegel zum Seitenspiegel gemacht hat. Am anderen offenen Fenster suchen zwei Micky-Mouse-tätowierte Hände die Hupe und finden sie auch zum Spaß der übrigen. Warum mache ich eigentlich immer wieder die Fenster auf? Ich weiß doch: die holen mir selbst die Brille noch aus dem Handschuhfach. Ich möchte erfahren, was sich seit gestern getan hat, und frage: „Gibt's was Neues?“

„Da lag ein Daumen auf der Straße, und keiner hat einen ab gehabt“, sagt eine der Rotznasen. „Die Bullen haben den in Cellophan gepackt und mitgenommen!“

Ein anderer: „Die Zwille hat schon wieder den Bolle geknutsch! Darf die das?“ „Sind

doch beide schon neun“, sage ich und hab' Mühe, ernst zu bleiben

Die gegenwärtig jüngste Publikation über Oberhausen ist ein „Roman“ Frank Hoyers, das Tagebuch eines „Zivis“, das manches Lokalkolorit einfängt. Doch nicht daraus stammt das letzte Zitat dieser literarischen Umschau, sondern – als humoristischer Schlußpunkt – aus Jürgen Lodemanns Ruhrgebietskrimi „Essen, Vichofer Platz“.

Langensiepen war nach Oberhausen hinüber gefahren, hatte in der Zeitung gelesen, die hätten dort eine nie gespielte Oper „ausgegraben“, „die einzige 1848er Oper der Deutschen“. Ja, hatte Vordenbäumen erklärt, das sei in der Tat beachtlich und denkwürdig, ein einmaliges Stück von deutscher Revolution – „Igitt“, sagen Kircheng und Berchmann. – Er ist also dorthin, steigt am Hauptbahnhof aus, kennt aber die Stadt kaum. Es ist Sonntag, wenige Leute unterwegs. Er spricht einen Mann an, der ist sehr gut gekleidet, sonntäglich, bitte, wo ist hier das Opernhaus. Da dreht er sich um, lächelt ihn an, dunkler Ober-



lippenbart, schwarze Augen, schüttelt den Kopf und sagt, vollkommen korrekt: „Ja ja! Du sein hier in Opernhaus.“ Überall ist Opernhaus ...

# SCHREIE AUS DER ZEICHENFEDER

*Kambiz – ein internationaler  
Cartoonist und Oberhausener  
Wahlbürger*

**MICHAEL SCHMITZ**

Sein Ziel formuliert er wie folgt: „Ich möchte mit meiner Arbeit den absoluten Höhepunkt erreichen, unter Höhepunkt verstehe ich, international bekannt zu werden.“ Die Bescheidenheit ist ehrenvoll, gleichwohl fehl am Platze, denn den endgültigen Durchbruch schaffte er spätestens Ende 1987. Da nahm ihn die weltweit vielleicht bedeutsamste Agentur für Zeichner und Schreiber, das „Cartoonists & Writers Syndicate“ in New York, in die etwa 20köpfige Schar ihrer „Lieferanten“ auf. Kambiz Derambakhsh, am 19. Mai 1942 im iranischen Shiraz geboren, ist ohne Zweifel der international bekannteste Künstler unserer Stadt, seit Ende 1979 lebt er mit seiner aus Oberhausen stammenden Ehefrau Helga und seinen zwei Kindern, einer Tochter und einem Sohn, der seit einiger Zeit ebenfalls mit Erfolg malt, in Oberhausen, seit einigen Jahren in Sterkrade. Sein

Markenzeichen wurde von einem bekannten Kollegen trefflich beschrieben: „Seine Linien sind sanft wie Seide und hart wie ein Laserstrahl.“ Wie wahr, kaum ein Cartoonist, der die Spitze mit so sparsamen Strichen auf die Spitze treibt.

Seit mehr als 30 Jahren schon, 25 davon als Profi, arbeitet „Kambiz“ – „Mit meinem Hausnamen Derambakhsh hätte ich als Künstler nicht signieren können, der ist viel zu umständlich, auch wenig einprägsam, also habe ich meinen Vornamen gewählt.“ – als Zeichner, schon als Jugendlicher zeichnete er im Iran für führende Zeitungen und Zeitschriften, auch für die Werbung und den Film. Gegen Ende des Schah-Regimes, als sich die politischen Ereignisse im Iran überstürzten, wurde Kambiz mit Berufsverbot belegt, war er gezwungen, mit der Familie die Heimat zu verlassen. Er siedelte in die Bundesrepublik Deutschland

über, nach Oberhausen, für seine „Karriere“ ein Glücksfall: „Wenn ich von Anfang an am richtigen Ort gelebt hätte, wäre ich wohl schneller international bekannt geworden. Also muß ich den Politikern eigentlich dankbar sein, daß sie mich damals in diese Lage brachten, das Unangenehme war für mich angenehm. Das heißt aber nicht, daß ich mich darüber freue. Als Mensch kann ich nur bestürzt über das sein, was sich im Iran seit Jahrzehnten ereignete und heute noch ereignet.“

Kaum war er in Oberhausen, interessierten sich wichtigere internationale Zeitungen und Zeitschriften für die Cartoons mit der Signatur „Kambiz“. Seit 1980 bedient sich der Zürcher „Nebelspalter“, unstrittig eine der führenden deutschsprachigen Satire-Zeitschriften, der bitterbösen Karikaturen aus dem Sterkrader Wohnzimmer-Atelier, seither erschienen seine Arbeiten unter anderem auch im deutschsprachigen „Playboy“ und der „New York Times“, in der „Zeit“ wie in der „Welt“ oder der „Frankfurter Rundschau“ und der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, in „Le Monde“, der Zürcher „Weltwoche“, im „Observer“, in „Pardon“, im „Figaro“, „La Repubblica“ oder „L'Osservatore“. Die große italienische Tageszeitung „Corriere della Sera“ brachte einen beinahe ganzseitigen Artikel über „Kambiz“, ebenso wie „La Stampa“, die „Süddeutsche Zeitung“ greift auf seine Zeichnungen schon seit den Sechziger Jahren zurück. Auch den Zeitungsleserinnen und -lesern im Ruhrgebiet ist „Kambiz“ kein Unbekannter, viele Jahre lang nahm er für die Wochenendbeilage der WAZ die Tücken, Biegestigkeiten und Widerwärtigkeiten des Alltags aufs Korn.



1970 schon erschien in Teheran sein erstes Buch, dessen Titel seine Zunft in nachgerader genialer Schlichtheit charakterisierte: „Ohne Worte“. In der Tat, der Sterkrader ist eher ein zurückhaltender, ein leiser, ja schweigsamer Mensch, mit einer wichtigen Einschränkung: „Wenn ich nicht reden kann, meine Arbeit schreit.“ Sein zweites Buch, „Kambiz“, wurde 1985 in Mailand herausgegeben. Bei der 10. internationalen Karikatur-Ausstellung 1987 im belgischen Beringen erhielt er dafür den ersten Sonderpreis für das beste Cartoon-Buch. Bei der gleichen Ausstellung, bei der mehr als 20000 Cartoons aus 35 Ländern – darunter auch die Sowjetunion und die USA – das Thema Sport mit beißender Ironie unter den Zeichenstift nahmen, wurde sein „Heiliger Engel“ im offiziellen Wettbewerb ebenfalls mit dem ersten Preis ausgezeichnet, 20000 belgische Franc waren die Dotierung.

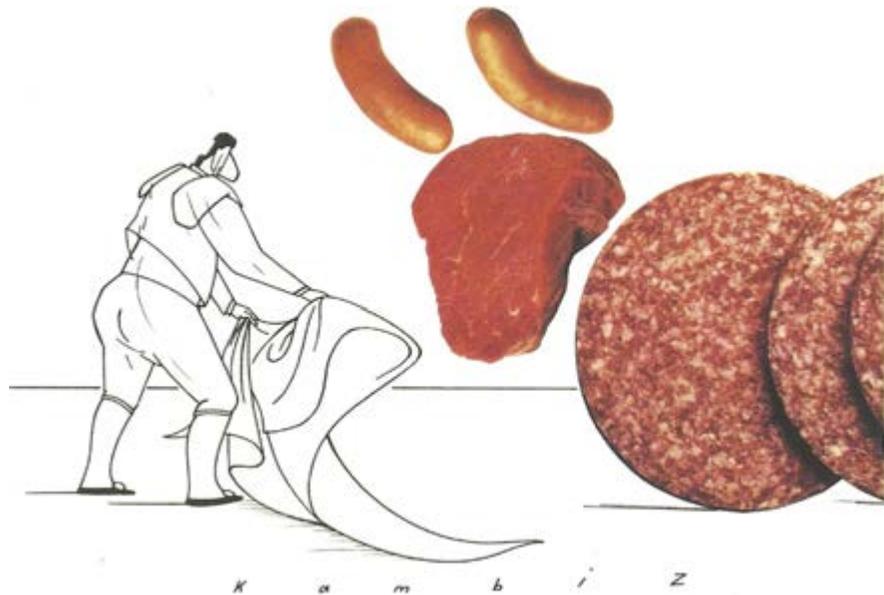
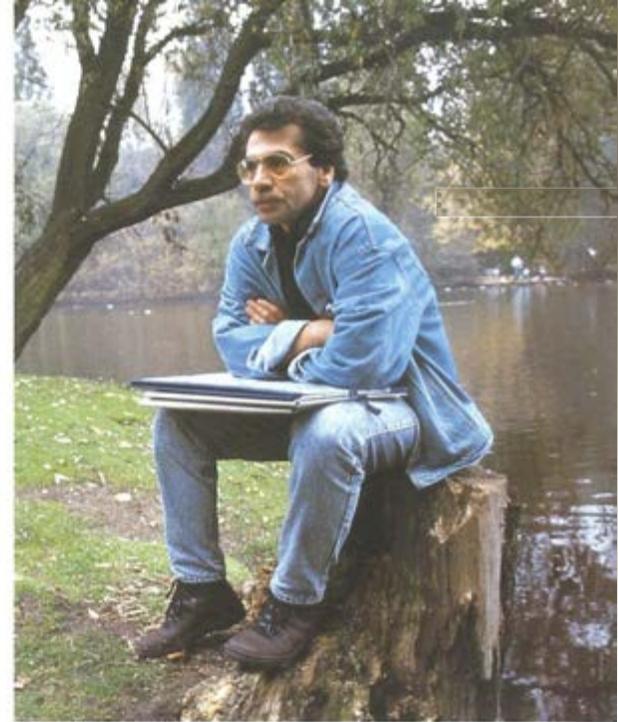
Bis dahin allerdings hatte Kamibiz bereits eine Vielzahl von Preisen gesammelt: 1974 im bulgarischen Gabrovo, einen dritten Preis, eine Bronze-Medaille, 1986 im italienischen Bordighera einen zweiten Preis, die „Silberne Palme“, im gleichen Jahr in der Türkei eine „Honorable Mention“, eine Auszeichnung, die von den Westdeutschen Kurzfilmtagen als „Lobende Erwähnung“ bekannt ist und äußerst werbewirksames Format besitzt, 1987 an gleicher Stelle dann einen dritten Preis und noch einmal in Brasilien eine „Honorable Mention“.

Die künstlerisch vielleicht renommierteste Würdigung wird ihm 1989 im bulgarischen Gabrovo, einer internationalen Hochburg der Karikatur, aber auch der

Kunst schlechthin, zuteil. Dort nämlich erscheint dann zum siebten Mal der Kunst-Almanach „Apropos“, ein mehr als 100 Seiten starkes, farbig bebildertes Jahrbuch von höchster Qualität, das sich vor allem auch der Karikatur widmet. Darin wurde in einer jeden der bisherigen Ausgaben ein international bekannter Zeichner in einer mehrseitigen Ausgabe vorgestellt. Bislang waren das der Tschechoslowake Adolf Born, bestens bekannt auch aus früheren Kurzfilmstage-Jahren in Oberhausen, Emanuele Luzzati aus Italien, der US-Amerikaner Soul Steiberg, der Jugoslawe Oto Reisinger, der ebenfalls im Kurzfilmfestivalort Oberhausen einst präsenste Brite Ronald Searle und der Argentinier Guillermo Mordillo, der Zeichner mit dem zumindest in bundesdeutschen Ländern wohl breitesten Bekanntheitsgrad. 1989 wird „Apropos“, das vom „House of Humor and Satire“ herausgegeben wird, 15 Seiten dem Sterkrader Cartoonist Kambiz widmen, 20 Werke etwa werden veröffentlicht, eines davon auf der Titelseite.

Angesichts soviel internationaler Reputanz mochten jüngst auch die bayerischen Grünen nicht zurückstehen. Bei einem Hearing zum „Tag des Flüchtlings“ im bayrischen Landtag veranstalteten sie eine Ausstellung, Kambiz nahm teil, „weil mich dieses Thema natürlich besonders interessierte, bin ich doch selbst ein Flüchtling“. Selbstverständlich wurden seine Exponate mit einem Preis ausgezeichnet.

14 Einzelausstellungen hatte Kambiz bisher, unverständlicherweise noch keine in seiner neuen Heimatstadt Oberhausen, getreu dem Motto, nach dem der Prophet



im eigenen Lande nichts gelten soll. Dabei dürfte das inzwischen reichlich mehr als 30 000 Zeichnungen umfassende Werk des Sterkraders mit Sicherheit Nahrung bieten für eine Ausstellungsreihe. Die Zahl der Gemeinschaftsausstellungen weiß Kambiz selbst nicht mehr, im Sommer 1988 war

es unter anderem die wichtige Cartoon-Biennale im schweizerischen Davos. Auch die Main-Metropole bediente sich seiner, unter dem Motto „Internationale Karikaturisten sehen die Stadt Frankfurt“ wurde ein Band veröffentlicht, den auch Kambiz mitgestaltet hat. Das in Düsseldorf ansässige

„Nedlloyd Lines Management Deutschland“, ein Reederei-Unternehmen, ließ Kambiz mit vielen hinterwitzigen Zeichnungen, die auf Postkarten und in der unternehmenseigenen Zeitung erschienen, „Urlaubstrost für Daheimgebliebene“ spenden, der Sterkrader illustriert auch Kinderbücher und Kalender, in einer Sache allerdings will er so manchem seiner großen Kollegen nicht nachzueifern: „Einen Zeichentrickfilm werde ich nicht machen, da gibt es nur wenige, die wirklich Pro-

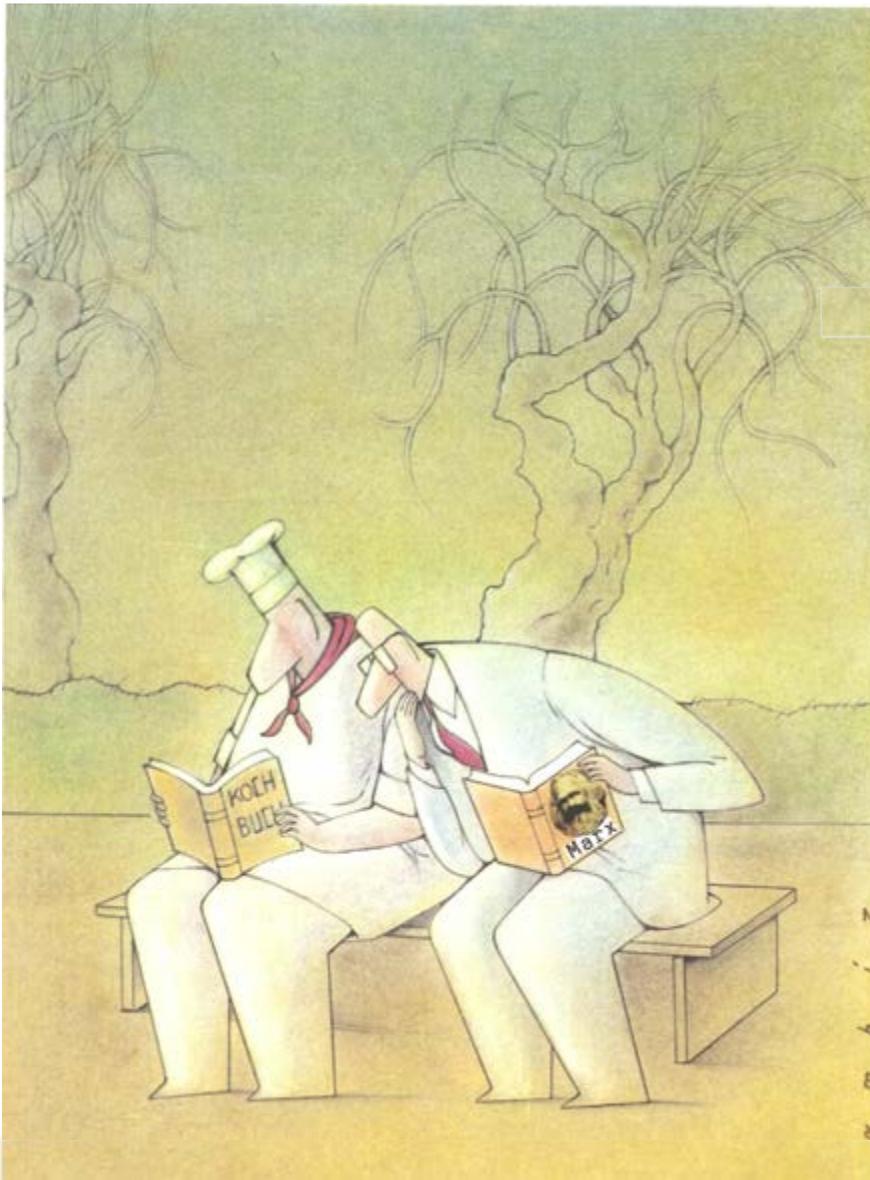
bleme beleuchten, meistens sind sie lediglich unterhaltsam, weil die Leute lieben, was vordergründig lustig ist. Aber Micky Mouse und so etwas, das sind nicht meine Sachen. Außerdem bedeutet Zeichentrickfilm Teamarbeit, nichts für mich. Ich habe auf meine Art einen viel direkteren Kontakt zu den Menschen, was Animationsfilmer mit 24 Bildern bewegen, das schaffe ich mit einem einzigen.“

Seine Themen sind immer brandaktuell, im Sommer Fußball-

EM und Urlaubszeit mit dem Robbensterben als bedrohlicher Beigabe, dann Olympische Sommer-spiele im koreanischen Herbst.

Er entlarvt die Bedrohung der elementaren Kulturgüter Sprache und Buch durch die Banalitäten visueller Medien ebenso wie den Rüstungswahnsinn. Da etwa stehen Reagan und Gorbatschow, ein jeder an der Abschlußrampe einer Atomrakete, und reichen sich die Hand zur Abrüstung, Rüstungsidiotie und Apartheid verschmelzen im Strich des Sterkraders zu einer boshaften Einheit, wenn ein Schwarzer mit Keule einem übermächtigen Weißen mit einer Rakete begegnet. Südafrika überhaupt, schlimmste Rassen-diskriminierung, Menschenverachtung übelster Form, immer wieder klagt Kambiz dieses an. Da gibt es einen schwarzen Schuhputzer, der einem Weißen die Schnürsenkel bindet, während dieser eine ungleich kräftigere Schlinge um den schwarzen Hals legt. Gerade zur Weihnachtszeit bleibt dem Betrachter der Festbraten im Hals stecken, wenn aus einem vollgefressenen Weißbauch ein beinahe verhungertes schwarzes Kind herauschaut, während sich der weiße Kannibale ein weiteres schwarzes Herzstück auf die Gabel gespießt hat. Da schreibt die Apartheid den Heiligen Drei Königen ihre eigenen Gesetze, nach denen die weißen Caspar und Balthasar dem Stern nach Bethlehem folgen dürfen, während der schwarze Melchior aus dem Land der Weißen geknuppelt wird.

Das sind die Schreie des Kambiz Derambakhsh, stumme und doch so beredte Schreie, die nicht Scherz mit dem Entsetzlichen, dem grausigen Ekel treiben, die

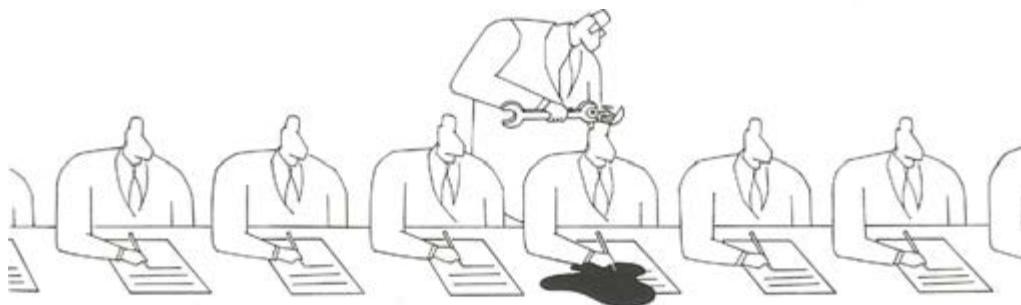


unnachgiebig anklagen, Striche gegen das Böse, ohne irgendein Tabu-Thema. Gewiß, er verschmelzt seine eminent politische Kraft mit Humor, mit Satire eher, der heißenden Art des Humors. Kambiz will nicht, daß die Menschen über seine Cartoons nur lachen, trotz seiner inzwischen großen Erfolge ist ihm, der mit stechenden Augen in diese Welt blickt, selbst nie nur nach Lachen zumute. So sind denn seine gezeichneten Menschen immer wieder auch verstümmelte oder sich selbst zerfleischende Menschen, „weil wir doch zwei Weltkriege schon gehabt haben und der dritte kommt, wenn wir nur abwarten und uns das Grauen in der Welt nicht immer wieder ansehen“.

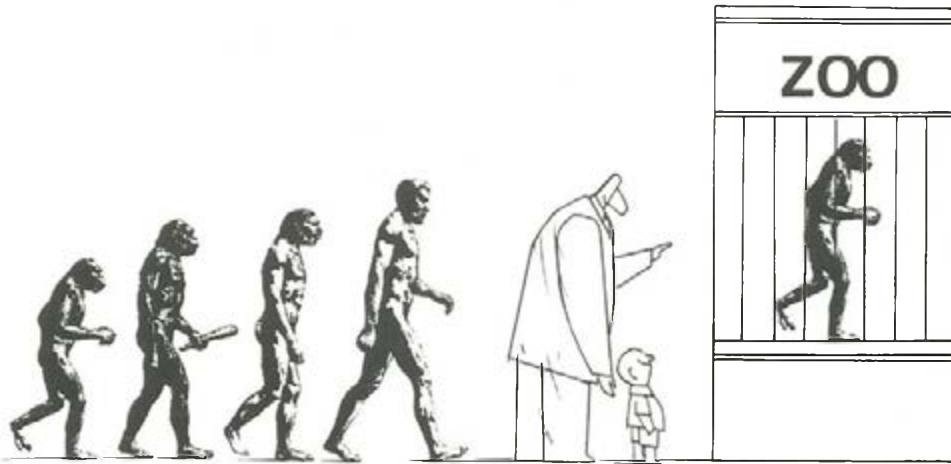
Keine so einfache Sache, die politische Satire in bundesdeutschen Landen, meint der Sterkrader, vor allem dann nicht, wenn sie gezeichnet sei: „Der Humor wird in Deutschland nicht ernst genommen, dabei glaube ich nicht, daß die Deutschen humorlos sind, Humor wird hier nur viel zu wenig gefördert, obwohl das Niveau der Satire hier beispielsweise viel höher ist als etwa in Frankreich.“ Deshalb wird er auch in der Bundesrepublik bleiben, vorläufig auch in Sterkrade: „Du kannst in irgendeiner Ecke der Welt leben, wenn du was kannst, kommen die Leute zu dir. Außerdem ist mein Oberhausener Postfach inzwischen weltweit in der ganzen Szene ein Begriff, das läßt sich nicht so einfach ändern. Und Oberhausen ist vielleicht nicht so groß, nicht so schön wie manche anderen Städte, aber es hat sehr freundliche und liebe Menschen, die Kommunikation zwischen mir und den Menschen



K A M B I Z



K A M B I Z



hier, das ist für mich unersetzlich. Ich habe mich in dieser Stadt an vieles gewöhnt, an die Bank und den Arzt, den Fotokopierladen und den Metzger, an die Leute, die mich grüßen."

Und an das Café wohl, täglich sitzt Kambiz stundenlang in der City bei Café Bauer, dort findet er seine Themen in den Menschen, die er beobachtet, in den Schlagzeilen der Zeitungen und Zeitschriften, Block und Bleistift hat er immer dabei, um Ideen festzuhalten, die er dann abends und nachts zuhause ausarbeitet. Etwa eine Stunde sitzt er an einer Zeichnung, nicht selten aber entwirft er sie zehn-, zwölfmal wieder neu: „Draußen die Leute wissen oft gar nicht, wieviel Arbeit hinter so wenigen Strichen steckt.“

Die großen Kollegen wie etwa der geniale Boris Sajtinač sehen das anders, sie, die vielleicht 20 oder 30 der Sonderklasse, zählen Kambiz längst zu den ihren, ein tschechischer Karikaturist meinte ganz einfach: „Du bist für mich der Größte.“ Die Anerkennung tut ihm gut, es sei schon toll, auch von den Kollegen so akzeptiert zu werden: „Das gibt power und die Bestätigung, daß die Zeit nicht ganz umsonst war, denn die guten Cartoonisten in der Welt kann man an den Fingern zählen.“ Deshalb, nicht um zu gewinnen, nimmt er international auch an so vielen Ausstellungen und Wettbewerben teil: „Ich muß sehen, was die anderen machen. Ihre Arbeiten sind für mich die Fenster zur Welt.“ Daß die Sajtinačs und Borns, die Searles und Mordillos dann aber auch voller Spannung durch die in Sterkrade gezeichneten Fenster zur Welt blicken, verschweigt Kambiz, weil er lieber seine Arbeiten schreien läßt.

# WENN „AHLI“ PFEIFT...

*Ahlenfelder – ein Individualist  
unter den Schieds-  
richtern*

**MICHAEL HERMES**

Die Vertreter seines Berufsstandes werden oft zum Telefon gerufen, stehen meist im Fadenkreuz der Kritik – nicht nur, wenn es um Millionen geht. Aber einer wie er thront(e) kaiserlich über allem; auch über dem schnöden Mammon. Er ist halt ein echter Profi, einer, der sich gut verkauft und doch nur 72 Mark dafür bekam, daß er die Leistungs-, Wasser- und Geldträger im deutschen Fußball nach seiner Pfeife tanzen ließ: Wolf-Dieter Ahlenfelder, der Oberhausener Fußball-Schiedsrichter, ist ein glänzendes Aushängeschild für die schwarze Zunft (auch wenn es einige mittlerweile nicht mehr wahr haben wollen) und für seine Stadt.

Einer wie er, der mit den großen und kleinen Stars der Fußball-Bühne per Du ist, mit den Beckenbauers, Rummenigges, Thons, Littbarskis oder Witeczeks, einer wie er, der ist wer. Immer zu einem Spaß bereit, auch wenn's düster

aussieht, immer energisch, dann wenn's ihm zu bunt wird. So erwarb sich Ahlenfelder Anerkennung und Sympathie beim breiten Publikum, bei Spielern und „Pressefritzen“. Nicht zuletzt deshalb krönte man ihn zum beliebtesten und besten deutschen Referee, nicht zuletzt deshalb hing man ihm die goldene Pfeife um.

Doch seit Juli 1988 gibt es den Bundesliga-Schiedsrichter Wolf-Dieter Ahlenfelder nicht mehr. Enttäuscht über einige einflußreiche Funktionäre beim DFB erklärte er seinen Rücktritt. Und mit ihm trat das letzte „schwarze“ Original ab von dem grünen Rasen, der für viele die Welt bedeutet: Nach 106 geleiteten Bundesligapartien war „Sense“.

11. April 1987, 15.30 Uhr: Die Kameras des Zweiten Deutschen Fernsehens setzen beim Fußball-Bundesligaspiel, Hamburger SV gegen Waldhof Mannheim, ohne besondere Vorzeichen nicht nur

die hochdotierten Kicker ins rechte Licht. Sie fangen den schwarzen Mann ein, der entscheidet, wo's lang geht auf dem Platz, den Oberhausener Wolf-Dieter Ahlenfelder. Abends wird er im Aktuellen Sportstudio Gast von Doris Papperitz sein. Und unter dem gleißenden Scheinwerferlicht, vor surrenden Kameras steigt sein Popularitätsgrad, der vorher 'eh schon groß war, noch gewaltig. Locker-flockig erklärt er die Abseitsregel. Zunächst mit Worten („Abseits ist wenn der Ahlenfelder pfeift, ansonsten steht es eins zu null für die anderen“), dann mit Mensch-ärgere-dich-nicht-Figuren im Riesenformat. Ein großer Tag für die „OB Pfeife“, die um Verständnis für ihre Kollegen bittet, „denn ohne den 23. Mann geht's nicht“.

Wolf-Dieter Ahlenfelder? An diesen Namen erinnern sich vielleicht einige Alstadener des älteren Semesters ungerne. War das nicht der, dem sie damals den Hintern kräftig versohlnen? Mit Fußball hat der heute zu tun? Aber damals hatte das mit der Jagd nach dem Ball nichts gemein, denn dem kleinen Wolf-Dieter von der Bebelstraße saß schon früh der Schalk im Nacken; allzeit bereit, Faxen zu machen: Der Lausjunge bepflasterte den schmalen Weg in seiner Straße, in der gerade Kanalarbeiten durchgeführt wurden, zentimeterweise mit Reißzwecken. „Die Bergleute von der Zeche Hibernia kamen gerade mit ihren Fahrrädern von ihrer anstrengenden Schicht“, erinnert sich Ahlenfelder mit einem nicht wenig schlechten Gewissen: „Alle hatten einen Platten“. Oder wenn die Glocken der St. Antonius-Kirche, die damals noch per Hand betätigt wurden, schon um zehn

*So sieht man Ahli, wenn es nicht nach seiner Pfeife geht...*

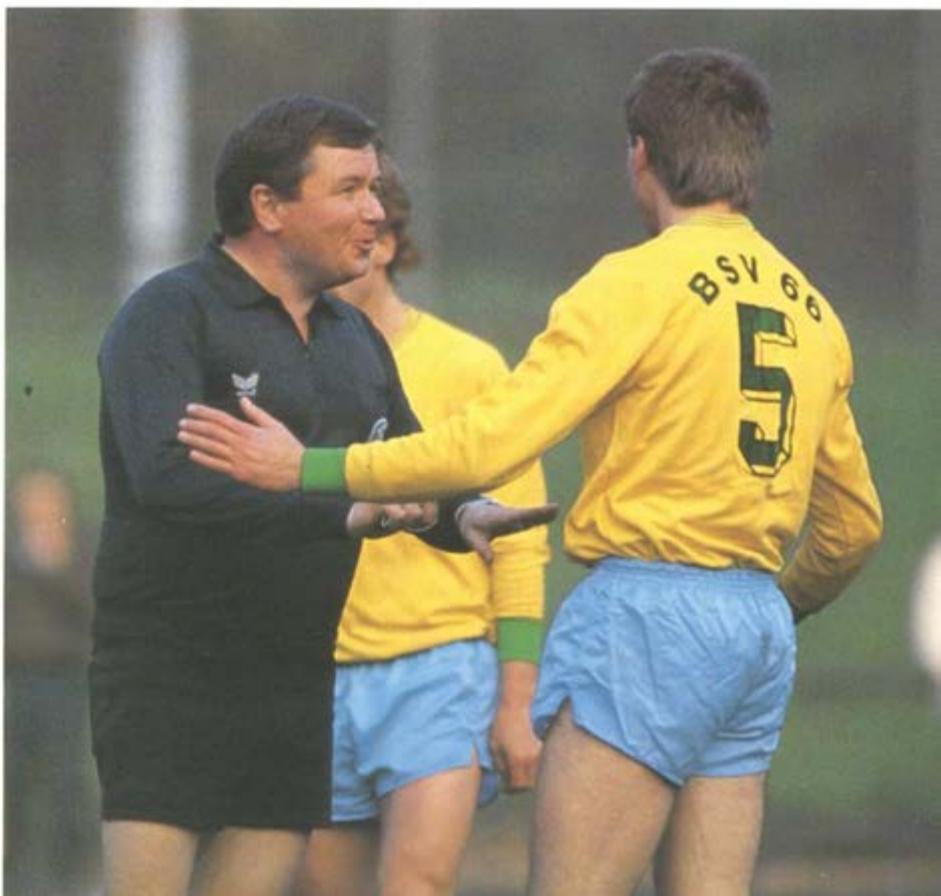
oder elf Uhr die Mittagszeit einläuteten, auch das war ein Werk des Wolf-Dieter, des Meßdieners. Die Buße für diese Streiche hat der „Göttergatte“, wie ihn seine Frau Christa, mit der er über 18 Jahre glücklich verheiratet ist, liebevoll nennt, schon längst abgeleistet.

Angst vor „Prügel“ hat er heute nicht, wenn er auf dem grünen Rasen-Rechteck steht, läuft oder – das ist für viele Schiedsrichter das schlimmste – dieses verläßt. Er hat die „Hölle von Neapel“ überlebt, wo er dem rheinischen Kollegen Walter Eschweiler vor 90000 tosenden Tifosi an der Linie assistierte. „85 Kilogramm haben kein' Schiß“, witzelte der Pfeifenmann pfffig.

Zum Fußball kam der 44jährige durch seinen Vater, der ihn mit zu Elmar 09, dem Vorläufer von Schwarz-Weiß Alstaden nahm. „Das war eine schöne Zeit, da wurde hinterher noch richtig bei Rudi Kleine-Natrop gefeiert. Da saß man zusammen und hat lautstark Lieder gesungen. Die Kameradschaft war halt da. So etwas findest du heute kaum noch“, bedauert der erfolgreiche Absolvent der Karl-Broermann-Realschule.

Als er später in der A-II-Jugend von Rot-Weiß Oberhausen dem runden Leder hinterherflitzte, sprach ihn Landwehr-Platzwart Lauterfeld an, ob er nicht zur Pfeife greifen wolle. Ein denkwürdiger, im Nachhinein glücklicher Augenblick für den Ex-Kleeblatt-Kicker der Reserve. Der knapp 18jährige trat in die harte Schule der Unparteiischen ein. Ohne Lampenfieber überstand er seine erste Partie: Union Sterkrade (heute Polizei SV Oberhausen) gegen eine Mannschaft von der SpVgg. Sterkrade-Nord. Nervenflattern hatte er da nicht, der „Ahli“. Auch

*... viel lieber ist er zu einem Spaß bereit.*



wenn später 90000 oder noch mehr Zuschauer in einem Stadion ihre Teams an- und einheizten, blieb er kühl: „Nur mit einem klaren Kopf kann man eine Begegnung problemlos über die Bühne bringen.“

Er hat halt ein Händchen dafür. Das blieb dem Fußballbund nicht verborgen, denn er stieg die Karriereleiter hinauf, bis er am 27. August 1975 bei Werder Bremen gegen Hertha BSC Berlin seinen ersten Bundesliga-Einsatz hatte. Zuhilfe kommt ihm immer seine Art, die den „Mann von der Gegenseite“ zusammenbringt mit den Spaßmachern und Originalen des Fußballsports wie dem ehemaligen Nationaltorhüter Sepp Maier oder dem unvergessenen Willi „Ente“ Lippens. „Man muß ein Gespür dafür haben, wie die Spieler reagieren, die Hektik aus der Begegnung nehmen. Und wenn ich einen vor den Bug bekomme, schieße ich sofort zurück.“ Sagt einer, „Du pfeifst wie eine Pflaume“, kommt die Retourkarte „Du spielst wie eine ...“ Dann ist erst einmal „Ruhe im Karton“. Aber diese Autorität müsse man sich erst erarbeiten. Er hat sie, hat das Fingerspitzengefühl, das heute gefragt und gefordert ist. Eine Rote Karte für den Frankfurter Uli Stein, der zum Auftakt der Saison 88/89 in München eine Entscheidung des Schiedsrichters ironisch beklatschte, wäre bei „Ahli“ bestimmt in der Brusttasche geblieben.

Gern ist er gesehen, ob's bei den Spielen oder Turnieren der höherklassigen Teams ist, bei einer Jugendpartie oder Freundschaftsbegegnung einer Schulklasse. Gerne kommt er auch – wenn's die Zeit erlaubt. Wenn der Mann aus dem Ruhrgebiet unterwegs ist, dann

will er nicht nur für sich glänzen, sondern auch zeigen, daß das negative Image seiner Region falsch ist. „Wir verwechseln vielleicht Dir und Dich, aber nie Mein und Dein. Unsere Kumpelhaftigkeit zeichnet uns aus. Aber wir sind doch keine Doofmänner“. Deshalb ärgert sich Ahlenfelder auch, wenn die Revierbewohner so dargestellt werden, als seien sie Verwandte von Adolf Tegtmeier („Also ährlich ...). „Das finde ich wirklich nicht gut, so spricht bei uns keiner.“

Obwohl in Wümrbach/Kärnten geboren, fühlt sich der „schwarze Mann“ im Kohlenpott wohl. „Mit zwei Jahren kam ich nach Oberhausen“. Er fühlt sich verbunden mit den Menschen, die hier wohnen, mit dem sogenannten kleinen Mann, dessen Probleme er kennt. „Ich dürfte nie Präsident eines Fußball-Vereins sein“, prangert Ahlenfelder die ungedämmten Geldbäche des Kommerz-Kickens an. „Nicht eine müde Mark würden die Spieler bekommen, wenn sie keine Leistung brächten: nicht eine müde Mark, noch nicht einmal ein Würstchen.“ Daß zum Beispiel der bei Rot-Weiß Oberhausen ausgemusterte ehemalige „Flankengott“ Rüdiger Abramczyk anschließend auf Schalke bei vier Spielen im Monat 16000 Mark verdienen konnte, bringt den Schiedsrichter auf die Palme. „Mach' das mal dem Kumpel klar, der 800 Meter unter Tage schwer schuftet, oder dem Stahlarbeiter, der Überstunden kloppt, um seine Familie zu ernähren.“

Bei solchen Themen ist Ahlenfelder nicht mehr der Spaßmacher, den man aus den Medien kennt. Es tut ihm weh, wenn er hört, daß Arbeitsplätze in Gefahr sind. „Es geht nicht an, daß Leute, die sich

für einen Betrieb fast kaputt malocht haben, als Dank mit einem Fußtritt auf die Straße befördert werden.“

Der sensible Außendienstmitarbeiter einer Mineralölgesellschaft weiß, wovon er spricht. Ihm ging es bis vor drei Jahren nicht anders: „Ich habe für meine damalige Firma, in der ich 14 Jahre beschäftigt war, eine komplette manuelle Buchhaltung aufgebaut. Nur, das wurde nicht gewürdigt. Als Belohnung versuchte mein Chef eine gespielte Pleite – daraus wurde aber nichts.“

Der „44er Jahrgang“ glaubt, daß bei einem christlicherem Leben die Welt besser aussehen könnte.



Der mysteriöse Tod des ehemaligen Ministerpräsidenten von Schleswig-Holstein, Dr. Uwe Barschel, ging ihm sehr nahe. „Das hat mit Politik nichts zu tun. Soweit darf es einfach nicht kommen.“ Er ist eine ehrliche Haut (Ahlenfelder über Ahlenfelder): „Ich bin immer noch der Wolf-Dieter, der ich war, als ich mit der Pfeiferei angefangen habe. Der werde ich auch bleiben.“ Frei von jeglicher Arroganz, die so mancher Star – und er ist er – an den Tag legt, hat der „Schiri“ für jeden ein offenes Ohr. Er ist ein Mann, der immer noch im örtlichen Telefonbuch zu finden ist, der sich hinter keiner Geheimnummer versteckt. „Wenn jemand etwas von mir wissen will, dann bekommt er auch eine Antwort.“ Und das passiert oft: Ob's nun eine strittige Entscheidung eines Kollegen ist, die die Gemüter erhitzt, oder es um eine Wette geht ...

Der Besitzer einer schmucken Eigentumswohnung an der Bahnstraße ist ein bodenständiger Mensch, der seine klare Linie hat, deshalb nahm er auch nach 106 Bundesligaeinsätzen seinen Hut. Angedroht hatte er es schon immer: „Wenn ihr den Ahlenfelder nicht so nehmt wie er ist, dann gibt es den Ahlenfelder nicht mehr.“ Mit seiner Meinung hat er, der sich dem fair play mit Leib und Seele verschrieb, noch nie hinter dem Berg gehalten. Ausschlaggebend für seinen freiwilligen Rückzug aus dem „erstklassigen Geschäft“ waren einige Vorgänge, die sich mit der Zeit wie „Mosaiksteinchen zu einem Bild zusammensetzten. Ich fühle mich unfair behandelt.“ Angefangen hatte alles damit, daß er am 21. November 1987 in der Begegnung Waldhof – VfB Stuttgart dem

Nationalspieler Guido Buchwald bei einer Situation nicht die Gelbe Karte gezeigt hatte, weswegen er anschließend in einem Schreiben vom DFB-Schiedsrichter-Ausschuß gerügt wurde: „Wir teilen nicht die Begeisterung der Presse ...“

Dann schien Gras darüber gewachsen, aber attraktive Partien erhielt Ahlenfelder nicht mehr. Hinzu kam, daß er vor der Europameisterschaft einen Werbevertrag mit einem japanischen Filmmaterialhersteller abgeschlossen hatte, und dann die Neider auf den Plan traten. Die Gerüchteküche brodelte: der Rummenigge hat damals ..., dann wird der Ahlenfelder sich jetzt wohl ... einstecken. Von horrenden Summen war die Rede, die einfach nicht stimmten. 2850 Mark waren es genau, die der Oberhausener für das Ablichten mit Ball und Pfeife bekam. Nicht mehr – nicht weniger. Und danach hatte er die Nase gestrichen voll. „Auch wenn der Schritt mir sehr schwer gefallen ist, das war ich meiner Frau und mir einfach schuldig.“

Richtigen Grund zum Tadel hatten die DFB-Gewaltigen eigentlich nur einmal. Das war, als Ahlenfelder bereits nach 30 Minuten abgepfiffen hatte. „Meine dritte Bundesliga-Begegnung. Ich hatte zuvor gute Kritiken bekommen, eine Zeitung schrieb sogar ich sei der neue Komet am Himmel.“ Doch statt „Himmel war Hölle“ angesagt. Aber der damalige DFB-Schiedsrichterobmann hielt zu ihm. Zurecht, wie sich herausstellte. Hätte er sonst die Goldene Pfeife als bester Deutscher Schiedsrichter erhalten? Wäre er sonst zum sympathischsten Referee in unserem Lande gewählt worden? Hätte er sonst eine – wegen einer Verletzung allerdings nur kurze –

internationale Karriere bei der FIFA erlebt?

„Schr viel habe ich meiner Frau Christa zu verdanken, die immer für mich Verständnis aufbringt und zu mir steht“, vergißt Ahlenfelder seine bessere Hälfte nicht. Ohne sie wäre er nicht mehr auf die Beine gekommen, als er sich vor der Saison 87/88 schwer an Knöchel und Sehne verletzte: „Ich hatte mich schon aufgegeben, mich selbst nicht wiedererkannt.“ Ihr Zuspruch tat ihm gut, ebenso der der ehemaligen Nationalspieler wie Wolfgang Overath oder Gerd Müller, die auf seinen Rücktritt mit großem Bedauern reagierten: „Dieter, mit dir geht dem deutschen Fußball etwas verloren.“

„Ich liebe sie, ich liebe sie alle“, sagt Ahlenfelder, was sich im ersten Moment etwas sehr foppend anhört. Doch er erklärt: „Wenn die Leute mich mögen, mag ich sie auch. Ich bin stolz viele Fans zu haben.“ Gern geht er in seine kleine Kneipe um die Ecke, zu Friedchen und Werner, die Oberhausens älteste Gaststätte (erste Schankgenehmigung: 1864) in der dritten Familiengeneration führen. Auch da sind seine Freunde, mit denen er klönt, die kritisch in den Medien oder sogar live begutachten, was ihr Dieter da so zurechtpfeift.

Nun haben sie genug Gelegenheit, ihn öfter im Kreis Oberhausen/Bottrop (wenn der ihn nicht „fallen“ läßt) vor Ort zu „überwachen“, denn einer wie er, hängt die Pfeife nicht ganz an den Nagel. Dafür liebt er den Fußball zu sehr. „Vielleicht werde ich irgendwann auch einmal Trainer oder technischer Berater eines Vereins.“ Einem wie ihm ist vieles zuzutrauen ...

# „SIE HABEN ANSCHLUSS...“

*Gleiskörper prägen das Stadtbild – jeder 95. Oberhausener arbeitet „bei der Bahn“*

## DIETRICH BEHREND

Etwa 15 000 Menschen hasten täglich durch die Halle unseres Hauptbahnhofs, eilen zu oder kommen von den Zügen. Niemand achtet auf das neben einer schlichten Tür am Tunnelzugang angebrachte Metallschild mit der Aufschrift: „Bundesbahndirektion Essen – Regionalabteilung Oberhausen.“ Dabei hätte dieses Schild eine gewisse Beachtung verdient, denn es weist den Weg zu einer dem Direktionspräsidenten in Essen direkt unterstellten Bundesbahnabteilung, in deren Zuständigkeitsbereich nicht weniger als 5000 Eisenbahner tätig sind, davon rund 2230 im Raum Oberhausen. Damit zählt die Bundesbahn zu den größten Arbeitgebern in unserer Stadt.

Das bescheidene Schild erinnert an eine am 1. Oktober 1986 wirksam gewordene wichtige Änderung der Bundesbahn-Organisationsform, eine Maßnahme, von der Oberhausen profitiert hat. Die

Organisationsänderung erfolgte in der Absicht, den Instanzenweg zu verkürzen und dadurch die internen Geschäftsabläufe zu beschleunigen, die regionale Präsenz zu stärken, die Personal- und Sachkosten zu senken. Durch den Wegfall der Ämter (Betriebs- und Maschinenämter) reduzierte die DB die Zahl der Instanzen von vier auf drei. Im Bereich der Direktion Essen wurden 13 Betriebsämter – darunter das Betriebsamt Oberhausen – und vier Maschinenämter aufgelöst und durch die sieben Regionalabteilungen Oberhausen, Bochum, Dortmund, Hamm, Hagen, Münster und Siegen ersetzt. Als verlängerter Arm des Direktionspräsidenten arbeiten die Regionalabteilungen gleichrangig neben den Fachabteilungen in der Essener Zentrale. In der jeweiligen Region sind die Regionalabteilungen u. a. für alle betrieblichen Fragen und für Planungsangelegenheiten zuständig.

Als Teile der Bundesbahndirektion mit weitgehenden Kompetenzen ausgestattet, sind die Regionalabteilungen für die Städte im jeweiligen Zuständigkeitsbereich der erste Ansprechpartner, wenn es u. a. um Bauleitplanungen, Bau- und Betriebsangelegenheiten und vor allem um Fragen im Zusammenhang mit dem Eisenbahn-Kreuzungsgesetz (Über- bzw. Unterführungen) geht. Die Regionalabteilungen üben somit die nichtkommerzielle Gebietsrepräsentanz aus. Die kommerziellen Aufgaben im Güter- und Personenverkehr werden von den Generalvertretungen der Bundesbahn wahrgenommen, die getrennt von den Regionalabteilungen wirken. Die für Oberhausen zuständige Generalvertretung hat ihren Sitz in Duisburg.

Wie Direktionspräsident Rüdiger Schwarz bei der Vorstellung der neuen Organisationsform vor zwei Jahren in Oberhausen betonte, hat die Bundesbahn bei der Abgrenzung der Bereiche für die Regionalabteilungen nicht nur das Streckennetz im Auge gehabt, sondern auch auf bestehende Wirtschaftsräume und so weit wie eben möglich auch auf kommunale Verwaltungsgrenzen Rücksicht genommen. Der Grund dafür, daß unsere Stadt Sitz einer Regionalabteilung wurde, liegt vor allem in der Massierung von Bundesbahnstrecken auf Oberhausener Gebiet. Die Entscheidung für Oberhausen, das auch „Kind der Eisenbahn“ genannt wird, weil es seine Existenz und Entwicklung zur Industrie-großstadt außer Kohle und Stahl der Eisenbahn zu verdanken hat, würdigt die Bedeutung unserer Stadt als eines der wichtigsten Zentren im Güterverkehr der Bundesbahn.



### Modernste Anlage der DB

Gebietsmäßig umfaßt die Regionalabteilung Oberhausen die Städte Duisburg, Oberhausen, Mülheim, Velbert (mit Heiligenhaus und Wülfrath), Bottrop, Gladbeck, Dinslaken, Wesel, Emmerich, Bocholt, Marl-Hüls sowie Essen-Altenessen mit insgesamt 17 Dienststellen: Personen-, Güter-, Rangierbahnhöfe, Betriebswerke (Bw), darunter das Bw Oberhausen in Osterfeld, wo am 1. November 1989 die modernste Anlage der Bundesbahn zur Wartung und Reparatur von Diesellokomotiven offiziell in Betrieb genommen wird, sowie Bahnmeistereien und je eine Hochbau- und eine Nachrichtenmeisterei. Als Dachorganisation dieses umfangreichen verkehrstechnischen Apparats kommt die Regionalabteilung mit 33 Mitarbeitern aus, die im zweiten Stock des Bahnhofsgebäudes am Berliner Platz ihre Schreibtische haben. Geleitet wird die Ab-

teilung von Dipl.-Ing. Wolf-Ekkehard Dölp (47), dem als erster Stellvertreter Dipl.-Ing. Heinz-Bernhard Böker (44) zur Seite steht. Die Stelle des zweiten Vertreters ist zur Zeit unbesetzt.

Die Regionalabteilung hat nicht nur dafür zu sorgen, daß der Bundesbahnbetrieb in ihrem Zuständigkeitsbereich reibungslos läuft, sie nimmt auch Obergreifende Funktionen wahr. Sie hat die Aufsicht über die nicht zum DB-Netz gehörenden Eisenbahnen und die an das DB-Netz angeschlossenen Werksbahnen (Anschlußbahnen) und handelt auf diesem Aufgabenfeld als „Landesbevollmächtigte für Bahnaufsicht“ nach den Weisungen und auf Rechnung des jeweiligen Bundeslandes. Bemerkenswert ist, daß die Regionalabteilung Oberhausen in ihrem Bereich mit weit über 2000 km Anschlußbahnen fast die Hälfte aller im Gebiet der Direktion Essen vorhandenen Privatbahnen („nichtöf-

*Im Güterverkehr der Bundesbahn spielt unsere Stadt eine wichtige Rolle.*

fentliche Bahnen“) aufzuweisen hat: ein überzeugender Beweis für die Wirtschaftskraft unserer Region. Als wichtigster Großanschließer (in Oberhausen-West) ist der Gemeinschaftsbetrieb Eisenbahn und Häfen der Thyssen Stahl AG zu nennen, der mit einem 627 km langen Gleisnetz, mit 140 Lokomotiven und 4000 Güterwagen zu den größten Privatbahnen im Bundesgebiet zählt. Weitere große Anschließer im Bereich der Regionalabteilung Oberhausen sind die Zechen- und Hafenbetriebe der Ruhrkohle mit 400 km Gleisen und 100 Loks, Mannesmann Duisburg-Huckingen/Mülheim-Styrum (128 km, 28 Loks), Hüls AG Chemie in Marl (102 km, 9 Loks) und die Hafenbetriebe der Stadt Duisburg (141 km, 4 Loks).

Von den der Regionalabteilung nachgeordneten Dienststellen im Stadtgebiet von Oberhausen weist

das Betriebswerk Oberhausen in Osterfeld mit rund 800 Mitarbeitern den höchsten Personalstand auf. Auch Lokomotiven haben eine Heimat und eine Mutter. So nennt sich der Osterfelder Betrieb im fachtechnischen Sprachgebrauch bei der Bundesbahn „Heimat- und Mutter-Bw“: Heimat, weil dort Lokomotiven zuhause sind, „betreut“ werden, Mutter, weil im Werk sogenannte Großausbesserungen vorgenommen werden. Neben der Wartung und Pflege von Loks – die Eisenbahner sagen „Triebfahrzeuge“ – obliegt es dem Bw, Lokomotiven und Personal für den Rangier-, Güter- und Reisezugdienst zu stellen. Der größte Teil der Osterfelder Belegschaft sind deshalb Lokführer.

### Das langsame Sterben der Dampflok

Das bis vor einigen Jahren noch Bw Osterfeld-Süd benannte Werk hat eine wechselvolle Geschichte. Es wurde um die Jahrhundertwende als Dampflokbetrieb erstellt, in dem bis zu 90 Dampfzöser beheimatet waren. Das Werk bestand aus zwei Hallen in Form von Ringschuppen mit jeweils 20 Reparaturständen, dem Verwaltungs- und Sozialgebäude, einem Wasserturm für die Versorgung der Loks mit Betriebswasser, einer Bekohlungs- und einer Ausschlackanlage. Über 23 m lange Drehscheiben rollten die schweren Maschinen in die Ringschuppen. Als die Bundesbahn in den 60er Jahren damit begann, ihren Triebfahrzeugpark von Dampf- auf E- und Dieselloks umzustellen, galt es, die Osterfelder Werksanlage dem Strukturwandel anzupassen. In den Jahren 1964 bis 1967 wurde der Ringschuppen I mit Drehscheibe demontiert und an dieser Stelle eine Rechtecklokhalle mit

fünf Gleisen und zehn Reparaturständen errichtet. Das langsame Sterben der guten alten Dampflok hatte seinen Anfang genommen. Im August 1974 waren in Osterfeld noch 50 Dampfzöks, aber bereits 96 E-Loks stationiert, ein Jahr später war der Dampfzökbestand auf 15 Maschinen geschrumpft, außer 123 E-Loks gab es zu diesem Zeitpunkt in Osterfeld 22 Dieselloks. Die letzte Dampflok hat am 20. März 1976 das Bw Osterfeld-Süd verlassen, ein Schrottplatz war die Endstation.

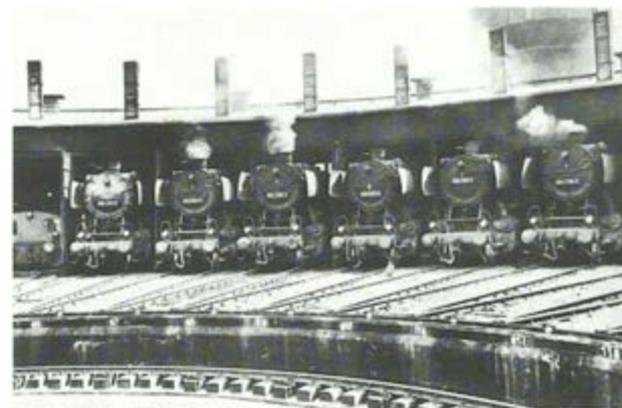
Inzwischen hatte in Osterfeld eine zweite Umstellungsphase begonnen: Aus dem E-Bw sollte ein Diesel-Bw werden. Hinter den Plänen für Osterfeld steckte die Absicht der Bundesbahn, im Rahmen

*Beim Anblick eines schweren Dampfzöses der Baureihe 044 lacht das Herz des Eisenbahnfans. Leider gehört ein solches Bild, aufgenommen vor 14 Jahren im Betriebswerk Osterfeld-Süd, der Vergangenheit an. Damals waren in Osterfeld-Süd noch 50 Dampfzökomotiven stationiert. Im März 1976 verließ die letzte Dampfzölok das um die Jahrhundertwende eingerichtete Betriebswerk. Endstation war ein Schrottplatz. Von den alten Anlagen zur Wartung der Dampfzöks ist an der Cberuskerstraße nichts mehr zu sehen. Ringschuppen, Drehscheiben, Wasserturm und Bekohlungsanlage wurden abgerissen, um Platz für Neubauten zu schaffen.*

ihrer Rationalisierungsbemühungen – mit dem Ziel einer Kostensenkung – eine Werkstättenkonzentration zu erreichen. Mit den Betriebswerken Oberhausen Hbf und Gelsenkirchen-Bismarck wurden zwei Diesel-Werke dem Bw Osterfeld-Süd angegliedert. Die Osterfelder Belegschaft mußte auf

*Eisenbahnromantik und moderne Nüchternheit: Das untere und das nebenstehende Foto dokumentieren den Wandel, der sich im Osterfelder Betriebswerk der Bundesbahn vollzogen hat. Die beiden Dampfzöloks-Ringschuppen mit Drehscheiben*

*mußten einer 74 m langen und 47,5 m breiten Werkstatthalle für Dieselloks weichen. Mit einem Kostenaufwand von 15 Millionen DM ist an der Cberuskerstraße das modernste Diesel-Bw der Deutschen Bundesbahn entstanden; es soll im November 1989 offiziell in Betrieb genommen und bei einem „Tag der offenen Tür“ der Öffentlichkeit vorgestellt werden.*



Diesel-Betrieb umgeschult werden. 1986 gehörten zum Bestand des inzwischen in Bw Oberhausen „umfirmierten“ Werkes in Osterfeld mit seinen Außenstellen Oberhausen Hbf und Gelsenkirchen-Bismarck noch 75 E-Loks, aber bereits 130 Dieselloks. Die letzten 56 in Osterfeld stationiert



*Die supermoderne Einrichtung des neuen Diesel-Betriebswerks in Osterfeld hat Modellcharakter. Auf dem Foto unten links eine automatische, elektronisch gesteuerte Tankanlage in der Reparaturhalle für Dieselloks. Die ortsfesten Arbeitsbühnen ermöglichen es, in mehreren Ebenen gleichzeitig an den Maschinen zu arbeiten (unten rechts). Für die Lokwäsche steht in Osterfeld eine moderne Außenwaschanlage mit voll-automatischer Programmsteuerung zur Verfügung (oben rechts). Die Abwasserbehandlungsanlage entspricht ebenfalls dem neuesten Stand der Technik.*



gewesenen elektrischen Lokomotiven wurden am 1. August 1988 zum Bw Dortmund „umbeheimatet“. Damit gibt es im Bereich der Bundesbahndirektion Essen nur noch jeweils zwei Betriebswerke für E-Loks (Dortmund und Hagen) und für Dieselloks (Oberhausen und Hagen).

### **Umbau für 15 Millionen DM**

Nach vierjähriger Umbauzeit – die Arbeiten erforderten einen Kostenaufwand von 15 Millionen DM – wird das Bw Oberhausen 1989 zu einem reinen Diesel-Bw umgestaltet sein. Die supermoderne Anlage an der Cheruskerstraße – eine auf das Bahngelände füh-

rende Sackgasse, die zwischen den Eisenbahnbrücken von der Osterfelder Straße abzweigt – soll nach der offiziellen Inbetriebnahme bei einem „Tag der offenen Tür“ der Bürgerschaft vorgestellt werden.

Vom alten Dampflok-Bw ist nichts mehr übriggeblieben. Um

Platz für die Erweiterung der bisherigen E-Lokhalle zu gewinnen, wurde auch der zweite Ringlokschuppen mit Drehscheibe beseitigt. Durch den Einbau ortsfester Arbeitsbühnen aus Profilstahl und Gitterrosten ist der neue Werkstatteil so eingerichtet, daß in mehreren Ebenen an den Dieselloks gearbeitet werden kann. Die gesamte Einrichtung der Neubauteile, angefangen von den drei Arbeitsebenen über die zentrale Ölver- und -entsorgungsanlage an den einzelnen Arbeitsständen, einen funkferngesteuerten Brückenkran mit 26 m Spannweite und einer Tragfähigkeit von 16 t bis hin zur modernen Hallenheizung und Abluftanlage, gilt als zukunftsweisend und hat für die Bundesbahn Modellcharakter. Mit Hilfe der Krananlage können auch Großreparaturen an den Lokomotiven durchgeführt werden, zum Beispiel das Auswechseln von ganzen Motoren, von Getrieben und Radsätzen.

### **Neues Ausbildungszentrum**

Das umfangreiche Bauprogramm in Osterfeld umfaßte auch die Neugestaltung des Außenbereichs durch Anbindung der jetzt fast 74 m langen (und 47,5 m breiten) Lokhalle an die Betriebsgleise über zwei sogenannte Gleisharfen mit elektrischen, vom Lokführer von der Maschine aus selbst zu bedienenden Weichen, ein neues, unmittelbar an die neue Werkstatthalle angrenzendes Lager- und Sozialgebäude, eine Tankanlage mit sechs 100 000-l-Tanks und Auffangeinrichtungen als Gewässerschutzmaßnahme zur Versorgung der Loks mit Dieseldieselkraftstoff, Motor- und Heizöl, eine hochmoderne Lok-Außenwaschanlage mit vollautomatischer Programmsteuerung in einer geson-

dernten Waschkammer, eine dem neuesten Stand der Technik entsprechende Abwasserbehandlungsanlage sowie die Erweiterung der vorhandenen Ausbildungswerkstatt auf 144 Ausbildungsplätze. Die Nachwuchskräfte werden an der Cheruskerstraße zur Industriemechanikern, Fachrichtung Betriebstechnik, und zu Energieelektronikern, Fachrichtung Anlagentechnik, ausgebildet. Das neue Ausbildungszentrum wird 1990 fertiggestellt sein, dann werden sich auch Mädchen um einen Ausbildungsplatz in dem Betriebswerk bewerben können, das sich zu einem Vorzeige-Bw der Deutschen Bundesbahn entwickelt hat.

Nach Beendigung der restlichen Umbauarbeiten werden die zur Zeit noch in Oberhausen Hbf und Gelsenkirchen-Bismarck stationierten Dieselloks nach Osterfeld umquartiert und die freigewordenen Werksanlagen beseitigt. Außerdem werden noch einige Loks aus Dortmund nach Osterfeld verlegt. Dann sind in der neuen Anlage insgesamt 164 Dieselloks verschiedener Baureihen, von der 2500 PS starken Streckenlok für Güterzüge über schwere und mittelschwere Rangierloks bis zur Kleinlok für den Rangierdienst auf kleineren Bahnhöfen sowie sechs Turmtriebwagen (für Arbeiten an der Oberleitung), 73 Bahnunterhaltungsfahrzeuge und 70 Anhänger für Materialtransporte zu warten und instandzuhalten.

### **Einstmals größter Bahnhof Europas**

Der dem Betriebswerk benachbarte, 1891 in Betrieb genommene und kurze Zeit später erweiterte Sammelbahnhof Osterfeld-Süd, dessen Gleisfeld sich zwischen der Hochstraße und der Schloß- bzw. Arminstraße erstreckt, galt

mit seinen 71 Gleisen vor dem ersten Weltkrieg als größter Bahnhof dieser Art in Europa. Der Bahnhof hat in den letzten Jahrzehnten nicht wenig von seiner einstigen Bedeutung eingebüßt, denn er wurde von der Kohlen- und Stahlkrise voll getroffen. Von der Zahl der Güterwagen, die noch um 1960 täglich von den beiden Ablaufbergen rollten, können die Eisenbahner heute nur träumen. Bei einem Zahlenvergleich ist allerdings zu berücksichtigen, daß die Bundesbahn inzwischen die Wagenauslastung beachtlich gesteigert hat, weil die Waggons größer geworden sind: Weniger Wagen transportieren heute mehr Güter.

Im Organisationsschema der Bundesbahn für den Güterverkehr wird zwischen Knotenpunkt- und Rangierbahnhöfen unterschieden. Im Knotenpunktbahnhof erfolgt die Zugbildung für den Bezirks-, im Rangierbahnhof für den Fernverkehr. Osterfeld-Süd übt heute die Funktionen eines Knotenpunktbahnhofs aus: Güterwagen aus einem Umfeld von 120 Streckenkilometern werden im Bahnhof gesammelt, verteilt und zu Güterzügen zusammengestellt. Der Bedienungsbereich erstreckt sich von Marl-Hüls über Gladbeck, Bottrop, Essen-Altenessen bis Duisburg-Neumühl und Dinslaken. Mit einem täglichen Wagenausgang von rund 600 Waggons – die Wagen der durchlaufenden Züge nicht mitgezählt – gehört Osterfeld-Süd immerhin zu den größten Knotenpunktbahnhöfen der DB. Seine Verbindungen zu den Fernstrecken sind durch Zugbildungen nach den Rangierbahnhöfen Oberhausen-West, Hamm, Wanne-Eickel, Hagen-Vorhalle, Duisburg-Wedau und Gremberg si-

chergestellt. Zu den Großanschlüssen zählen die Firmen Hüls AG, die Ruhrkohle mit Anschlüssen u. a. in Gladbeck-West, Bottrop-Süd und Essen-Altenessen sowie in Oberhausen-Sterkrade neben anderen Betrieben die Ruhrchemie.

### **Deutscher Kaiser und Mathilde**

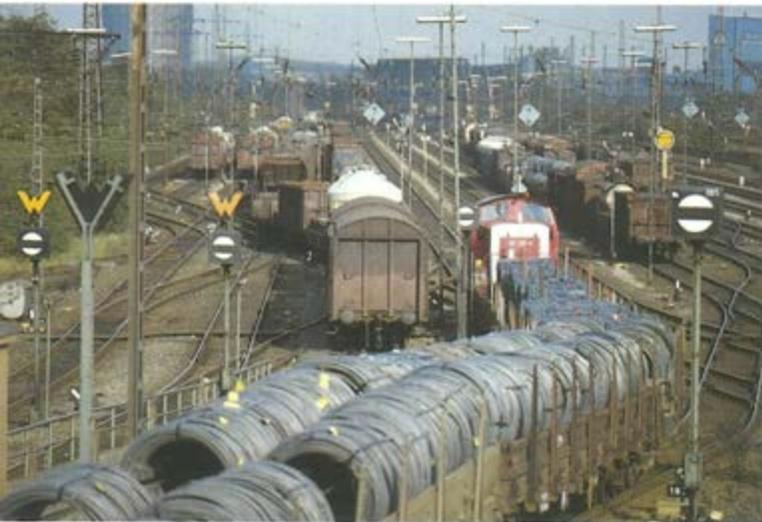
Oberhausen-West zählt zu den bedeutenden Rangierbahnhöfen im westlichen Ruhrgebiet und dient vornehmlich der Abwicklung des Güterverkehrs für die Großindustrie an der Rheinschiene. Über Oberhausen-West rollt

Straße aus recht imposant wirkende Gebäude gehört Thyssen, hier befinden sich aber auch Büros der Bundesbahn. Der historische Stellwerksname erinnert daran, daß Kaiser Wilhelm II. bei einem Besuch der Thyssen-Hütte im Jahr 1908 diesen Übergabebahnhof benutzt hat: August Thyssen holte den Monarchen an der Ruhrorter Straße mit einem Salonwagen der Thyssen-Bahn ab. Weiterer prominenter Benutzer des Übergabebahnhofs Oberhausen-West war vor etwa 25 Jahren der französische Präsident Charles de Gaulle,

bildstellwerk ersetzt, das zehn manuell betriebene Stellwerke überflüssig machte. Das Computerstellwerk fungiert als Steuerzentrale für den Güterzugverkehr im westlichen Ruhrgebiet, von hier aus werden in 24 Stunden 550 Züge ferngesteuert. Übrigens gibt es nach wie vor auch in Osterfeld-Nord Güterverkehr, wenn auch in einem recht bescheidenen Umfang: Morgens rollt eine Lok von Oberhausen-West nach Osterfeld-Nord, um einige Güterwagen zu bringen und andere abzuholen. Der Personenverkehr auf der Nordstrecke ist schon seit Jahrzehnten eingestellt, das Bahnhofsgebäude dient als Jugendzentrum. Im Bahnhof Osterfeld-Süd sind 288, in Oberhausen-West 270 Eisenbahner im Einsatz.

### **Klangvolle Namen**

Im Personenverkehr der Eisenbahn hat Oberhausen, dessen Zentralbahnhof aus dem Jahr 1888 vor dem ersten Weltkrieg als wichtigster Umsteigebahnhof im westlichen Ruhrgebiet galt, an Bedeutung verloren. Der Schwerpunkt des Verkehrs durch das Ruhrgebiet hat sich nach 1945 immer stärker von der Köln-Mindener Strecke auf die Bergisch-Märkische Strecke (über Essen und Bochum) verlagert. Dennoch ist unser Hauptbahnhof mit ca. 300 Zügen täglich ein wichtiger Knotenpunkt. Auf dem Abfahrtsplan liest man so klangvolle, Reisefieber auslösende Zugnamen wie Erasmus, Rembrandt, Frans Hals (EC-Züge), Holland-Italien-Express, Riviera-Express, Holland-Wien-Express und Hellas-Express. Im internationalen Verkehr rollen Fernzüge über Oberhausen auch in die Schweiz, nach Frankreich und nach Polen (Krakau), im Verkehr mit der DDR nach Görlitz



*Oberhausen-West zählt zu den bedeutenden Rangierbahnhöfen im westlichen Ruhrgebiet, über ihn wird der gesamte Güterverkehr aus dem Duisburger Norden abgewickelt. Von den 2400 Güterwagen, die täglich den Rangierbahnhof im Westen unserer Stadt verlassen, kommen ca. 900 vom Großanschießer „Eisenbahn und Häfen“ der Thyssen Stahl AG. Die Übergabegleise liegen längs der Ruhrorter Straße am Thyssen-Stellwerk „Deutscher Kaiser“. Das auf der Babcockseite gelegene DB-Stellwerk „Mathilde“ fungiert als Steuerzentrale für den Güterverkehr im westlichen Ruhrgebiet.*

der gesamte Güterverkehr aus dem Duisburger-Norden, sein Einzugsbereich umfaßt 200 Streckenkilometer und reicht von Emmerich über Wesel, Bocholt, Walsum, den Hamborner Raum bis Ruhrort-Hafen und Mülheim-Styrum. Den Bahnhof verlassen täglich 2400 Güterwagen, von denen etwa 900 auf das Konto des Großanschlisseurs „Eisenbahn und Häfen“ der Thyssen Stahl AG gehen. Die Übergabegleise liegen längs der Ruhrorter Straße am Stellwerk „Deutscher Kaiser“. Das von der

der auf einer Rundreise durch die Bundesrepublik auch der ATH einen Besuch abstattete. Aus dem Hamborner Stahlwerk kommend, wurde der Sonderzug des Präsidenten an der Ruhrorter Straße der Bundesbahn übergeben.

Außer einem „Deutschen Kaiser“ gibt es in Oberhausen-West eine „Mathilde“. So nennt sich das auf der Babcock-Seite gelegene Stellwerk des Rangierbahnhofs. Anfang der 70er Jahre wurde die alte, seit 1914 in Betrieb gewesene „Mathilde“ durch ein modernes Gleis-

und Karl-Marx-Stadt. Im Nahverkehr ist Oberhausen Hbf durch die S 3 über Mülheim und Essen nach Hattingen an das S-Bahnnetz angeschlossen, auf der Strecke nach Meiderich-Süd fahren die Züge im Takt. Der Bahnhofsvorsteher ist Chef von 116 Bundesbahnern. Dem Bahnhof angeschlossen ist eine Bahnpolizeiwache, deren Zuständigkeitsbereich sämtliche DB-Anlagen im Stadtgebiet von Oberhausen und anschließende Streckenabschnitte umfaßt.

Die Hochbaubahnmeisterei Oberhausen (68 Arbeitsplätze) unterhält und erneuert die Gebäude, Hallen und Bahnsteigüberdachungen im Bereich der Regionalabteilung, während die Bahnmeisterei Oberhausen (143 Arbeitsplätze) für die Gleisanlagen zuständig ist. 72 Mitarbeiter des Betriebswerks Duisburg 1 sind in Oberhausen auf mehreren Bahnhöfen bzw. „Stützpunkten“ als Wagenmeister im Wagenuntersuchungsdienst tätig. Die Wagenmeister haben darauf zu achten, daß die Personen- und Güterwagen in einem technisch einwandfreien Zustand auf die Strecke gehen. Die Wagen werden deshalb vor jeder Fahrt überprüft. Dem Betriebswerk Duisburg 2 obliegt u. a. die Unterhaltung der elektrischen Energie-, Oberleitungs- und maschinentechnischen Einrichtungen und Anlagen. Allein im Oberhausener Stadtgebiet gibt es 260 Kilometer Oberleitungen, davon 198 in Bahnhöfen.

Die 236 Mitarbeiter zählende Signalmeisterei an der Hansastraße nimmt unter den Dienststellen im Bereich der Regionalabteilung Oberhausen eine Sonderstellung ein. Sie ist nicht der Regionalabteilung im Hauptbahnhof, sondern der überregionalen Fachabteilung Signaltechnik in der Essener Zen-

trale der Bundesbahndirektion unterstellt. Als einzige Dienststelle dieser Art ist die Signalmeisterei Oberhausen im gesamten Bereich der Direktion Essen für Neubau, Änderung und Ergänzung der Stellwerke sowie für Neu- und Rückbau von Signal-, Bahnübergangs- und Stromversorgungsanlagen zuständig. Die Bauzüge aus Oberhausen sind bis Münster und Siegen im Einsatz.

Die Generalvertretungen haben die Aufgabe, die von der Bundesbahn angebotenen Dienstleistungen zu verkaufen. Deshalb sind die Güterabfertigungen und Fahrkartenausgaben bei den Generalvertretungen angesiedelt, im Fall Oberhausen bei der Generalvertretung Duisburg.

#### **Mit Hamburg Hafenan der Spitze**

In dem schlichten, an den Bahndamm angelehnten Zweckbau an der Einmündung der Siebenbürgenstraße in die Ruhrorter Straße hat außer dem Bahnhofsvorsteher von Oberhausen-West auch der Chef der Güterabfertigung Oberhausen-West sein Büro. Der bescheidene äußere Rahmen entspricht nicht so recht der Bedeutung dieser Dienststelle, die hinsichtlich des Verkehrsaufkommens im Wagenladungsverkehr unter den Güterabfertigungen der Bundesbahn ganz oben rangiert und sich mit der Güterabfertigung Hamburg Hafen messen kann. Hier geht es nur um ganze Wagenladungen, nicht um Stückgut. Die Stückgutabfertigung an der Hansastraße wurde vor Jahren aufgelöst. Für Stückgutfracht aus Oberhausen ist die Güterabfertigung Duisburg Hbf zuständig. Im Wagenladungsverkehr bedient die Güterabfertigung Oberhausen-West zusammen mit ihrer Außenstelle Osterfeld-

Süd außer Oberhausen den Duisburger und Essener Norden, Dinslaken, Bottrop, Gladbeck, Gelsenkirchen, Gelsenkirchen-Buer Nord und Marl. In diesem Bereich werden täglich mehrere tausend Güterwagen be- und entladen.

Dem Leiter der Güterabfertigung Oberhausen-West unterstellt sind die Fahrkartenausgaben Oberhausen Hbf und Dinslaken sowie die Expreßgutabfertigung Oberhausen Hbf. Der Hauptbahnhof ist inzwischen der einzige Oberhausener Bahnhof mit Fahrkartenausgabe. Diese nüchterne Bezeichnung gehört allerdings der Vergangenheit an. Heute kaufen die Reisenden ihre Fahrkarte im adrett aufgemachten, einem Reisebüro ähnelnden „Reisezentrum“ des Hauptbahnhofs. In Sterkrade, Osterfeld und Holten gibt es nur Fahrkarten aus Automaten, getrennt nach Karten im Verkehrsverbund und im Bundesbahn-Nahverkehr bis 50 km. Der Vormarsch der Automaten in den Bahnhöfen ist nicht mehr aufzuhalten. Demnächst werden die automatischen Fahrkartenausgaben auch Fahrausweise für Ziele bis 100 km „ausspucken“.



# DAS GROSSE ZAPPELN

*Music Circus und Blue Moon –  
Mekka und Medina des  
Disco-Tourismus*

WOLFGANG KINTSCHER

Auf diesen Augenblick haben wir lange gewartet. Schon der Gerechtigkeit wegen. Denn jedesmal, wenn sich für ein paar Tage Besuch anmeldete, aus den Metropolen der Republik hinein ins Herz des Reviers, ging diese arrogante Nörgelei los.

Kein Abend im Garten verstrich, kein Bummel durch die City verging, ohne daß Oberhausen – und die Gastgeber – sich einen dieser aussichtslosen Vergleiche gefallen lassen mußten. Daheim, Gott ja, sagten unsere Gäste, da sei ja dann doch alles viel größer, schöner – und besser, versteht sich. Sie sagten das halb schadenfroh und halb mitleidig, in einer Art wohlmeinenden Bedauerns – wie bei einer bischöflichen Visitation inmitten der kulturellen Diaspora.

Da war nichts zu machen. Natürlich erzählten wir vom Theater, vom Museum Ludwig, der städtischen Galerie, von den Kinos, den

Diskotheiken und alternativen Zentren. Aber was war das gegen die weltstädtischen Dimensionen anderenorts? München und Berlin, Hamburg und Frankfurt, Köln, ja sogar Düsseldorf, das sind Städte, da läßt sich leben. Die haben was zu bieten, hieß es.

Angesichts mangelnder Glanzpunkte übte sich unsereins deshalb bislang in zurückhaltender Bescheidenheit. Doch damit ist jetzt Schluß: Wir kontern. Und warten nur darauf, daß irgendjemand aus unserer Verwandt- oder Bekanntschaft sich wieder einmal selbst einlädt, kaum dem gehobenen Mittelklassewagen entstieg, das mitleidige Gesicht aufsetzt und die vermeintliche Durchschnittlichkeit bedauert.

Und wir warten auf den Moment, da man uns dann großspurig eröffnet, zuhause, in München, Hamburg oder sonstwo gebe es jetzt ja auch eines dieser Disco-Zelte: „Das mußt Du Dir vorstellen

wir ein Zirkuszelt, nur eben als Disco, nicht wahr.“ Mit Cocktail-Käfig, Live-Konzerten, Zelt-Theater und so. Dann sieht man uns verheißungsvoll an und erwartet ein staunendes „Ja wirklich?“ Stattdessen lehnen wir uns mit einem gelangweilt neugierigen „Ach ja?“ zurück und setzen die unterkühlt wissende Miene auf: „Was Du nicht sagst“, werden wir beiläufig antworten. „Ein Disco-Zelt habt Ihr? Wir haben zwei.“

Das sitzt. Von wegen Berlin und Hamburg und all die anderen. Zwei Disco-Zelte in einer Stadt kennt nur die „Wiege der Ruhrindustrie“. Das hat sich herumgesprochen, bei der tanzwütigen Jugend im Revier und darüber hinaus, bei Gästen aus England und Frankreich, den Niederlanden und Belgien, der Sowjetunion und Israel.

Rock- und Pop-Postillen ziehen schon staunend den Hut, Rundfunk und Fernsehen geben sich für Aufnahme-Termine die Klinke in die Hand, und ein Fachblatt für den unternehmerischen Erfolg präsentiert das Modell als Geheimtip für Geldanleger. Zwei Zelt-Saisons hat Oberhausen jetzt hinter sich, die dritte steht bevor. Wer in dieser Region von Disco spricht, spricht von Oberhausen. Von wegen Provinz.

Dabei hat vor knapp zwei Jahren alles so wackelig angefangen: Neun junge Leute aus Oberhausen und Umgebung fanden sich damals zusammen, um das ganz große „Ding“ zu wagen. Eine kleine Kneipe betrieben die einen, einen Licht- und Ton-Verleih die anderen. Dazu Kaufleute, Veranstalter, Tournee-Manager. Und das Projekt: Ein riesiges Zirkuszelt, umfunktioniert zum Treff für die tanzende Gemeinde, zur Konzert-

halle, zum Kinosaal und zur Theaterbühne. Kurz: ein Millionen-Plan.

Zugegeben, die Idee war nicht neu. Mal abgesehen von den Schankzelten des 19. Jahrhunderts, von den „Spiegelzelten“ der Belgier wie Holländer und den Schützenzelten neuerer Prägung, brachte ein Hannoveraner Diskotheken-Betreiber im Jahre 1983 die ersten Pläne aus Frankreich an die Leine. Tanzen unter der Kuppel, das war endlich mal was anderes. Der Siegeszug der Zelte begann – auch in Oberhausen.

Am 30. April 1986 war es soweit: „Manege frei“ für den „Music Circus Ruhr“, der seine Masten in einen alten Parkplatz, gleich gegenüber vom Stadion Niederrhein, rampte. Wochenlang hatten die neun Zirkus-Direktoren mit Freunden und bekannten fieberhaft geschuftet, mußten nicht selten Nachtschichten einlegen, um den eigenen Terminplan zu halten, und bei alledem mehr oder weniger gutgemeinte Kommentare hinnehmen: „Ihr seid doch wahnsinnig.“ – Eben.

Selbst wenige Stunden vor der Eröffnung drohte das Projekt durch einen Platzregen buchstäblich ins Wasser zu fallen. Da hieß es Scheppen, was die Eimer hergaben, und das bis kurz vor acht: Zum abendlichen Start hatte der „Music Circus Ruhr“ dann seine Gäste im Trockenen – und seine Schäfchen wohl auch: Seit jenem Wochenende im Mai klingelt an der Lindnerstraße stets die Kasse, schütteln Jugendliche zu Tausenden ihre Glieder in der Manege und sorgen für Stimmung bis zum frühen Morgen. – In jeder Beziehung.

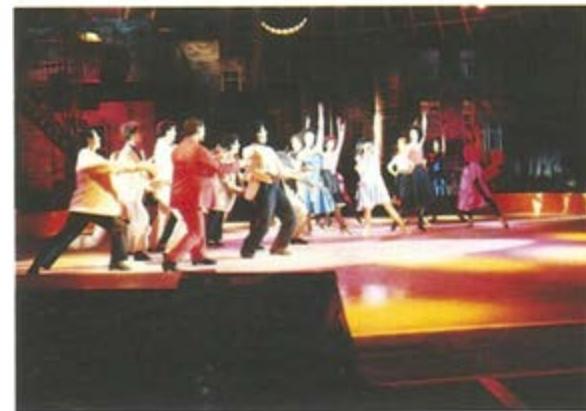
Denn kaum war die Saison in Oberhausen so richtig in Schwung, da meldeten sich die

Wirte aus der „Szene“ jammernd zu Wort: „Gigantomanie“ klagten die einen, den endgültigen „Gar-aus“ für die heimische Kneipenlandschaft befürchteten die anderen. Eine Krisensitzung jagte die nächste, wobei die klagenden Kneipiers wohl weniger die Umsatzeinbußen wurmte, als vielmehr die Tatsache, daß nicht sie auf die Idee mit dem Zelt gekommen waren.

Dennoch: Man wollte es ihnen zeigen, denen vom „Music Circus“ und sprach großspurig von einem konzertierten Gegenschlag. Doch die angekündigte „Sternstunde der Gastronomie“ entpuppte sich bald als Schnuppe, und nur einer macht ernst: Edgar Engel, Besitzer der Diskotheken-Kette „Old Daddy“ und unbestritten einer der Leidtragenden im Strukturwandel der Tanzpaläste, ließ in Windeseile ein zweites Zelt errichten. Auf dem alten Hochhofengelände am Werksgasthaus bat „Old Daddy's Sommerdisco“ fürderhin mit einem schelmisch lachenden „King Kong“-Verschnitt zum Tanz. Was sich von da an Wochenende für Wochenende in Oberhausen abspielte, nannte eine Revier-Illustrierte den „niederrheinischen Zeltkrieg“ – und lag damit wahrscheinlich gar nicht mal so falsch:

Hüben am Stadion tummelten sich alle Nase lang große und kleine Stars unter der Zelthaut, während ein Swimming-Pool südländische Urlaubsstimmung verbreitete und die Rocky-Horror-Show durch die Manege fegte. Drüben versuchte der Zelt-Epigone sein Publikum mit freiem Eintritt und Lokalrunden zu ködern – vergeblich. „Old Daddy's Sommerdisco“ mußte nach wenigen Wochen die Zelte abbrechen, King Kong ging baden.

*Manege frei zur „West Side Story“.  
Aufführungen des Oberhausener Theaters  
vor ausverkauftem „Haus“.*



Edgar Engel weiß heute, warum: „Wir hatten einfach zu wenig Zeit. Ein typischer Schnellschuß war das, aber wir haben daraus gelernt – für die nächste Saison.“ Die nächste Saison, sie begann für das zweite Zelt mit neuem Konzept und neuem Namen: „Blue Moon“ eröffnete als erster die zweite Oberhausener Zelt-Runde und ließ auf seinen Werbeplakaten unmißverständlich wissen, was er den Konkurrenten vom Stadion wünschte: Da saß ein Hase in seinem kleinen Ruderboot, und versank elendiglich in den Fluten. Gemeint war da wohl Olaf Hasenbein, einer der „Direktoren“ vom „Music Circus Ruhr“, und der lacht. – Konkurrenz belebt eben nicht nur das Geschäft, sondern auch des Künstlers Phantasie.

Engels nun nicht mehr ganz so geheimer Wunsch vom Untergang der ungeliebten Konkurrenten bleibt jedenfalls einer: Kaum startete das Original am Stadion seine zweite Saison, zogen die Scharen wieder ein paar hundert Meter weiter. Wer allerdings auch diesmal auf einen Sieger und einen Verlierer gehofft hatte, lag falsch: Zwar strahlt der blaue Mond nur noch freitags und samstags, ansonsten jedoch scheint sich die Prophezeiung des „Music Circus“-Teams zu bewahrheiten, die Olaf Hasenbein so umschrieb: „Laßt Oberhausen erstmal als Disco-Standort bekannt sein, dann kommen die Leute von allen Seiten.“

Stimmt. Wer an den Öffnungstagen des Nachts zu den Parkplätzen schlendert, findet Kennzeichen von Münster bis Wuppertal, von Bochum bis Wesel. Selbst Holländer und Belgier nehmen die weite Anreise in Kauf und zappeln im Großraum-Rund hier oder dort bis in den frühen Morgen.

Kein Zweifel, Oberhausen ist eine erste Adresse geworden, was die Disco-Szene angeht, und das ist längst nicht alles. Soul-Legende James Brown war hier, „Röhre“ Roger Chapman und Schmuse-Popper Purple Schulz, The Nits gaben ebenso ein Gastspiel wie Holland-Rocker Herman Brood, die Rastas von Black Uhuru oder 70er-Jahre-Abräumer wie The Sweet. Während der „Music Circus“ am Stadion ein Fest nach dem anderen veranstaltet, die Manege zur „West Side Story“ in einen New Yorker Hinterhof verwandelt und auf Soul- und Rockpop-Größen wie die Woodentops, die Ärzte, Supercharge oder Womack & Womack setzt, empfiehlt sich das „Blue Moon“ als Geheimtip für Fans der Independent-Szene, die Red Lorry, Yellow Lorry oder Canned Heat, die Dissidenten oder Eric Burdon den Chart-Größen vorziehen.

Bei alledem brauchen sich zumindest die Oberhausener Gäste keine Gedanken mehr über einen sicheren Heimweg machen: Beide Zelte bieten mittlerweile einen Bus-Pendelverkehr an, der während der ganzen Nacht die wichtigsten Stadtteile ansteuert.

Befragt, wie sie mit ihrer zweiten Saison zufrieden sind, antworten beide Seiten unisono: „Super, gigantisch, genial!“ Was auch sonst: Während kleinere Discotheken in Einheiten zu Hundert rechnen, geht es bei den Zelt-Veranstaltern um Tausende. Da mag die erhöhte Vergnügungssteuer noch so schmerzen, mögen die Veranstaltungen nach wie vor als Zuschuß-Geschäfte laufen. Verdient wird bei der Disco und das nicht zu knapp. Selbst die anfangs so lauten Kneipiers halten sich längst bedeckt, haben sie doch gemerkt,

daß vom übervollen Zelte-Kuchen auch für sie noch mancher Brocken abfällt. Nur in der Winterpause gingen sie bislang leer aus, denn wo kein Zelt, da keine Besucher von auswärts.

Den Trauernden kann geholfen werden: Eine Winterpause wie im vergangenen Jahr wird es diesmal nämlich nicht geben. Edgar Engels „Blue Moon“ am Werksgasthaus feiert durch bis zum Frühling, wobei der Besitzer und Organisator auf milde Temperaturen hofft. Kein Wunder: „Bei 20 Grad minus frieren uns die Bierleitungen zu.“

*Sie zappeln nicht nur, sind nicht nur begeistert von den agierenden Künstlern, besonders an warmen Sommerabenden kommt im Biergarten die Gemütlichkeit nicht zu kurz.*



Gelöst ist mittlerweile ein anderes Problem, das Zelt-Chef Engel lange in Atem gehalten hat: Weil sein bisheriger Standort jederzeit für Gewerbe-Ansiedlungen zur Verfügung stehen mußte, machte er sich auf die Suche nach einem neuen Zeltplatz – und wurde fündig: Auf einem Thyssen-Gelände an der Mülheimer Straße, wenige Meter vom alten Standort entfernt, soll „Blue Moon“ schon bald sein neues Domizil finden. Und das möglichst gleich für ein paar Jahre.

Auch der „Music Circus“ bleibt,

wo er ist, doch im Gegensatz zur Konkurrenz gestattet sich das Zelte-Original eine Verschnaufpause. Nur einige Veranstaltungen sollen die Winterpause unterbrechen, wobei eine große Silvesterparty – wie im „Blue Moon“ – „selbstverständlich“ dazugehört. Im Frühling geht dann der Zweikampf wieder in eine neue Runde: „Music Circus Ruhr“ gegen „Blue Moon“ und gemeinsam gegen den Bewegungsmangel unter der Jugend. Am Stadion brüten die Herren Direktoren zwar noch an neuen Projekten, doch alles, wie

sie sagen, „streng geheim“. Überraschen sollen sie alle lassen, denn die Konkurrenz schlafe schließlich auch nicht.

Recht haben sie und Edgar Engel grinst: So manche Stadt, sagt er, hat sich an ihn gewandt, wollte einen Ableger des blauen Mondes über den eigenen Festwiesen scheinen lassen. Edgar Engel aber sagte ab. „Was soll ich da oder dort“, habe er denen beschieden und die Sache lakonisch begründet: „In Oberhausen spielt die Musik!“ Wo er Recht hat, hat er Recht.

# EINE STADT BAUT UM

*Der Stand der Dinge beim  
Struktur-Großprojekt  
„O-2000“*

**HANS-WALTER SCHEFFLER**

„Das Schlimmste wäre, den Menschen hier die Hoffnung zu nehmen, indem das Erreichte schlecht geredet wird. Wir sind jedoch jetzt nicht mehr in der Lage, weitere Rückschläge aus eigener Kraft aufzufangen. Dabei brauchen wir die Hilfe von Bundes- und Landesregierung, ganz besonders aber auch die Unternehmen müssen dazu beitragen, daß der Wandel gelingt. Das sind wir alle, das ist die ganze Republik den Menschen schuldig, die mit ihrer Arbeit hier im Revier das Rückgrat der Wirtschaft gebildet haben.“ So Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond auf dem Höhepunkt der jüngsten Kohle- und Stahlkrise, aber schon im Frühsommer 1987 waren im städtischen Ältestenrat auch diese Töne zu vernehmen: „Wenn man erkennt, daß der Stahlstandort nicht mehr zu halten ist, dann kann man keine Protestdörfer mehr bauen und Brücken besetzen, dann muß man verhandeln.“

Ein kurzer Blick zurück im Zorn: Seit Februar 1987 war es knüppeldick für Oberhausen gekommen. Rückzug von Thyssen, Schließung der Kokerei Osterfeld, Tod auf Ratten für die letzte Zeche in Osterfeld. Bereits im Juni 1985 hatte der Stadtrat, auf Initiative des damaligen SPD-Fraktionsvorsitzenden und heutigen NRW-Finanzministers Heinz Schlußer, die Sozialforschungsstelle Dortmund (sfs), ein Landesinstitut, mit einer Studie über „Arbeiten und Leben in Oberhausen“ beauftragt. Diese sollte den Kommunalpolitikern Anregungen für den Weg aus der Strukturkrise der Stadt liefern. Der traurige Zufall wollte es, daß auch die Sozialforscher inmitten ihrer Arbeit von der schlimmsten Krise der Stadt in ihrer 125jährigen Geschichte überrascht wurden. So liefert die im Spätsommer 1988 fertiggestellte Studie auch eine aktuelle Bestandsaufnahme darüber, wie die Stadt, ihre Bürger und Politiker, mit den Nackenschlägen

der letzten Monate fertig geworden sind.

## **Die Wende**

Mit Blick auf den mittlerweile eingeleiteten „Umbau“ der Stadt registrierten die Gutachter, daß „sich ein offeneres Gesprächsklima in Oberhausen auch erst entwickeln mußte“. Nach ihrer Einschätzung ist vor allem durch den Thyssen-Betriebsrat etwas in Bewegung gekommen: „Erst dessen breitgefächerte Versuche, von allen wichtigen gesellschaftlichen Gruppen Unterstützung zu erhalten, haben auch die bis dahin distanzierten Lager näher zueinandergebracht.“ Über den Ausbruch der Krise heißt es in der Studie: „Nach vorn weisende Konzepte fehlten weitgehend. Das begann sich erst im Frühjahr 1987 zu ändern. Nach und nach entwickelten auch Gruppen und Träger außerhalb von Kommune, Wohlfahrtsverbänden und Gewerkschaften Konzepte und Ideen zur Erneuerung Oberhausens. Der Sommer 1987 markiert dann eine Wende in den politischen Reaktionen auf die Krise. War bis in den Frühsommer hinein allenthalben ein Klima des weitgehend unkoordinierten Nebeneinanders von Aktivitäten, von Mißtrauen und gegenseitiger Blockierung zu spüren, so entwickelte sich jetzt eine Atmosphäre der Kooperationsbereitschaft.“

Auf dem Weg dieser „großen Koalition“ wurde konsequent weitermarschiert; kurz vor den Parlamentsferien im Sommer 1988 kam es im Stadtrat zu einem Schulter-schluß zwischen SPD und CDU. Die CDU schloß sich dem von der SPD vorgelegten Zukunftskonzept „O 2000“ an; dessen Losung hatte der SPD-Unterbezirksvorsitzende Dieter Schanz schon Monate vor-

her ausgegeben: „Wir müssen weg von der Klagemauer und den Blick nach vorn richten.“ Die Stadt soll zu einem Zentrum der Umwelttechnologie ausgebaut werden und dabei das vor Ort vorhandene Know-how der Großbetriebe nutzen. Der angestrebte „Umbau“ machte auch vor der Chefetage der Stadtverwaltung

*Bilder des Reviers – Eisenschmelze und Kobleabbau waren die Markenzeichen Oberhausens. Das soll nun anders werden. Die Manager von „Neu Oberhausen“, Peter Dietz und Günter Breil (unteres Foto) haben sich den „Umbau“ der Stadt zum Ziel gesetzt.*

*Gestern noch Kokerei Osterfeld. Demnächst Medienpark in der größten freitragenden Halle Europas (Bild rechts).*



Anfangsjahren – mit dem Ziel der Sicherung und Neuschaffung von Arbeitsplätzen.

Auch die im Sommer 1987 gegründete Gesellschaft für Wirtschaftsentwicklung, „Neu-Oberhausen“, machte von sich reden. Sie wurde gemeinsam von den fünf ortsansässigen Großunternehmen (MAN GHH, Thyssen Stahl



nicht halt; gleich mehrere Ressorts wurden neu- bzw. umgesetzt. Wegen seiner guten Kontakte zur Wirtschaft mußte Wirtschaftsförderungsdezernent Hugo Baum gar seine Pensionierung verschieben. Der neue Bau- und Planungsdezernent Dr. Dierk Hans Hoefs begreift die Strukturkrise auch als einmalige Chance zur Erneuerung: Der Thyssen-Rückzug beschert der Stadt in ausgezeichneten Lage ein 93 ha großes Areal für Neuansiedlungen, ein ausgesprochenes städtebauliches „Filetstück“.

### **Mit Augenmaß**

Bei der städtischen Wirtschaftsförderung wurde spätestens am 1. Mai 1988 auch offiziell ein neues Kapitel aufgeschlagen. An diesem Tag übernahm der 42jährige Jurist Hans-Jürgen Hollmann die Leitung der Entwicklungsgesell-

der Standortwahl bis zu öffentlichen Finanzierungshilfen. Als wichtiges Argument für den Standort Oberhausen hält Hollmann die günstigen Verkehrsverbindungen der Stadt: „Wir müssen von uns aus auf potentielle Investoren zugehen. Das alles muß mit Augenmaß geschehen, denn wir wollen keine Wolkenkuckuckshäuser bauen.“

Während die Stadtväter darum bemüht sind, die EGO mit möglichst weitreichenden Kompetenzen auszustatten, soll die UBO Hilfestellung leisten bei den Anstrengungen, neue Investoren für die Stadt zu gewinnen. Die „Unternehmensbegleitung e.V. Oberhausen“ widmet sich der Förderung, Beratung und individuellen Unterstützung von Existenzgründern, jungen Unternehmern und Unternehmen im Aufbau und in den



AG, Babcock, Ruhrchemie und Ruhrkohle AG) und mittelständischen Unternehmen ins Leben gerufen, mit Peter Dietz als geschäftsführendem Gesellschafter und Günther Breil als Aufsichtsratsvorsitzendem. Ziel von „Neu-Oberhausen“ ist es, innovative

Dienstleistungsbetriebe nach Oberhausen zu holen; die erste Zwischenbilanz im September 1988 (sieben Firmen mit insgesamt 60 Mitarbeitern) konnte sich sehen lassen.

### „Dicke Fische“

„Das Schlimmste liegt hinter uns, wir sind fast über den Berg.“ Diese Zwischenbilanz bei den An-



strengungen zum „Umbau“ der Stadt zog im Oktober Oberstadtdirektor Dieter Uecker. Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond ergänzte: „In den nächsten Monaten stehen wichtige Entscheidungen an, die das Bild der Stadt entscheidend verändern können. Aber diesen Weichenstellungen dürfen wir nicht aus Feigheit ausweichen.“ Eine staunende Öffentlichkeit registrierte, daß die Stadt, nach der bereits beschlossenen Ansiedlung eines Auslieferungslagers des Warenhauskonzerns Karstadt, weitere „dicke Fische“ an der Angel hatte.

Nicht nur der Münchener Regisseur Michael Pflöghar begeisterte sich für die Kokskohlenvergleichsmäßigungsanlage der stillgelegten Kokerei Osterfeld. An die Decke

*Blick vom Wasserturm: Auf dem bisher von Thyssen genutzten Gelände planen kanadische Investoren das größte Einkaufs- und Vergnügungszentrum der Welt.*



dieser größten freitragenden Fabrikhalle Europas kann man 150 Tonnen hängen; in ihr, so begeisterten sich Filmproduzenten, „können Omnibusse tanzen“. Im Medienpark Osterfeld sollen künftig nicht nur Fernsehserien und Kinofilme produziert, sondern auch eine neue Technologie entwickelt werden: HDTV („High Definition Tele-Vision“). Dahinter verbirgt sich eine Aufnahme- und Wiedergabetechnologie, die statt der bisherigen Zeilenzahl von 650 doppelt so viel auf den Bildschirm bringt.

Im Oktober überschlugen sich die Ereignisse. Die EGO kündigte an, daß eine Tochtergesellschaft der Frankfurter coop-Zentrale, SB Warenhaus und Fachmarkt, mit einem Investitionsaufwand von 80 Millionen DM den Bau eines Einkaufszentrums auf brachliegendem GHH-Gelände plane. Dieses Projekt soll 500 neue Arbeitsplätze nach Sterkrade bringen. Unter dem Namen „Techn-O-Polis“ präsentierte „Neu-Oberhausen“ eine Konzeption für einen Industrie- und Wissenschaftspark, der auf dem Schlackenbergr verwirklicht werden könnte. Hier geht es um 1500 neue Arbeitsplätze, wobei die Ansiedlung wissenschaftlicher Institutionen ein Hauptanliegen ist. Auf einer Pressekonferenz von „Neu-Oberhausen“ hieß es: „Die Stadt braucht ein bis zwei Leuchttürme, die nach draußen strahlen.“

### „Weltwunder“

Längst war die Stadt zu diesem Zeitpunkt auch in die überörtlichen Schlagzeilen geraten. Oberstadtdirektor Uecker kündigte an: „Ob wir ein Weltwunder nach Oberhausen bekommen, entscheidet sich in den nächsten Wochen. Daß es sich um ein Wunder han-

delt, steht für mich außer Frage.“ Auch die Landesregierung machte sich, im Rahmen ihrer Pläne für eine internationale Emscherpark-Bauausstellung, für die Ansiedlung des kanadischen Unternehmens Triple Five Corporation auf dem Thyssen-Gelände stark. Im Gespräch sind mindestens 10000 Arbeitsplätze und zwei Milliarden-In-

Auf der Suche nach einem europäischen Standbein hatten sich die kanadischen Investoren am Standort Oberhausen „festgebissen“.

#### Neues Bewußtsein

Wie schnell der „Umbau“ der Stadt gelingen wird, bleibt die entscheidende Frage. Längst nicht alle sind so skeptisch wie jener von der Sozialforschungsstelle Dort-

wackeln begonnen. Obwohl sehr viele Betriebe nach Oberhausen wollten, muß man sagen, ist abgeblockt worden von unseren Politikern und den Großkonzernen. Da ist vieles versäumt worden in der Vergangenheit. Ob das wieder aufgeholt werden kann, das ist die Frage.“ Im Gegenteil: Die sfs-Gutachten förderten die überraschen-



vestition für ein Einkaufs- und Vergnügungszentrum nach dem Vorbild des kanadischen Edmonton, wo die „Megamall“ ihren Besuchern über 800 Einzelhandelsgeschäfte mit einem gehobenen Warenangebot, 135 Restaurants und mehrere Hotels und dazu ein gigantisches Freizeitangebot, größtenteils zum Nulltarif, offeriert.

*Blick von der GHH-Hauptverwaltung auf das ehemalige Werksgelände, das schon in Kürze städtebaulich genutzt wird.*

mund zitierte 45jährige Studienrat: „Ich meine, den Fehler haben unsere Politiker gemacht, das ist ganz klar, die haben einfach auf Kohle und Eisen ihren Tisch gestellt, und dieser Tisch hat zu



de Erkenntnis zutage, daß die Liebe der Bewohner zu „ihrem“ Oberhausen offenbar ungebrochen ist. Typisch ist diese Reaktion: „Ich liebe ja Oberhausen, das können Sie mir glauben oder nicht! Ich meine, die Menschen ... da kann keiner so schnell was Übles sagen. Ich würde aus Oberhausen nicht weggehen. Ich sag'

Ihnen das.“ Gibt es ein schöneres Kompliment für eine Stadt?

Mehr noch: In Gesprächen mit langjährigen Beschäftigten von Babcock und Thyssen ermittelten die Gutachter, daß „möglicherweise erstmals in größerem Umfang eine Art Oberhausen-Bewußtsein entsteht“: „Die für die Lebensplanung der Beschäftigten und ih-

rer Kinder wichtige Funktion der Betriebe und ihrer Sozialeinrichtungen ist brüchig geworden, von der Stadt wird erwartet, daß sie diese Funktion übernimmt.“ Was für die meisten nach wie vor wichtig sei, „sind nahegelegene Geschäfte und Chancen zum Spielen für die Kinder, ebenso das Schwimmbad und die Eckkneipe zum Skatspiel sonntagmorgens.“ Tief verwurzelt bei vielen Bürgern scheint der Glaube, daß die Stadt allein den Weg aus der Strukturkrise nicht schaffen kann. Ein 43-jähriger Polizist: „Im ganzen Ruhrgebiet ist man viel zu brav. Für den kleinen Mann, der betroffen ist und überhaupt keine Möglichkeit hat, sich zu wehren, ist das schlimm und deswegen bin ich der Meinung, wir sind hier im Ruhrgebiet viel zu anständig. Man muß den Herrschaften, die das große Sagen haben, viel mehr auf die Füße treten, dann würden auch andere hellhörig, paß mal auf, jetzt können die Leute nicht mehr ...“

#### „Mit wehem Herzen“

Und wie haben die Menschen „vor Ort“ in den letzten Jahren und Jahrzehnten das Auf und Ab der Stadtgeschichte erfahren und verarbeitet? Auch dazu sammelte die Sozialforschungsstelle Dortmund Stimmen, im Brücktorviertel:

*„Hier wohnten alles, wie wir immer sagen, Hüttenknechte, hier in sämtlichen Straßen. Die brauchen nur über die berühmte Henkelmannsbrücke zu gehen, um zu ihrer Arbeitsstätte zu kommen. Mein Schwiegervater war auch Hüttenknecht; alle rundum, und die haben natürlich mit einem sehr wehem Herzen gesehen, wie ihre Hütte dabinstarb.“*

*„Das Arbeitsamt ersetzt die ebe-*



Freigegeben durch Reg.-Präs. Münster Nr. 5928/83

malige markante Einfahrt: Hochöfen, Werksgasthaus, Wasserturm, wobei die unbewußten planerischen Phantasien sehr symptomatisch sind. Jetzt ist da ein Arbeitsamt, wo vorher die Arbeitsplätze waren. Der Henkelmannsweg war für mich die soziale Orientierung im Brücktorviertel. Da war 'ne Kneipe, wo man nach der Arbeit seinen Schnaps getrunken hat. Zwei dicke Schwestern, dicke Wirtinnen, haben da bedient. Sie waren für mich das Herz der öffentlichen Kommunikation. Sie waren spezialisiert auf Speckbrote für 30 Pfennig, haben ihre Speckbrote zum Bier verkauft. Das war der Geheimtip, worüber man so ein Viertel ertastet hat. Und über diese Kneipenbezüge hat man natürlich Menschen kennengelernt."

„Das Brücktorviertel war immer ein vernachlässigtes Viertel. Von meinem Wohnzimmerfenster konnte man jedesmal den Hochofen-Abstich sehen, und der Dreck kam natürlich auch entsprechend 'rüber. Das Wohnen ist insgesamt besser geworden, weil sehr viel Staub, Schmutz und Niederschlag weggefallen sind. Es ist sehr viel sauberer geworden. Früher mußte die Hausfrau fast jeden Tag die Fenster putzen oder über die Rahmen gehen, weil dann dick Staub drauf lag."

„Wie sich das in den letzten zehn bis 15 Jahren verändert hat! Echt, genau das Gegenteil! Wenn ich früher als Kind an der Mülheimer- oder Essener Straße bei Thyssen entlanggefahren bin, standen da die Hochöfen, links standen die Kühltürme. Im Sommer war das immer ganz praktisch, weil da immer gleich der Sprühregen runterkam, wenn es so heiß war und man mit dem Fahrrad durchfuhr. Da war die Brücke und alles voll,

alles voll. Und vor'nem halben Jahr guck' ich mal wieder so zufällig in die Richtung, ich denk', ich seh' nicht mehr. Die Brücke ist weg, alles ist weg! Jetzt kommen diese paar Neubauten mit so'n paar popeligen Arbeitsplätzen. Die werden mal insgesamt 200 Arbeitsplätze auf der ganzen Fläche haben, wo früher Thyssen Zehntausende beschäftigt hat. Das ist genau das Gegenteil. Das, was das Leben ausmachte, wo es pulsierte, wo was stieg, ist nicht mehr – ist weg."

„Ein Mann mit 54 ist ja noch kein alter Mann, und ich weiß nicht, wie die das so seelisch verarbeiten. Das ist ein ganz harter Punkt,



denn du wirst ja im Grunde nicht mehr gebraucht, und wenn ein Mann nicht irgendwas hat, was er sonst macht, wird er sehr verkümmern. Denn mit Brötchenholen morgens ist es ja nicht getan. Wer es verkraftet, der ist dann noch einigermaßen gut dran, aber ich kenne eine ganze Reihe, die das einfach nicht verkraften. Die Frauen laufen davor fast davon, um nicht diesen ganzen Tag mit den Männern zusammen zu sein, und suchen sich dann einfach noch eine Arbeit ohne Steuerkarte, um dem zu entrinnen. Ich will sagen, daß es nicht immer eine finanzielle Sache ist. Die Belastung ist auch

stark, wenn ein Mann den ganzen Tag zu Hause ist mit der Frau, das sind ganz gefährliche Jahre."

„Wenigstens bei uns beiden, bei meiner Frau und mir, ist dieses Wurzelgefühl, daß man hier zu Hause ist. Das ist nicht der Grund und Boden allein, sondern einfach: Hier fühlt man sich zu Hause, hier hat man sämtliche Bekannten,



hier fühlt man sich geborgen. Aber vielleicht geht es nur uns so, weil wir uns in einer relativ sicheren sozialen Stellung befinden, ich weiß nicht, wie es mit anderen ist, ob die dieses Gefühl jetzt auch haben. Wir haben nicht viel in Bewegung setzen können hier, aber trotzdem ist es unsere Stadt."

# FREUNDSCHAFT AM SEIDENDEN FADEN

*Die Oberhausener Falkner-Gilde  
betreibt aktiven  
Artenschutz*

**KLAUS STRATMANN**

Ein kurzer und kräftiger Flügel-schlag reicht „der Alten“ aus, um wieder an Höhe zu gewinnen. Ihre Schwingen bewegt sie jetzt nicht mehr, allein der Aufwind trägt sie weiter nach oben. Mit ihren 14 Lebensjahren zählt „die Alte“ längst nicht mehr zu den jugendlichen Vertretern ihrer Art. Nicht zuletzt den Greifvogelfreunden, die sich in der Oberhausener Falknergilde zusammengeschlossen haben, hat das Habichtswibchen zu verdanken, daß es auch heute noch majestätisch seine Kreise ziehen kann.

Bietet eine dichtbesiedelte Stadt wie Oberhausen eigentlich den Freiraum, den der Falkner für die Jagd mit dem Vogel so dringend benötigt? Der Laie wird diese Frage schnell verneinen, doch die Oberhausener Falkner haben eine Lösung des Problems gefunden. Parkanlagen und Friedhöfe sind ihre bevorzugten Jagdreviere.

Ehe ein Tier dem Falkner jedoch

das erste erbeutete Kaninchen präsentiert, muß der Falkner sich lange und intensiv mit dem Vogel beschäftigen. Schließlich sind die Habichte und Bussarde auch nach Jahren der Haltung unter der Aufsicht des Falkners noch Wildtiere. Frank Schalwat, Obmann für Greifvogelkunde in der Oberhausener Gilde: „Es ist immer nur ein seidener Faden, der das Tier an uns bindet. Der Vogel braucht uns nicht. Er würde auch ohne uns zu recht kommen.“ So bleibt die Arbeit mit dem Greifvogel stets eine Gratwanderung: Ein Zuviel an Freiheit würde zur Folge haben, daß der Vogel sich von seiner Bezugsperson löst und eines guten Tages davonfliegt. Mit zu großer Strenge verjagt der Falkner das Tier ebenfalls. Frank Schalwat: „Es bringt nichts, gegen den Vogel die Hand zu erheben. Wenn man sich dazu hinreißen läßt, ist er weg.“

Oberhausens Falkner zeigen jedoch, daß man den richtigen Mit-

telweg finden kann. In langwieriger Arbeit wird ein Jungvogel an den Menschen gewöhnt. Stunde um Stunde, Tag für Tag setzt der geduldige Falkner den Habicht oder Bussard – um diese beiden Greifvogelarten kümmert sich die Oberhausener Gilde in erster Linie – auf seine Faust und trägt ihn mit sich herum. Langsam baut das Tier seine natürliche Scheu ab. Jetzt lernt es auch, seine Beute zu rupfen. Der Falkner lockt ihn dazu mit einem Kaninchen.

Damit nicht genug: Frettchen und Hund sind die beiden Jagdgehilfen des Falkners. Sie stöbern für den Greifvogel die Beutetiere auf. Ehe sich der Vogel auch an diese beiden Kameraden gewöhnt hat, ist einige Zeit vergangen.

Jetzt wird der Falkner den ersten Gang ins Jagdrevier wagen. Bringt ihm sein neuer Jäger das erste aufgestöberte Kaninchen, so ist damit ein wichtiges Hindernis genommen.

Einen festlichen Braten wird sich der Falkner aus den von seinen Schützlingen erbeuteten Tieren – hauptsächlich enden Kaninchen in den Fängen der gefiederten Jäger – nicht zubereiten können. Hans-Werner Kotar, zweiter Vorsitzender der Oberhausener Falknergilde: Die Beute landet ausnahmslos in der Tiefkühltruhe. Außerhalb der Jagdsaison, also zwischen Februar und September, verfüttern wir das Wild an unsere Vögel, das sie während der Saison erbeutet haben.“ – Und selbst das reicht nicht aus. Es muß kräftig zugefüttert werden.

Aber die Beute ist auch das Letzte, was für die Falkner von Bedeutung ist. Frank Schalwat: „Wir erfreuen uns am Flug des Vogels, ob und wieviele Kaninchen er uns bringt, ist nebensächlich.“

Eines jedoch liegt den Falknern sehr am Herzen – und das bekommt der Neugierige spätestens dann zu spüren, wenn er den Falkner nach dessen „Raubvögeln“ fragt. Den Begriff „Raubvogel“ haben die Mitglieder der Gilde aus ihrem Wortschatz gestrichen. Frank Schalwat: „Wir wehren uns dagegen, die Tiere mit Räubern zu vergleichen.“ Tatsächlich hält sich noch immer das Bild vom Greifvogel als Räuber und Mörder, der alles tötet, was ihm vor den krummen Schnabel kommt. Die Falkner sind bemüht, die Greifvögel in das rechte Licht zu rücken. Sie betrachten ihre Tiere als nützliche Gesundheitspolizei. Die Vögel erbeuten in erster Linie kranke und versehrte Tiere. Kein Beutegreifer in freier Natur kann eines seiner Beutetiere ausrotten, solange niemand in den Naturkreislauf eingreift. So nimmt etwa in mäusereichen Jahren der Bestand an Mäusebussarden zu, in mäusearmen Jahren sinkt er. Froh sind die Falkner darüber, daß die Greifvögel ganzjährig geschützt sind. Eher gespannt ist das Verhältnis der Falkner zu den Grünröcken, die mit der Flinte statt mit dem Greifvogel auf die Pirsch gehen. Nach Ansicht der Jäger nehmen die Greifvögel überhand.

Domizil der Oberhausener Falknergilde ist ein uriges Blockhaus, das die Mitglieder in Eigenarbeit gezimmert haben. Wer das Vereinshaus jedoch am Waldrand vermutete, liegt falsch. Die Großstadt-Falkner residieren im Garten von Heinz Schröter, der als Vorsitzender des Vereins seinen Grund und Boden gerne für die Hütte zur Verfügung gestellt hat. Hier am Ginstersweg auf dem Tackenberg trifft man sich zum fachlichen Ge-



Zwei prächtige Exemplare ihrer Gattung: Links ein männlicher Altbabicht, rechts ein weiblicher Jungbabicht.

spräch und zum geselligen Beisammensein. Wer die Falkner besucht, wird rege Geschäftigkeit wahrnehmen. Hinter dem Blockhaus haben die Vögel ihr Zuhause. Die Pflege und Fütterung der Tiere nimmt täglich einige Zeit in Anspruch. Den der Arbeit folgenden Plausch verfolgen die Schützlinge oft mit. In aller Ruhe thronen sie auf einem Holzpflock vor der Hütte, lassen sich weder vom herumlaufenden Hund noch vom Frettchen aus der Fassung bringen.

Ehe Interessenten sich stolz in die Riege der Oberhausener Falkner einreihen können, müssen sie sich intensiv mit ihrem neuen Hobby beschäftigen. Frank Schalwat: „Das geht nicht so Hopplahopp. Viele sind anfangs voller Elan und springen dann ab.“ Oft vergehen drei Jahre, ehe die Aspiranten die Falknerprüfung ablegen. Von der Tierschutzgesetzgebung bis zu Greifvogelkrankheiten reicht das Spektrum des zu erlernenden Stoffes. Aber auch nach der bestandenen Falknerprüfung dürfen die frischgebackenen Falkner noch nicht mit ihrem Vogel zur Jagd gehen. Zuvor haben sie

noch die Jägerprüfung – allerdings ohne den Waffenteil – abzulegen.

Der komplett ausgebildete Falkner wird dann zu Saisonbeginn erwartungsfroh auf eine erste selbstständige Beitz – so nennen die Fachleute die Jagd mit dem Vogel – ins Revier gehen. Gewandet in das grüne Kleid der Jäger, begleitet von Vogel, Hund und Frettchen pirscht er durch das Unterholz. Die typischen Utensilien, die für die Beiz unentbehrlich sind, finden Platz in der Falknertasche. Dazu gehört etwa das Federspiel oder die Schleppe – Beuteattrappen, mit denen der Falkner den Vogel nach einem erfolglosen Flug zurücklocken muß. Mit zu den wichtigen Kleinigkeiten zählen auch die Bells. Das sind kleine Glöckchen, die der Habicht an seine Füße gebunden bekommt, damit er auch dann im Gestrüpp wiederzufinden ist, wenn man ihn mit bloßem Auge nicht ent-



*Geduld und Fleiß gehören zur Abrichtung der Greifvögel.*

*In der uralten Hütte trifft man sich zum Fachsimpeln und gemütlichem Beisammensein.*

deckt. Der Glockenklang verrät in solchen Fällen den Standort. Dünne Lederbänder, die sogenannten Geschühriemen, die der Vogel an seine Füße gebunden bekommt, helfen, auch einen unruhigen Flieger auf der Faust des Falkners festzuhalten.

Die Jagd füllt das Hobby des Falkners allerdings nur zu einem Bruchteil aus. Viel zeitaufwendiger sind die Bemühungen um den Schutz der Greifvögel. Die Zuchtbestrebungen erfordern viel Geduld und Fingerspitzengefühl, sind in Oberhausen aber alljährlich von Erfolg gekrönt. Über die Zahl der Eier und den Schlupfzeitpunkt der Jungvögel wollen auch die Behörden informiert werden. Schließlich müssen die staatlichen Naturschützer wissen, wieviele der Tiere unter Aufsicht von Falknern leben. Die Greifvögel dürfen dann auch nur an Berechtigte – also entsprechend ausgebildete Falkner – weitergegeben werden.

Wann immer in Oberhausen ein Greifvogel hilflos aufgefunden wird, ist die Oberhausener Falknergilde zur Stelle. Der Flug eines frei lebenden Falken endet nicht selten an einer Fensterscheibe, manchmal auch im Gartenzaun. Verletzungen sind die Folge. Wer ein solches Tier findet, darf es nicht etwa unter seine Fittiche nehmen und in Eigenregie pflegen. Ein solcher Versuch wäre ohnehin in den meisten Fällen zum Scheitern verurteilt. Der seltene Fund ist vielmehr sofort dem Ordnungsamt zu melden. Mitarbeiter des Ordnungsamtes delegieren die Arbeit des Pflegers meist an die Falknergilde. Ist ein Tier dann nach ein paar Wochen wieder gesund und munter, will sich die Behörde auch davon überzeugen, daß es tatsächlich seine Frei-

heit wiedererlangt. Ein Vertreter des Ordnungsamtes ist zugegen, wenn ein genesenes Tier freigelassen wird.

Auch spektakuläre Rettungsaktionen scheuen die Falkner nicht. Frank Schalwat erinnert sich: „Arbeiter hatten auf dem Gelände einer Holtener Firma einen hilflosen jungen Turmfalken gefunden. Er war aus seinem Nest gefallen, das die Eltern des Tieres an völlig unzugänglicher Stelle hoch oben in ein hervorragendes Rohrende gebaut hatten. Wir haben die Werksfeuerwehr verständigt. Die Feuerwehrleute konnten uns dann mit ihren Geräten helfen, das Tier in sein Nest zu setzen.“ Auch mit Brutkisten in den Türmen Oberhausener Kirchen halfen die Falkner den Turmfalken schon weiter. Als sogenannte Kulturfolger beziehen die Turmfalken mit Vorliebe Ruinen, Scheunen und Kirchtürme. Immer seltener jedoch finden sie heutzutage Ruinen oder offene Scheunen, Kirchen haben meist keine offenen Turmfenster mehr. Die Brutkisten werden so oft zu den letzten Zufluchtsmöglichkeiten für die Tiere. In teilweise gewagten Kletteraktionen setzten die Falkner an sechs ausgesuchten Kirchen im Oberhausener Stadtgebiet die Nisthilfen ein.

„Hannes“, 18 Jahre alter Bussard, und „die Alte“ sind als die beiden Senioren unter den Tieren der Oberhausener Falknergilde beste Beweise dafür, daß Greifvögel unter der Obhut des Menschen vortrefflich gedeihen und außerdem älter werden als ihre Artgenossen in freier Natur. Die Arbeit der Falknergilde wird dazu beitragen, daß uns das Bild vom majestätisch kreisenden Greifvogel erhalten bleibt.



# IN NOMINE DOMINE

*Zwei Oberhausener Kirchengemeinden  
feiern 100-jähriges  
Gründungsjubiläum*

**PETER HOFFMANN**

Die katholischen Kirchengemeinden Herz-Jesu Oberhausen und St. Katharina in Lirich feiern 1989 den 100. Geburtstag. Beide Pfarrgemeinden mit unterschiedlichen Bevölkerungs- und Sozialstrukturen sind mit der geschichtlichen Entwicklung der Stadt Oberhausen auf's engste verbunden. Sie wurden im Zeitalter der Industrialisierung gegründet, als der Zustrom der hier Arbeit suchenden Menschen aus vielen Gegenden des damaligen Deutschen Reiches und aus dem polnischen Grenzgebiet rapide zunahm. Die Neubürger aus der Eifel, dem Hunsrück, von der Mosel, aus Pommern, Westpreußen und Schlesien brachten aus ihrer alten Heimat ein starkes religiöses Bewusstsein mit, das bei der Gründung neuer Pfarrgemeinden oft Pate gestanden hat. Aber auch der Wille der einheimischen Gläubigen, in „ihrem“ Ortsteil möglichst eine eigene Kirche zu haben, hat

zum Entstehen neuer Gemeinden und Kirchen beigetragen.

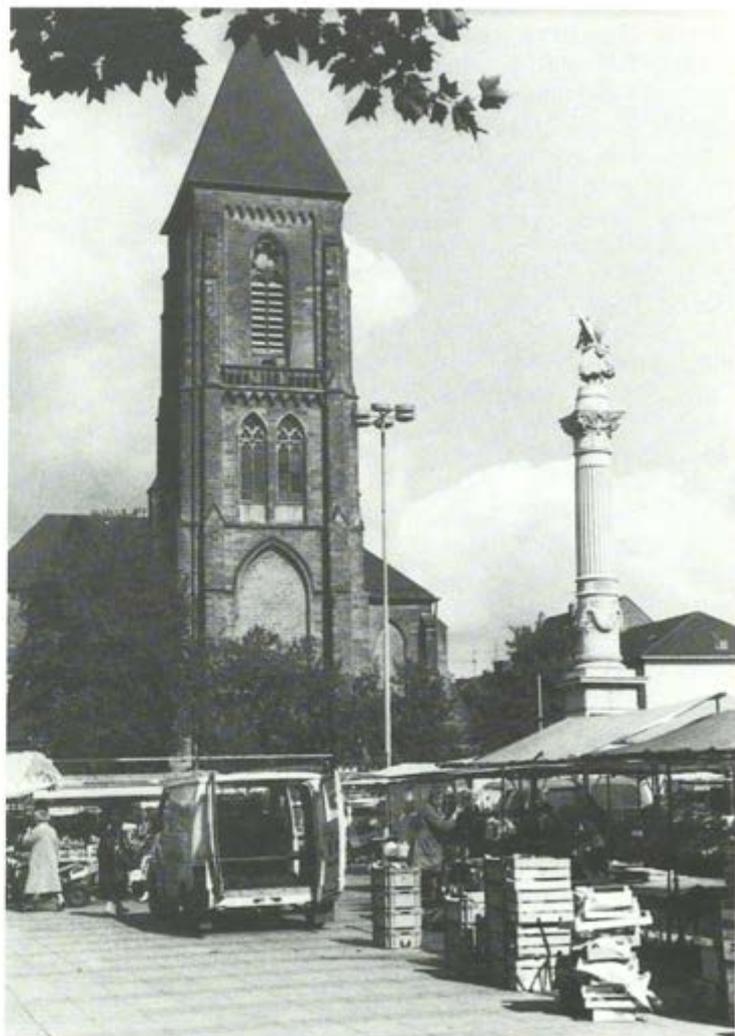
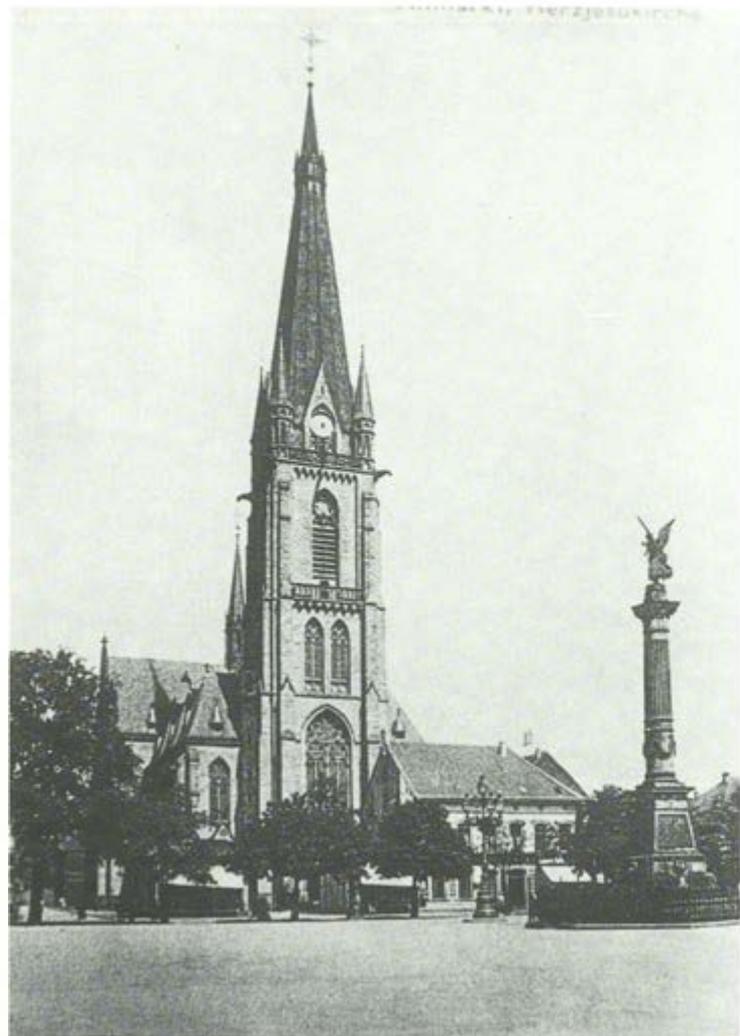
## **Herz-Jesu-Gemeinde Alt-Oberhausen**

Sie gehörte ursprünglich zum früheren St. Joseph-Rektorat Styrum in der Pfarrei Mülheim. 1889 wurde der nördlich gelegene Teil als „Herz-Jesu-Rektorat“ abgetrennt. Schon damals lebten hier ca. 7000 Katholiken. Die erste Behelfskirche war der „Inbrahmische“ Saal am Altmarkt, der für Gottesdienste hergerichtet wurde. Die Erzbischöfliche Behörde in Köln ernannte Kaplan Wilhelm August Hortmanns von der St. Gertrudis-Pfarre in Essen zum ersten Rektor der neuen Gemeinde. 1892 wurde das Rektorat Pfarre und Rektor Hortmanns Pfarrer. Die Notkirche wurde 1911 durch einen Kirchenneubau ersetzt. Die Baupläne stammten vom Kirchenbauer H. Wielers aus Bochum. Die Weihe der Herz-Jesu-Kirche erfolgte durch Weihbischof Müller am



16. Juli 1912. Schon 1906 war der östliche Teil der Herz-Jesu-Gemeinde für die neu gegründete Gemeinde „St. Johannes Evangelist“ abgetrennt worden. 1920 folgte die Abpfarrung des westlichen Teils jenseits der Eisenbahnlinie für die Gründung der Gemeinde „St. Peter“ in Alstaden.

Osterdienstag 1943 wurde die Herz-Jesu-Kirche durch Bomben bis auf die Grundmauern zerstört. Gottesdienste fanden jetzt im großen Saal des Kolpinghauses statt. Im März 1948 begann der Wiederaufbau der zerstörten Pfarrkirche. Trotz des Verpflegungs-, Material- und Arbeitskräftemangels konnte die Gemeinde am 4. Adventssonntag 1948 in das wiederaufgebaute Gotteshaus einziehen. 1956 folgten gravierende Veränderungen im Innenraum der Kirche, nachdem sie ein Jahr vorher einen neuen Turm erhalten hatte. Die Pläne für den Kirchenumbau im „Basilikastil“ entwarf der Kölner Kirchenbauer, Professor Dominicus Böhm. Der neue Hochaltar wurde am 21. Juli 1957 von Kardinal Frings geweiht. Seit 1962 hat die Herz-Jesu-Kirche ein neues Geläut mit vier Bronzeglocken. 1969 folgte die Renovierung der Außenfassaden, 1975 wurde die Kirche neu ausgemalt. Die „Kirche am Altmarkt“ ist eine



*Linke Seite:  
1. Bebel'skirche  
der Gemeinde Herz-Jesu  
am Altmarkt.*

*Oben links:  
Die Herz-Jesu-Kirche  
um 1915.*

*Oben rechts:  
Herz-Jesu-Kirche  
und Altmarkt 1988.*

*Links:  
Herz-Jesu-Kirche 1940.*

*„Inferno“ 1943.*

der schönsten Kirchen in unserer Stadt. Kirchenbaukunst hat Altes und Neues harmonisch zu einem würdigen „Haus des Herrn“ zusammengefügt.

Unter den Pfarrern der Herz-Jesu-Gemeinde waren die bekannten Priesterpersönlichkeiten Dr. Hermann Löbbel, später Domkapitular und Stadtdechant in Köln, Dr. Wilhelm Huth und Johannes Kampert, Ehrendomherr und Stadtdechant in Oberhausen. Seit 1980 ist Pfarrer Günter Reinbach Pastor der Gemeinde.

## St. Katharina Lirich

Nach der Pfarr-Chronik von St. Marien Oberhausen entwickelten die Liricher Bürger von jeher ein starkes Eigenbewußtsein. Das machte sich auch bemerkbar, als es etwa in der Mitte des 19. Jahrhunderts um den Bau einer neuen Kirche entweder in der Lipperheide oder in Lirich ging. Die Liricher wollten diese Kirche für die Filialgemeinde der Pfarrei Borbeck auf Liricher Gebiet bauen.

Der Versuch scheiterte letztlich an der Entscheidung des Kölner Erzbischofs zugunsten der Gemeinde St. Marien.

So kam die erste Marienkirche in die Lipperheide. Als diese dann für die schnell wachsende Pfarrei zu klein wurde und eine größere Kirche „auf dem Berg“ gebaut werden sollte (Bauzeit der zweitürmigen St. Marienkirche von 1891–1894), war dies ein Signal für die Liricher Katholiken, für eine eigene Kirche zu kämpfen.

Vorreiter der Sache der Liricher war Theodor Bonmann. Am 10. Mai 1888 wurde der Grundstein für die erste Katharinenkirche gelegt, die vom Dombaumeister Franz Schmitz entworfen worden war.

Am 2. Juli 1889 erhielt diese Kirche die Weihe durch Rektor Joseph Schmittmann von St. Marien. Erster Seelsorger in St. Katharina war Rektor Joseph Frey. Wer hätte damals je daran gedacht, daß es nach dem Kirchbau von 1889 zwei weitere Kirchneubauten in Lirich geben würde? 40 Jahre nach dem ersten Bauwerk wurde 1929 mit dem zweiten Kirchbau nach den Plänen des Architekten Spelling begonnen. Die Grundsteinweihe erfolgte durch Weihbischof Dr. Straeter und schon Weihnachten 1929 konnte die Ge-



*Die neue Klais-Orgel von St. Katharina, durch Orgelkonzerte inzwischen weit und breit bekannt.*

*Rechts: Der neue Pfarrkindergarten, ein Schmuckstück der Gemeinde St. Katharina.*

*Rechte Seite: „Ein Haus voll Glorie schauet weit über alle Land“. Die Glocken vor der 3. St. Katharina-Kirche warten auf einen neuen Glockenturm.*





meinde die Christmette in der neuen Katharinenkirche feiern, nachdem fünf neue Glocken den Heiligen Abend eingeläutet hatten.

Die zweite Pfarrkirche St. Katharina war ein weitbekanntes Liricher Wahrzeichen, das zwar nach der Beseitigung vieler Schäden überstand, aus Sicherheitsgründen aber 1978 abgerissen werden mußte. Von 1978 bis 1981 entstand die dritte Katharinenkirche nach Plänen der Architekturgesell-

schaft Funke & Craemer. Die Kirche in Lirich ist eine offene Kirche. Sie wurde als Zentralraum konzipiert. Man erkennt eine Kreuzform, die nach Osten ausgerichtet ist. Die höchste Stelle des Daches liegt über dem Chor und Altar. Alle Elemente der Kirche streben zu diesem Mittelpunkt hin. Das moderne Gotteshaus wurde von Bischof Dr. Franz Hengsbach geweiht. Mit der Innenausstattung, einer neuen Orgel und mit neuen bunten Glasfenstern, ist die dritte Pfarrkirche St.

Katharina ein Kleinod unter den katholischen Kirchen unserer Stadt.

Wilhelm Messe (42 Jahre) und Heinrich Mertens (21 Jahre) waren die Pfarrer mit der längsten Amtszeit. Seit Dezember 1988 leitet Pastor Michael Paetz die St. Katharinen-Gemeinde.

Beide Pfarren, Herz-Jesu-Gemeinde und St. Katharina Lirich, feiern ihren 100. Geburtstag mit Dankbarkeit und Hoffnung auf eine gute Zukunft der ihnen anvertrauten Menschen.

# MODELL GEGEN DIE EINSAMKEIT

*Elly-Heuss-Knapp-Stiftung  
gilt seit 20 Jahren  
als Vorbild*

**HELMUT STOLTENBERG**

Eingezogen sind sie vor 20 Jahren, als sie beschlossen, nach einem arbeitsreichen Leben in ein Altersheim zu gehen, um in einer Lebensgemeinschaft mit Menschen ihres Alters zu leben. In der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung fanden sie ihren Alterssitz. „Frau Heisterkamp standen Freudentränen in den Augen, als sie bei der Eröffnung des neuen Hauses Frau Oberbürgermeister Luise Albertz (†) im Bronkhorstfeld traf und dafür dankte, daß sie durch die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung eine so schöne Wohnung gefunden hatte. Auch Rektor a.D. Kneisel – 36 Jahre hat er die Emscherschule geleitet – ist glücklich darüber, daß er aus der Stöckmannstraße in eines der geräumigen Zimmer des Pflegeheims umziehen konnte, wo er trotz seiner Beinamputation im Rollstuhl auf den Balkon nicht nur einen schönen Ausblick auf die herrlichen Gartenanlagen hat, sondern auch mit ebenfalls geh-

behinderten Hausbewohnern in Kontakt kommen kann.“ Wie gesagt, dies geschah vor 20 Jahren, und heute ist das nicht anders, sondern vielmehr noch schöner, noch größer, noch vollkommener geworden.

„Ob Ihr das in drei Jahren schafft“, hatte 1965 bei einem Besuch der Baustelle im Bronkhorstfeld der spätere Bundeskanzler Willy Brandt Luise Albertz gefragt. Nun, trotz der vielen Hindernisse, die zuweilen auch im politischen Raum zu suchen waren, wurde der gewaltige Baukomplex in 940 Kalendertagen fertiggestellt. Nicht ohne Stolz wies damals der für die Bauleitung verantwortliche Architekt Dipl.-Ing. Günter Scheibel darauf hin, daß von diesen 940 Arbeitstagen nur 520 echte Arbeitstage waren, denn die Woche hatte schon damals keine sechs Tage mehr.

„Würde hier nicht des Guten zu viel getan?“ wurde Luise Albertz

(Vorsitzende des Elly-Heuss-Knapp-Ausschusses) 1968 bei der Einweihung gefragt. Sie antwortete mit einem klaren Nein. Schließlich habe man bis 1968 50 Mio. DM für die Jugendförderung ausgegeben, so daß die jetzt aufgewandten Kosten von rd. 20 Mio. DM zu rechtfertigen seien. „Wir haben ein gutes Gewissen, zumal fraglos auf dem Gebiete der Sorge für die alten Bürger in unserer Stadt bisher zu wenig getan worden ist“, erklärte Frau Albertz. Auf ihre Initiative hin ist nicht zuletzt der Gedanke zur Verwirklichung der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung anläßlich der Oberhausener Jahrhundertfeier (1962) zurückzuführen, und sie war auch die treibende Kraft bei dem Beschluß der Fortführung der Arbeiten, als in der Zeit der Rezession Stimmen laut wurden, die eine Einstellung der Arbeiten forderten. Ihr damaliger politischer Weggefährte und SPD-Ratsfraktionsvorsitzende Willi Meinecke stand hinter seiner Oberbürgermeisterin als er allen Gegnern zum Trotz erklärte, daß das Werk zu Ende geführt werde: „Koste es, was es wolle.“ Dabei war „Papa Heuss“, unser ehemaliger Bundespräsident doch so stolz darauf, daß die Stiftung, wie er an die Stadt schrieb, den Namen seiner Frau tragen sollte: „Ich finde es schön und für meine Familie rührend, daß der Name meiner Frau dort mit Werken verbunden bleiben wird, die bestimmt sind, soziale Not zu lindern.“

Ihn wollte Luise Albertz nicht enttäuschen. Zusammen mit dem damaligen Ministerpräsidenten des Landes NW, Heinz Kühn, konnte sie im September 1968 die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, die finanziell vom Land, von der Stadt, von der Stadtparkasse Oberhau-



*Oberbürgermeister Luise Albertz † und Heinz Kühn, seinerzeit Ministerpräsident NW, bei der Eröffnung im September 1968.*

sen und vielen anderen Organisationen sowie Verbänden gefördert worden war, ihrer Bestimmung übergeben.

Neben Günter Scheibel waren an dem Entwurf und der Bauleitung des 20-Millionen-Projektes die Architekten Dipl.-Ing. Herbert von Laar und Dipl.-Ing. Leo Dietz beteiligt. Der gesamte Komplex gliederte sich damals in 80 Altenwohnungen, das Altenwohnheim mit 83 Kleinwohnungen unter einem Dach, das Altenpflegeheim mit damals insgesamt 139 Pflegeplätzen, ferner das Schwesternwohnheim und übrige Betreuerwohnungen. 393 betagte Bürger konnten seinerzeit ein neues Zuhause finden. Doch wer in seinem Alter etwas so Positives vorfindet, bleibt nicht lange allein. Die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung platzte schon wenige Jahre danach aus den Nähten. Die Zeiten hatten sich gewandelt. Die

Familienverbände wurden kleiner und mehr ältere Mitbürger drängten in die Altenheime und Altenwohnungen der Stadt. Die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung mußte ihre Kapazität quasi verdoppeln. Heute leben in dieser hochmodernen Wohnanlage über 600 Personen. Allein 350 Seniorenbürger und -bürgerinnen sind pflegebedürftig. Mit viel Aufwand wurden hier zwei Sonderstationen für gerontopsychiatrisch Erkrankte eingerichtet. 280 Mitarbeiter zählt die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung: Krankenschwestern, examinierte Altenpflegerinnen, Stationshilfen, Zivildienstleistende und AB-Kräfte. An der Spitze die Mediziner Dr. Gogastani und Dr. Nattermann. Dazu kommen noch weitere Vertragsärzte.

Sozialarbeiterinnen nehmen im täglichen Ablauf einen großen Raum ein. Da gibt es Therapeuten mit der Fachrichtung Tanz, denn Tanz wird bei den Alten groß geschrieben. Jede Stunde, jede Veranstaltung, und derer gibt es in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung viele, sind stets „ausverkauft“, denn Tanz ist ein hervorragendes Mittel in der Rehabilitation. Die Pflege der Geselligkeit mit Tagestouren, Schiffsausflügen und „Reisen in die Vergangenheit“ sind nicht nur ein Gedächtnistraining, sondern fördern vielmehr die Geselligkeit.

Nicht umsonst ist der große Saal, oder auch Gemeinschaftsraum genannt, mit kulturellen Veranstaltungen, übrigens auch für die Bürgerschaft, stets gut besucht. VHS-Kurse werden belegt, Gymnastik und Folklore sowie Sprachkurse werden angenommen. Und der Gesang, der steht natürlich im Vordergrund. Zumeist sind die alten Herren noch in ihren früheren Vereinen als aktive Sänger tätig,

wie im Sterkrader Gesangsverein.

Die 89jährige Elisabeth Markthaler, eine alte Sterkraderin, die bis 1965 noch ein Textilgeschäft an der Neumühler Straße führte und stadtbekannt ist, hat bis vor kurzem noch aktiv an der Gymnastik teilgenommen. August Ahlers (97) und seine Frau Margarete, sie kommt aus Alstaden und ist schon 92 Jahre alt, haben eine eigene Wohnung in der Stiftung. Trotz des hohen Alters versorgen sie sich selbst. Natürlich hilft man ihnen, denn August Ahlers ist kein Unbekannter in dem Haus. Er hat, so weiß er zu berichten, als Polier das neue Rathaus und u. a. auch den Hauptbahnhof mitgebaut. Die Stadtverordneten haben ihm das nie vergessen, stets zu seinem Geburtstag treffen sie ein, um zu gratulieren. Heute zieht August Ahlers es vor, Gedichte zu lesen und zu rezitieren.

So wie diese Beispiele könnte Heinz Brey (61) viele erzählen. Er war dereinst stellv. Ausschußvorsitzender der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung, bis er dann zum hauptberuflichen Leiter der Städtischen Altenheime wurde. Er weiß nur zu gut, wie sehr die Vereinzelung in unserer heutigen Gesellschaft zunimmt. Er hat viele alte Leute kommen und natürlich auch wieder gehen sehen. Er weiß um ihre physische und psychologische Verfassung und ist froh, daß diese Menschen auf ihren Hausarzt (freie Arztwahl) nicht zu verzichten brauchen. Mit den Psychologen Dr. Latif, Dr. Frau Marquardt und Dr. Hagemann weiß er die ärztliche Betreuung seines Hauses gut versorgt. Das gilt auch für das medizinische Bewegungsbad und die Badeabteilung, die überdies von der Bevölkerung in zunehmenden Maße gut angenommen



*Die Pflege der Geselligkeit, regelmäßige kulturelle Veranstaltungen, übrigens auch für die Bürgerschaft, gehören mit zur therapeutischen Betreuung in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung.*

werden. Für ihn soll den betagten Menschen mit all den Maßnahmen das Gefühl der Einsamkeit und des Überflüssigseins genommen werden. Diesem Streben wurde auch die Technik nutzbar gemacht. Alle Zimmer haben Telefon, Fernsehen und Radio, im Pflegeheim sind Gegensprechanlagen am Bett und ein hausinternes Radio kann ebenfalls empfangen werden. Wo kann ein Einzelner besser alt werden als in so einer Altenstätte, wo der Kranke und auch der Gesunde Tag und Nacht betreut werden kann und wird. Auch seelsorgerisch.

Daß da etwas dran ist, beweist die Tatsache, daß in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung noch heute 46 betagte Mitbürger leben, die über 90 Jahre alt sind. So gibt es neun 90jährige, drei 91jährige, zehn 92jährige, vier 93jährige, jeweils fünf 94- und 95jährige, drei 96jährige, zwei 97jährige, einen 98jährigen, zwei 99jährige, einen 102 Jahre alten Mitbewohner und einen 103jährigen Nestor des Hauses.

Ex-Ministerpräsident Heinz Kühn sagte einst bei der Übergabe der Stiftung: „Was unsere alten Menschen brauchen, ist in Oberhausen vorbildlich verwirklicht worden.“ Und der Wunsch der Initiatorin Luise Albertz ist in Erfüllung gegangen: „Mögen unsere Mitbürger nach einem arbeitsreichen Leben, nach Sorgen und so mancher Enttäuschung hier Ruhe und Erholung in harmonischer Gemeinschaft finden.“ 20 Jahre danach kann die Elly-Heuss-Knapp-Stiftung stolz darauf sein, daß man in diesem Haus auch im Alter noch in Würde alt werden kann.



# AUFTRITT VON LINKS

*„Theater im Pott“ gibt jungen  
Zuschauern Lehrstücke in  
Fairness und Selbst-  
bestimmung*

ASTRID KNÜMANN

„Theater im Pott“ – „tip“ – ein Name, ein Programm. Synonym für eine „andere“, eine ungewöhnliche Auffassung von dem, was auf einer Theaterbühne geschehen könnte und sollte.

Konzipiert als Theater für Kinder und Jugendliche war das **tip-Theater** in Oberhausen nicht unumstritten. Umstritten weniger bei Kindern und Jugendlichen, als vielmehr bei einigen Erwachsenen. Die Gründe dafür lagen wohl in erster Linie in dem Konzept, mit dem die „Macher“ des **tip** an die Öffentlichkeit gingen. In der Dokumentation „9 Jahre tip-Theater Oberhausen 1977–1986“ heißt es: „Das **tip** will seinem Publikum keine heilen Märchenwelten mehr vorgaukeln, sondern sieht seine Aufgabe darin, das Selbstwertgefühl seines Publikums zu entwickeln und ihm zu helfen, sich in seiner Wirklichkeit zurecht zu finden. Das junge Publikum schon soll die Verhältnisse als veränder-

bar sehen lernen und Kritik als unabdingbares Recht begreifen, also Lust an schöpferischem Denken bekommen. Das **tip** will die soziale Phantasie anregen.“

Pädagogische Zielsetzungen ohne Zweifel; Zielsetzungen, die auch aus schulpädagogischen Lernzielformulierungen nicht unbekannt sind.

Eine weitreichende Zielvorgabe zudem, die Fragen aufwirft. Theater – ein Ort der Erziehung zur Kritik? Sicher auch. Theater – ein Ort des Erziehens zu schöpferischem Denken? Wenn nicht hier, wo dann? Theater – ein Ort der sozialen Phantasie? Was heißt das für die konkrete Arbeit auf den Brettern, die die Welt bedeuten?

Wie wollen die Verantwortlichen diese Ziele erreichen? Und das in einer Zeit, in der es viele Jugendliche nur bedingt oder gar nicht ins Theater zieht? Für die Mehrheit der Jugendlichen sind

Operetten und Opern heute weder mit musikalischem Genuß noch mit thematischer Aktualität besetzt: „Seifenoper“, „Was geht uns das heute noch an?“ Man kann es wohl einem jungen Theaterpublikum nicht verübeln, wenn es beispielsweise die mystische, donnergrollende und märchenhaft anmutende Vorstellungswelt eines „Freischütz“ nicht mehr nachvollziehen kann. Nicht Mystik und Phantasie prägen ja bekanntermaßen den Alltag, sondern Computerlogik und Fakten. Dies haben die Verantwortlichen des **tip** erkannt und dem ein Konzept entgegengesetzt, das aktuelle Themen bevorzugt, ohne die unterhaltenden und lehrreichen Elemente beispielsweise des Märchens aus diesem Konzept zu verdrängen.

Manfred Repp, lange Zeit Regisseur am Theater Oberhausen und speziell am **tip**: „Es gab verschiedene Versuche, Theater für Kinder und Jugendliche wieder attraktiv zu machen. Der Versuch, Märchen politisch umzugestalten, schlug fehl. Politische Agitation taugt nicht für Kinder und Jugendliche.“

Daß es gelingen kann, moderne Themen und Akzente mit Mitteln des Märchenhaften zu verknüpfen, bewies „Der Lebkuchenmann“: In der Küche ist es Nacht; Herr von Kuckuck, der die Zeit auszurufen hat, ist heiser. Ratlose Nachbarn sind Herr Salz und Fräulein Pfeffer. Die „Großen“ wollen den nutzlos gewordenen Kuckuck samt der Uhr wegwerfen. Die Freunde – unter ihnen auch der frisch gebackene Lebkuchenmann – suchen nach einem Ausweg. Flitsch Gamasche, die Gangstermaus, sorgt vor dem Happy-End noch für einige Aufregung ...

Klar besetzte Charaktere, ein

deutliches Unterscheiden von Gut und Böse, aber auch die „weder-gut-noch-böse“-Rolle in Gestalt der grantigen Teekanne lassen auch den kleinen Zuschauern die Möglichkeit, sich mit den Figuren zu identifizieren. Manfred Repp: „Es geht auch darum, Dinge darzustellen, die in einem Kind vorgehen, die ein Kind kennt und erkennt.“

Ist es nicht besonders schwer, für Kinder und Jugendliche geeignete und attraktive Theaterstücke zu finden? „Es krankt tatsächlich an guten Autoren des modernen Theaters. Uns fehlen Schreibwerkstätten oder so etwas wie Hausautoren, die es beispielsweise in England gibt“, erläutert Rainer Schochow, Dramaturg am Oberhausener Theater.

Eine Hilfe dabei sind die Ausschreibungen, die das **tip-Theater** immer wieder zu bestimmten Themen anstrengt. Mit Stücken, die im Rahmen solcher Ausschrei-

bungen das Rennen machten, war das **tip** auch bei Kinder- und Jugendtheatertreffen in Nordrhein-Westfalen erfolgreich.

Einer der größten Erfolge, die bei diesen Ausschreibungen entstanden, war der „Auftritt von Rechts“ zum Thema „Jugend und Faschismus im Ruhrgebiet“. Der Lehrerreferendar Gerhard Eikenbusch schrieb dieses Stück um die Gefährdung Jugendlicher durch neonazistische Umtriebe. Ein zweiter Pfeiler, auf dem die Auswahl der Stücke beruht, ist die vorsichtige, aktuelle Bearbeitung klassischer Stoffe. „Antigone – oder es herrscht keine Ruhe im Land“ war in der Spielzeit 1981/82 ein gelungenes Beispiel. Die Verkörperung abendländischer Humanität in der Hauptfigur und das

Wechselspiel von Selbstüberschätzung und Wahrheitssuche sind auch heute Aspekte, nach denen Jugendliche auf der Suche nach ihrer eigenen Position in der Welt fragen. Der Erfolg der „Antigone“ bewies die Berechtigung des Weges. Aristophanes' „Vögel“ in der Neubearbeitung von Ilka Boll griff dann Themen wie Abhauen und Aussteigen, Macht und Machtmißbrauch auf. Das wesentlich Neue an der „Modernisierung“ der Klassiker war die Verwendung zusätzlicher Bewegungselemente zu den Möglichkeiten des reinen Sprechtheaters. Monologe und Dialoge werden nun auch getanzt und gesungen. Bewegung, Musik und Ge-



sang kommen also zur Textbehandlung hinzu.

Welche Anforderungen muß nach Ansicht des Regisseurs ein geeignetes Bühnenstück erfüllen? Manfred Repp: „Auf der Bühne entstehen Geschichten von Menschen. Diese Geschichten müssen sauber und klar sein. Gerade für Kinder und Jugendliche heißt es: je abstrakter, je mehr Verstehensprobleme. Kinder sind nicht von einem Thema begeistert, sondern zum Beispiel von der Person des Darstellers. Sie vergleichen auf emotionaler Ebene.“

Das **tip**-Repertoire spiegelt das Bemühen wider, Anforderungen des jungen Publikums zu entsprechen. Deutlicher als in den Jahren zuvor zeigt sich aber der Trend, daß das „Erwachsenen-Theater“ im Rahmen des **tip** an Bedeutung gewinnt. Rainer Schochow: „Jugend-Theater im eigentlichen Sinne ist kaum noch aktuell. Es sind eher die jungen Erwachsenen, die

einen Großteil des Publikums ausmachen.“ So heißt es in einer Erläuterung zum **tip** aus dem Jahre 1986, das **tip** sei also ein Familientheater. Die Projekte, die in Zusammenarbeit auch mit den Kindern und Jugendlichen entstünden, seien ausgerichtet auf das Leben der Menschen im Ruhrgebiet. Produktionen wie „Ganz unten“ von Günter Wallraff oder „Gerettet“ von Edward Bond stehen als Beispiele für diesen Trend. Die Spannweite der Themen, die das **tip**-Theater unter ganz bestimmten Fragestellungen angeht, und die nie „ein weiteres, bequemes Stück Kultur-Konsumgut“ sein sollen, zeigt sich von Brechts „Dreigroschenoper“ bis hin zu den „Geschichten aus der Bibel“, die sich kritisch mit diesem überaus einflußreichen Buch auseinandersetzen: „Vor allem aber holen sich durch alle Zeiten hindurch Männer und Frauen Rat aus diesem Buch in guten und schlimmen Tagen, machen es ehrfürchtig zur Grundlage ihres Lebens und Ster-

bens, weil sie davon überzeugt sind, hier das wahre Wort Gottes zu finden.“ (tip-Dokumentation).

Doch nicht nur die Auswahl der Stücke ist für das Konzept des **tip** von entscheidender Bedeutung. Alternativen werden auch hinsichtlich des Spielortes gesucht. Zum einen steht die Bühne im Studio des Theaters zur Verfügung. Doch Theaterspielen heißt auch: das Publikum dort aufsuchen, wo es sich im Alltag aufhält. Schulen und Kneipen haben die Schauspieler des **tip** mit viel Erfolg zu Spielorten erkoren. Die Arbeit des Theaterpädagogen Eckhard Friedl ist dabei eine wertvolle Hilfe. Im Herbst 1988 kommt dann das umgebaute Ebertbad als zusätzliche Spielstätte hinzu, „wobei sich erst noch zeigen muß, ob dort die At-



mosphäre erreicht wird wie im Studio, das einen engen Kontakt zwischen Darstellern und Publikum zuläßt." (Dr. Fritzdieter Gerhards, Intendant des Oberhausener Theaters).

Der thematische Schwerpunkt des Repertoires des **tip** für die Spielzeit 1988/89 beschäftigt sich mit der „Verfügbarkeit der Massen und der Frage, wie der einzelne damit umgeht“ (Rainer Schochow). Die Zeit des Nationalsozialismus wird in Stücken wie „Die geheimen Freuden“ von Rudolf Herfortner in diesem Rahmen eine wichtige Rolle spielen.

Mit „Dussel und Schussel“ hat das **tip** auch wieder ein Stück für die Kleinen, „die Menschen ab 6 Jahre“ im Programm. Es geht um Ängste und deren Verarbeitung. Schussel und Dussel fürchten sich vor Fußspuren und Schatten, die sie zu verfolgen scheinen. Der einzige sichere Platz scheint der Tisch zu sein, auf den sich die beiden flüchten. Doch ein Freund, Gitter, sagt: „Wer Angst hat vor seinem eigenen Schatten, wird die Sonne nie kennenlernen. Und wer seine eigenen Fußspuren fürchtet, kommt nie dahin wo er sein möchte.“ Er fordert: „Jag deine Fußspuren zur Tür hinaus ...“ Bei der Auswahl des thematischen Schwerpunktes kommt es den Verantwortlichen des **tip** auch auf eine Korrespondenz zu Stücken des Theaters im Großen Haus an. Schließlich soll dem Publikum des **tip** keine Unterhaltung im isolierten Raum, völlig losgelöst von der übrigen Theaterarbeit, geboten werden.

Wie sieht der Regisseur, der vorwiegend für Kinder und Jugendliche arbeitet, „sein“ Publikum heute?

„Die Jugendlichen der 80er Jahre

sind anders als die der 70er Jahre. Vom Theater sind heute wirksame Konzepte gefragt. Dabei darf keine Theorie die wesentlichste Aufgabe des Theaters überlagern: sinnliches Theater, gute Schauspieler und menschliches Zugehen auf der Bühne sind gefragt. Dann hat das Live-Erlebnis Theater nach wie vor seine Chance. Das Theater muß seine Verführungskünste wirken lassen. Die Jugend heute ist verführbarer als früher. Das muß das Theater – mit der damit verbundenen Verantwortung – sinnvoll nutzen. Das Spiel mit technischen Möglichkeiten gehört dazu.“

Spiel mit technischen Möglichkeiten, Varianten der Spielstätten, Neuinszenierungen und Gemeinschaftsproduktionen mit dem Theater des Großen Hauses – die Vielfalt, die das **tip** in die Theaterlandschaft nicht nur in Oberhausen bringt, wird es auch weiterhin geben.

Das Konzept des **theaters im pott**, „die Welt mit ihren Schwierigkeiten und Freuden aus der Sicht der Kinder und Jugendlichen darzustellen“ (tip-Dokumentation), hat sich bewährt und ist sicher eine Chance, neue Impulse an das Theater zu bringen und zu einer Aktualisierung beizutragen, die nicht nur die Interessen des Publikums berücksichtigt, sondern auch den Eigenwert des Stückes ernst nimmt. Daß nicht jedes Experiment erfolgreich sein kann, versteht sich von selbst. Doch das **tip** hat sich nach mehr als zehn Jahren Bühnenaktivität als fester Bestandteil in der Theaterszene etabliert. Die erfolgreiche Teilnahme am 7. Theatertreffen Nordrhein-Westfalen in Düsseldorf – übrigens mit Genets „Zofen“ – zeigt dies.

Seit Oktober 1988 gibt es nun ein neues Projekt des **tip**-Ensembles. Mit der Gründung des **tip**-Literaturkreises soll die Tradition der Dichterlesungen an Theatern wieder mit Leben erfüllt werden.

Der Premierenabend im November stand ganz im Zeichen des Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz', einem Zeitgenossen Goethes. Mit Lesungen und szenischen Darstellungen sollen Werk und Person dieses Dichters dem Publikum nahe gebracht werden. Die Organisatoren dieser Abende wollen wie auch bei anderen Produktionen des **tip** mit Schulen kooperieren. „Der Kontakt und der Austausch mit Lehrern und Schülern ist für uns wichtig. Es kommen sehr interessante Anregungen, die wir in unser Programm aufnehmen“, erläuterte Rainer Schochow.

Es war die Freude an der Beschäftigung mit Literatur über das hinaus, was beim Einstudieren von Texten notwendig ist, die das **tip**-Ensemble veranlaßt haben, diesen Literaturkreis zu gründen und damit eine weitere Facette des Theaterlebens zu gestalten.



# BEGEGNUNGEN AM DNJEPR

*Junge Oberhausener zu Gast  
in der Partnerstadt  
Saporoshje*

**RAINER SUHR**

Zwei Silberstander mit bundesdeutschem und sowjetischem Wimpel verleihen der eher lockeren Frühstücksrunde im „Hotel Ruhrland“ offiziellen Charakter. Am Tisch haben Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und sein „Amtskollege“ Wladimir Feodosewitsch Wassiljew, Vorsitzender des Exekutiv-Komitees des Stadtsowjets der Volksdeputierten von Saporoshje, mit einem Dutzend weiterer Entscheidungs-Träger der beiden Partnerstädte aus Revier und Ukraine Platz genommen.

Bei aller Bescheidenheit, und selbst wenn sie weder im Mittelpunkt stehen wollen noch sollen: Ohne die Herren in den gedeckten Anzügen wäre hier keine Bilanz über das erfolgreiche zweite Jahr eines grenz- und blockübergreifenden Austausches von Besuchergruppen und Erfahrungen zu ziehen. Erst ihre Unterschriften begründeten im Mai 1986 die west-

östliche Partnerschaft zwischen Oberhausen und Saporoshje. Darum soll unsere Beschreibung einer obschon noch jungen, so doch bereits erfreulich festen Bindung auch mit den Beobachtungen bei der Unterzeichnung eines weiteren Protokolls durch die beiden „Stadtväter“ beginnen:

Beim Abschiedsfrühstück für eine Delegation vom Dnjepr bekundeten sich van den Mond und Wassiljew in den ersten Junitagen mit Dolmetscher-Hilfe, daß nicht nur eine anstrengende, sondern auch „überaus erfolgreiche und fruchtbare“ Woche hinter ihnen liegt. Das wichtigste Ergebnis ihrer ausführlichen Gespräche ruht noch in einer Dokumenten-Mappe auf dem Beistell-Tischchen am Fenster: das „Protokoll der Verhandlungen über Perspektiven der partnerschaftlichen Zusammenarbeit zwischen den Städten Oberhausen und Saporoshje“.

Indessen loben van den Mond

und Wassiljew den Nutzen von Städte-Partnerschaften für die Verständigung zwischen den Völkern und als Beitrag zu einem gesicherten Frieden. „Sehr lehrreich“ nennt der Gast aus der Ukraine anschließend seine Beobachtungen, wie sich Oberhausen um die wachsende Zahl älterer Mitbürger bemüht. Anerkennung findet der Vorsitzende des Exekutiv-Komitees, das die kommunalpolitischen Geschicke Saporoshjes bestimmt, auch für die hiesigen Wege von Müll-Recycling und -Entsorgung sowie für die Bemühungen der Stadtplaner, den Charakter Oberhausens vorsichtig zu verändern, ohne dabei mit den dünnen Wurzeln einer noch jungen Industrie-Stadt zu brechen.

Dann wird es feierlich: Begleitet von klickenden Kamera-Verschlüssen setzen Friedhelm van den Mond und Wladimir Feodosewitsch Wassiljew ihre Namenszüge unter die deutsche und russische Fassung des dreiseitigen, engbeschriebenen Protokolls. Die Unterzeichnung des Partnerschaft-Papiers, so heißt es später, markiert einen neuen Abschnitt in den „Ost-West-Beziehungen“ zwischen Oberhausen und Saporoshje.

Geplant ist etwa, die bestehenden politischen und privaten Kontakte schon bald um wirtschaftliche zu erweitern. Angestrebt sind deshalb Gespräche zwischen Vertretern beider Industrie- und Handelskammern. Sie sollen gemeinsame Symposien, Ausstellungen, Geschäftstreffen und -kontakte, ja sogar gegenseitige Ausbildungsmaßnahmen auf der Basis eines umfassenden Erfahrungsaustausches etwa in den Bereichen Kommunalwirtschaft und Umweltschutz vorbereiten.

In Ergänzung zu den bereits bestehenden journalistischen Verbindungen ist über eine Kooperation zwischen den Redaktionen von „Neuer Ruhr Zeitung“ und „Industrialnoje Saporoshje“ gesprochen worden. Besonderes Gewicht legen beide Seiten außerdem auf regelmäßige Begegnungen von Jugendlichen. Erste Pläne für einen Austausch zwischen Schülern des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums und der Saporoshjer Oberschule Nr. 46 wurden geschmiedet. Im Jahresrhythmus soll es Besuche und Gegenbesuche von Jugendgruppen der verschiedensten Verbände, Vereine und Organisationen bei Gleichgesinnten an Ruhr oder Dnjepr geben.

Nicht zuletzt wird nun auch vertraglich festgeschrieben, was zu diesem Zeitpunkt bereits zweimal erfolgreich stattgefunden hat: der Austausch von Jugendgruppen zwischen hüten und drüben, wobei künftig an einen jährlichen Wechsel gedacht ist.

„Die Zukunft unserer Partnerschaft wird von der Jugend entscheidend mitgetragen“, ließen die sowjetischen Gäste in diesem Zusammenhang übersetzen.

Demnach hat die Zukunft bereits Ende Januar auf dem Frankfurter Flughafen begonnen. Dort treten selbst Wolfgang Heitzer und seinen Mitsreitern vom Jugendamt, die schon Dutzende von Austausch-Programmen mit jungen Briten und Israelis organisiert haben, Schweißperlen auf die Stirn. Ungeduldig harren sie der Ankunft einer Linienmaschine aus Moskau. An Bord: 30 junge Russen, die Teilnehmer des ersten internationalen Jugend-Austausches zwischen Oberhausen und Saporoshje. Kurze Zeit später sind neun junge Damen und 21 Herren

vom Dnjepr mit dem Bus Richtung Oberhausen unterwegs. – Allen Beteuerungen zum Trotz scheint man es mit der Gleichberechtigung der Geschlechter auch in der Sowjetunion nicht so genau zu nehmen.

Das Durchschnittsalter der Gruppe liegt zwar deutlich jenseits der Grenze zum zweiten Lebensjahrzehnt, doch das entspricht nach Auskunft von Austausch-Koordinator Wolfgang Heitzer „ganz dem sowjetischen Jugendbegriff“. Zur ersten Besuchergruppe gehören vereinbarungsgemäß ausschließlich „Multiplikatoren“, erklärt Heitzer weiter. „Junge Leute mit Verantwortung in sportlicher, gewerkschaftlicher, politischer oder kultureller Jugendarbeit. Sie sollen ihre Erfahrungen nach der Rückkehr in ihre Bereiche tragen.“ Klar, daß unter diesen Umständen keine Tickets an Teenis gehen konnten.

Gerade elf Tage bleiben der Gruppe unter der Leitung des jungen Luft- und Raumfahrt-Ingenieurs Taras Schevtschenko, die Bundesrepublik, das Revier und vor allem Oberhausen kennenzulernen. Unmöglich? – Gewiß, aber beide Seiten bemühen sich so sehr, die knappe Zeit zu nutzen, daß einem manchmal um die Kondition der Saporoshjer Gäste Bange werden muß. Zum obligatorischen Empfang im Rathaus und der anschließenden Stadtrundfahrt kommen Besichtigungen und Werksbesuche, Einkaufsbummel und eine Tagesfahrt nach Köln, ja sogar die Teilnahme an Sportveranstaltungen und einer Kundgebung der IG Metall für den Erhalt des Stahlstandortes Oberhausen sowie der „Medientag“ mit Besuchen der örtlichen Zeitungs-Redaktionen und bei „Radio

Schräges O.“, dem Haussender der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung.

Einer von vielen Höhepunkten: Der Besuch junger Russen in Oberhausener Familien, deren Kinder sich zu diesem Zeitpunkt bereits intensiv auf den Gegenbesuch im Mai vorbereiten und das gegenwärtige Reiseprogramm – so oft es Schule oder Beruf zulassen – begleiten. Was bei deutsch-sowjetischen Jugendbewegungen anderer Städte immer ausgeschlossen worden war, hatte Schevtschenko ohne lange zu zögern gebilligt.

Verständigungsprobleme gibt es auch im kleinen Kreis ohne Dolmetscher kaum: Man behilft sich mit Händen und Füßen; falls alle sprachlichen Stricke reißen, wird lachend das Thema gewechselt. Höhepunkt für „Sportskanone“ Mischa: die Begegnung mit Boris Becker beim Training für die Essener Davis-cup-Runde. Im Gegensatz zu seinen Schwärmereien für den rotblonden Tennis-Star mit dem russischen Namen mag er an das deutsch-sowjetische Fußballspiel in der Sporthalle der Gesamtschule Osterfeld gar nicht erinnert werden. Mit fünf zu sieben Toren unterlagen die Saporoshjer. Doch ohne die Leistung der Oberhausener Elf schmälern zu wollen, können sich aufmerksame Beobachter des Verdachts eines „Gastgeschenkes“ nicht erwehren.

Ein gutes Vierteljahr später, mehr als drei Flugstunden entfernt Richtung Osten, könnte Mischa – wenn er es wollte – Genugtuung verspüren. Via Moskau kamen zwanzig junge Oberhausener zum „Rückspiel“ in die Industriestadt am Dnjepr – und hatten das Nachsehen. Doch nur aus sportlicher Sicht, denn die Erfahrungen des Gegenbesuches sind für die Gruppe unter der Leitung von Wolf-

*Bootsfahrt Oberhausener Multiplikatoren zur Insel Khortitsa*

*Besuch des stahlwerkseigenen Erholungsheimes*

*Das Sportleistungszentrum in Saporoshje, ebenso eine Werkseinrichtung von „Saporoshtahl“*



*Eine Birkenallee in Berdjansk, am Asowschen Meer, das Ziel der Oberhausener für 2 Tage, 200 km südlich von Saporoshje*

*Kolchosenmarkt in Berdjansk*

*Letzte Vorbereitungen eines Teilnehmers im Hotel auf einen anstrengenden Tag*

gang Heitzer, dem Beigeordneten Werner Meinicke und von Wolfgang Grothaus, dem Vorsitzenden des Jugendwohlfahrts Ausschusses, ein Gewinn. Noch am Flughafen erleben sie den ersten überraschenden Beweis für die sprichwörtliche sowjetische Gastfreundschaft. Mit einem Begrüßungs-Schnäpschen waren fast alle Teilnehmer der Reisegruppe vom Januar gekommen, um ihre „alten Freunde“ zu empfangen.

Bereits während der gemeinsamen Fahrt Richtung Stadtzentrum sind alle Erwartungen von einem Großstadt-Moloch mit Trabanten-siedlungen im sozialistischen Einheits-Look vergessen.

Wäre nicht der Geruch des riesigen metallurgischen Werkes allgegenwärtig, könnte man sich in Südfrankreich wähnen: Strahlender Sonnenschein durchflutet großzügige Parkanlagen, dichte Baumreihen nehmen selbst breiten Ausfallstraßen die Wirkung trister Asphaltbänder, und noch kurz vor der Innenstadt grasen beiderseits der Fahrstrecke Kühe, Pferde und Schafe – in einer Großstadt, die Köln an Einwohnerzahl und an Bedeutung für das Umland kaum nachsteht.

Dabei paart sich die bisweilen ländlich anmutende Idylle mit einer Urbanität, die neuerlich an den Urlaub im Süden erinnert, und die es in der Sowjetunion sonst wohl nur noch in der welt-offenen Schwarzmeer-Metropole Odessa oder im Hafenviertel von Baku am Kaspischen Meer gibt.

Anders als in Moskau – dank eines sorgfältig gehegten Zentralismus immer noch Zwischenstation jeder Reise in die sowjetische Provinz – interessiert man sich bei ersten Spaziergängen der jungen Oberhausener in Hotelnähe nicht

für Schwarztausch, Blue-Jeans oder sonstige westliche Konsumgüter. Männer und Frauen auf dem Weg zum Einkauf, zur Arbeit oder in die Universität bleiben zögernd stehen, entschuldigen sich höflich für die eigene „Neugier“ und fragen nach aktuellen Entwicklungen in der Bundesrepublik – nach Arbeitslosigkeit und Friedensbewegung, bekannten Sportlern oder Staatsmännern, aber auch nach tagespolitisch Interessantem oder ganz Alltäglichem.

Erstaunlich, wie gut die sowjetischen Gesprächspartner über den Alltag „bei uns“ Bescheid wissen. Bedenklich, wie wenig ihre deutschen Gäste nach eigener Einschätzung umgekehrt über das Leben in der Sowjetunion in Erfahrung bringen konnten, während sie sich auf ihre Reise vorbereiteten.

„Allein die deutsche Sprache als Schlüssel zu unserer Kultur hat einen ganz anderen Stellenwert als das Russische in der Bundesrepublik“, stellt Musikschul-Leiter Volker Buchloh fest. Wie alle anderen Mitglieder der Oberhausener Gruppe wird er auf den Saporoshjer Straßen oft in seiner Muttersprache angesprochen.

Doch erst während ihres kurzen Aufenthaltes in Moskau auf der Rückreise werden sie später das wahre Ausmaß russischen Interesses für die deutsche Kultur erfahren: Seit Wochen ist ein Kino mit 2000 Plätzen für eine Vorstellung aller preisgekrönten Beiträge der Westdeutschen Kurzfilmtage ausverkauft. Begierig lauschen Tutzende junger Moskauer nach der Vorstellung jedem Wort der kurzfristig eingeladenen Oberhausener über ihre Stadt und deren international beachtetes Aushängeschild.

Aber bis zur Rückreise mit Köp-

fen voller Erinnerungen, Koffern voller dreieckiger Wäsche und insgesamt fast 200 Kilogramm Übergepäck („Samoware sind halt nicht leichter“) ist noch ein anstrengendes Reiseprogramm zu bewältigen: vom Empfang beim Exekutiv-Komitee und Treffen mit Studenten, Künstlern oder Mitgliedern des „Komitees zur Verteidigung des Friedens“ über Besuche im Metallurgischen Werk, im Kinderkombinat und im Saporoshjer Stadtmuseum bis hin zum Aufenthalt in Familien – nach Oberhausener Vorbild. Obwohl bereits minutiös geplant, wird das Reiseprogramm auf Wunsch der Gäste noch einmal umgestellt und erweitert. Blicke hinter die Kulissen eines Kindergartens, einer Musikschule und Gespräche mit jungen Oberschülern, die Deutsch als erste Fremdsprache lernen, kommen hinzu.

Nicht erst nach dieser Begegnung will sich die Gruppe in Oberhausen dafür einsetzen, mehr Russisch an den weiterführenden Schulen zu unterrichten. Sympathien, so erklären sie, kann man über alle Sprachbarrieren hinweg entwickeln. Zum gegenseitigen Verständnis gehört jedoch eine Verständigung auch ohne die Hilfe der Dolmetscherin.

Trotz noch bestehender Barrieren hat ihr Gegenbesuch die kleine Flamme der Freundschaft kräftig genährt, glaubt die Oberhausener Gruppe. – Jene Flamme, die der sowjetische Delegationsleiter Taras Schevtschenko Ende Januar beim Abschiedsabend in Oberhausen mit blumigen Worten beschrieben hatte. Nicht zufällig bekam Taras noch bei der Ankunft am Flughafen von Saporoshje eine Grubenlampe aus Oberhausen als Gastgeschenk.

*Die 1. Oberhausener Multiplikatorengruppe vor dem „Ratbaus“-Exekutivkomitee des Stadtsowjets*

*Moskau, die 1. Station der Oberhausener in der UdSSR, Blick von den Leninbergen auf das Olympiastadion*

*Eine kleine musikalische Einlage auf der Gitarre, Marke Oberhausen*



*Straßencafé in Saporosbje, Leninprospekt*

*Jugendwohlfahrtsausschußvorsitzender Wolfgang Grotthaus, 2. v. re., überreicht beim offiziellen Empfang eine Zeichnung des Bert Brecht Hauses an den Vorsitzenden des Exekutivkomitees, Wladimir Wassiliew, 2. v. li., Pawel Michailik, stellv. Vorsitzender des Exekutivkomitees, re., Wolfgang Heitzer, Leiter der Oberhausener Gruppe*

*Empfang auf der Kosakeninsel Khoritsa mit Brot und Salz*

# DIE ANDERE HÄLFTE OBERHAUSENS

*Anmerkungen einer Gleichstellungsbeauftragten*

PETRA EBERHARDT

Ich entdeckte sie bei meiner ersten Stadtrundfahrt. Sie war da, wohin ich mich auch bewegte. Weder die Faszination des satten Grüns, der kleinen Wälder und Wiesen inmitten einer Industrielandschaft noch die mit dem Rad so wunderbar zu erkundenden verschlungenen Pfade und die leise plätschernden Gewässer konnten sie, jene eigenartige Grauzone, verschieben ...

Während ich mein Rad über die hierfür geschaffenen Wege lenke, muß ich des öfteren absteigen; die nichtabgesenkten Bordsteine behindern die flüssige Fahrt. Nicht immer bemerke ich das Hindernis rechtzeitig – der laute Schall der Autohupe macht mich barsch darauf aufmerksam, daß ich beim Ausweichen oder stürzend mit „seinem“ Straßenraum kollidiere.

Es lohnt sich, stehenzubleiben und näher hinzusehen. Das Auto – des Mannes liebstes Kind – beherrscht den Verkehr. Elegant

biegt es in Straßen und Einfahrten ein, denn Bordsteine vor Garagen z. B. sind abgesenkt, damit das Auto (und sein vorwiegend männlicher Fahrer) nicht allzu großen Erschütterungen ausgesetzt ist.

Wie anders stellt sich die Situation für Frauen mit Kindern dar! Sie hieven – noch gehandicapter als Radfahrende – Kinderwagen durch Blechlawinen, die Bordsteine rauf und runter, und zwingen sich durch zugesparkte Gehwege, Blumenkübel, Laternen und Betonklötze. Offenbar ist Frauen und Männern ihre unterschiedliche Daseinsberechtigung auf der Straße bewußt, zumindest dokumentieren es ihre Verhaltensweisen und Körperhaltungen. Der Anblick von forsch daherschreitenden, viel Platz beanspruchenden Männern, deren Blicke den Straßenraum „im Griff“ haben, lässig an die Telefonzelle oder die Mauer gelehnt, gehört zum geläufigen Stadtbild.

Anders die Frauen – auffällig ihr züiges Gehen, nicht selten hastig, den Blick geradeaus oder auf den Boden gerichtet, sich an Regenschirmen, Hand- und Einkaufstaschen festhaltend ... besonders des Abends, wo sie wenig beleuchtete, unbelebte Gegenden meiden. Ihre eigene Bewegungsfreiheit wirkt eingeschränkt.

Noch während ich darüber nachdenke, weshalb den Frauen in Verkennung der Hintergründe Furcht vor der Dunkelheit – das Thema Männergewalt tabuisierend – nachgesagt wird, betrachte ich die Bahnofsunterführung des Stadtteils, steige auf mein Rad und fahre schnell davon.

**„Oberhausen ist zur Hälfte Entwicklungsgebiet!“** – diese Behauptung könnte der Anlaß sein, ganze Scharen von Lokalpatrioten zusammenzurufen. Doch wozu die Aufregung? Unsere Stadt unterscheidet sich in diesem Punkt kaum von anderen Städten in der Bundesrepublik. **Das muß nicht so bleiben!** Wer diesen Zustand positiv verändern will, muß Entwicklungshilfe leisten, muß den Grauschleier abtragen, Verborgenes sichtbar machen, Abgestumpftes aufpolieren, Verkrustetes aufbrechen, alte Zöpfe abschneiden und – welch erstrebenswerte olympische Disziplin! – auch über seinen eigenen Schatten springen!

**Die andere Hälfte Oberhausens ist Marktfrau und Hausfrau** – zumindest entsteht dieser Eindruck bei Oberhausener Schü-





lerinnen und Schülern, wenn sie ihren Schul-, insbesondere Rechenbüchern Glauben schenken.

Durch alle Schulklassen transportieren sich per Lesebuch Klischees und Rollenbilder, die bei Nichtthematisieren im Unterricht auf jeden Fall eines bewirken: Mädchen und Jungen lernen – z. B. beim Lösen von Rechenaufgaben – was von ihnen später als Frau und Mann erwartet wird.

Die städtische Frauen-Gleichstellungsstelle fand in einer Untersuchung eben jener Mathematikbücher der 5. Schuljahrgänge heraus: „... dort wurden 29 Berufe in Textaufgaben erwähnt – vom Anstreicher über den Landvermesser bis hin zum Schulleiter ein breites Spektrum. 27 dieser Berufe übten Männer aus, zwei davon Frauen, nämlich ...“ (Nun, haben Sie's erraten?) „Männer sind in Textaufgaben zahlenmäßig weit häufiger vertreten; sie verdienen Geld, wickeln Geschäfte ab, fahren Auto. Jungen spielen Fußball, sind aggressiv, machen Unfug. – Mädchen dagegen sind kleiner, jünger und dümmlicher dargestellt; lieb und nett helfen sie ihren Müttern im Haushalt, beim Einkaufen, sticken und nähen und reihen Perlen zu Ketten auf. Frauen ver-



sorgen die Kinder, den Ehemann, den Haushalt und kaufen ein ...“

**„Die Würde des Menschen ist unantastbar.“**

Es gibt Menschen, die reagieren allergisch auf alle Formen von Unhöflichkeit, auf Überheblichkeit, auf Ignoranz und Besserwisseri. Mir stülpt sich z. B. der Magen bei meinen – gottlob – zahlenmäßig geringen Belastungssituationen in ärztlichen Wartezimmern. Ob bei der Gynäkologin oder beim Internisten, ungeachtet der (mehrheitlich) weiblichen Wartenden schallt es aus den Lautsprechern oder der Kehle der Sprechstundenhilfe: „Der Nächste bitte!“ Die Frage einer Jemandin im männerleeren Warteraum: „Wieviel Mann sind denn noch vor mir dran?“ ruft bei mir nachhaltige Aversionen hervor. Schlagartig ziehen in komprimierter Szenerie ältere und jüngste Erlebnisse an meinem inneren Auge vorbei:

„Letzte Woche waren wir nur zwei Mann“, sagte die eine Raumpflegerin zur anderen auf der Etage.

„Man will ja schließlich auch mal sein eigener Herr sein“, meint die arbeitssuchende Bewerberin.

„Mein Name ist Angelika B.“ „Frau oder Fräulein?“ erkundigt sich der Beamte.

**Sprache ist das Instrument unseres Denkens.**

**Wie bedacht sind die Frauen?**

Zweifellos unterscheidet die Spezies Mensch Frau und Mann. ER ist und bleibt maskulin: Junge, Schüler, Mann, Herr, Busfahrer, Generaldirektor usw. Obwohl es nichts Weiblicheres geben kann als das weibliche Geschlecht selbst, stuft unsere Muttersprache ihre Töchter auch als Neutren ein: das Mädchen, das Fräulein, das Weib. SIE staune nicht schlecht: Wenn 99

Lehrerinnen sich treffen, dann ist die Sache klar; es treffen sich eben 99 Lehrerinnen. Kommt nur ein einziger Kollege hinzu, bringt dieser eine Lehrer – grammatikalisch korrekt? – alle 99 Frauen zum Verschwinden. Es handelt sich in der Berichterstattung um eine Versammlung von 100 Lehrern.

Wie sollen Menschen lernen, weniger ichbezogen und männerorientiert zu denken, wenn Sprache so maßgeschneidert praktiziert wird?

Männer halten es für ihr gutes Recht, überall im Mittelpunkt zu stehen; unsere Sprache hat es ihnen beigebracht, genauso wie sie den Frauen suggeriert, unsicher, unsichtbar oder bestenfalls zweitrangig zu sein. Schlimmer noch, manche Frauen vermännlichen ihren eigenen Sprachgebrauch, bezeichnen sich selbst als weibliche Männer, um auf diese Weise gesellschaftliche Beachtung zu erlangen.

Sie erheben keine Einwände, wenn sie als „der nächste Kunde“ zur Kasse gebeten werden, unterschreiben widerspruchlos in der Rubrik „Antragsteller“ und sind „Fachmann“ auf ihrem Gebiet. Sie erklären sich zu zwittrigen Anhängseln des männlichen (Ober-)Begriffs, etwa als „Ratsherrin“ oder „Amtsmännin“, und wenn sie private Gäste haben, schieben sie ihren Hausherrn zur Begrüßung vor oder fangen sich in eigenen Identitätsverwirrungen, da die „Hausfrau“ weniger passend und der Begriff „Hausdame“ anderweitig belegt erscheint.

Das Schild am Eingang eines Oberhausener Billard Clubs

<b>Erwachsene</b>	<b>6,- DM</b>
<b>Frauen</b>	<b>4,- DM</b>
<b>Kinder</b>	<b>1,- DM</b>

hing lange Zeit, ehe es einige als Affront begriffen und protestierten.

Und alle Jahre wieder freuen sich über den gut gemeinten Wunsch unserer Presse „Wir wünschen unseren Lesern ein schönes Weihnachtsfest ...“ auch die (mitgemeinten) Leserinnen, deren Abonnement zwar dasselbe kostet, aber augenscheinlich von geringerem Geschäftsinteresse ist.

Auf meiner Tour durch Oberhausen passiere ich Litfaßsäulen und Werbeflächen, die (wessen?) Konsumlüste wecken wollen. Nackte Busen, Po's und Beine gehören zu den häufig vermarkteten Blickpunkten auf Plakatwänden und müssen beinahe ebenso häufig das verkäuferische Argument ersetzen. Man/n empfindet diese Körperteile zum Greifen nah; die Grenzen von Würde und Achtung der menschlichen Persönlichkeit verwischen.

Auch in anderer Hinsicht fällt die merkwürdig widersprüchliche Beziehung der Werbung zur Weiblichkeit auf. Mit einfallslosen, dümmlichen Werbesprüchen umgarnen die einen Agenturen in erster Linie Frauen als Kundinnen (da klappt's mit der höflichen Anrede) und locken zum Kauf ihrer Wasch- und Putzmittel, Haarpflegeprodukte oder Miederwaren. Ein Teil der Werbemanager hält Frauen für so beschränkt und unintelligent, daß sie meinen, nur mit Platitüden Eindruck hinterlassen zu können. Wenige schätzen Frauen, indem sie eine Werbung betreiben, die die Frau als eigenständigen Menschen und gleichberechtigtes Individuum respektiert.

So richtet sich die regelmäßig wiederkehrende Anzeige einer Oberhausener Möbelfirma denn

auch an den Mann als Patriarch und Haushaltsvorstand:

**„Schenken Sie Ihrer Frau mehr Freizeit! Schenken Sie ihr ein Gerät aus unserer Elektroabteilung!“**

Haben Sie sich, liebe/r Leser/in, partnerschaftliche Arbeitsteilung jemals so vorgestellt? ...

Vorbei an den Grünflächen unserer Stadt bemerke ich Frauen mit Kindern auf Rasen und Spielplätzen. Ich gewinne nicht den Eindruck, daß Frauen hier ihrem Vergnügen frönen. Eher erfüllen sie eine Funktion. Sie beaufsichtigen ihre Kinder beim Spielen oder bauen mit ihnen mit mehr oder weniger Engagement Burgen in Sandkästen oder backen Kuchen aus dem rieselnden Material.

Die Männlichkeit tummelt sich derweil auf den Sportfreiflächen. Daß diese für überwiegend männliches Publikum vorgesehen zu sein scheinen, erhärtet der Blick in den Sportteil der Zeitung, der von posierenden Sportlern nur so wimmelt. Was den Sport auf Freiflächen betrifft, sind Sportlerinnen deutlich unterrepräsentiert. Obwohl bekannt, daß Frauen im mitgliederstärksten Turnbund rund zwei Drittel der Mitglieder stellen, ist der Sportplatz männliche Freizeitdomäne. Die Vorherrschaft männlichen Fußballspiels (und die zwangsläufige Verdrängung von Frauen) läßt sich auch daran erkennen, daß die Begriffe Sportplatz und Fußballplatz häufig synonym verwendet werden.

Unwillkürlich fange ich an, nach Alternativen für Frauen im Freizeitbereich zu suchen – Vergleichbares finde ich auf meinem Nachhauseweg nicht.

**Eine Stadtrundfahrt aus frauenspezifischem Blickwinkel** kann nicht nur für Ortsfremde



„Die hat mir mein Chef aus Bad Wörzshofen geschickt, weil ich sein fleißiges Lieschen bin.“



**Fleurop zeigt Sie von der besten Seite.**



eine Bereicherung sein. Im Gegenteil, so manche/r alte Oberhausener/in entdeckt viel Neues, Unbekanntes bzw. sieht plötzlich Altes in neuem Licht. Vielleicht wird die Lust geweckt, mehr über Oberhausen und ihre grauen Zonen zu erforschen. Nicht alles läßt sich durch Rad, Auto oder Bus erschließen. Oft helfen kleine Abstecher in die Literatur, in Publikationen von Institutionen, öffentlichen Körperschaften und Bürger/inneninitiativen, in Statistiken von Verbänden und Festschriften von Vereinen, um mehr (oder auch nichts) über die andere Hälfte Oberhausens zu erfahren.

Viele Fragen drängen sich auf: Der Frauenanteil an der Bevölkerung beträgt fast 52%; wo bleibt sein gleichberechtigter Anteil im Arbeitsleben, in der Politik, in Kunst und Kultur, im gesamten öffentlichen Leben? Ist der Zugang von Frauen in allen Bereichen gewährleistet? Wo finden wir Barrieren, wo Unterschiede, wie reagieren Benachteiligungsmechanismen, wo und wie lassen sich diese aufheben? Warum haben Mädchen so ungleich größere Probleme, einen Ausbildungsplatz zu bekommen? Wieso sind Frauen überproportional von Arbeitslosigkeit betroffen? Weshalb schlagen die Interessen von Institutionen, Verbänden und Vereinen so unerhört männerlastig zu Buche? Wo gibt es neben dem Bolzplatz und der High-Tech-Maschinerie adäquat frauenfreundliche, an den Bedürfnissen von Mädchen und Frauen orientierte lokale Angebote?

**Was ist das eigentlich: die Frauenfrage? Haben Sie schon mal darüber nachgedacht?**

# FIT TROTZ HANDIKAP

*Behindertensport in Oberhausen  
hat eine rege  
Szene*

FRANK LAMERS

Warum mögen die Menschen die Steffi aus Brühl bei Heidelberg? Haben Sie sie in ihr Herz geschlossen, weil die Steffi so nettes Blondhaar zum reinweißen Tennisdress trägt? Oder weil die Steffi so natürlich und bescheiden und mädchenhaft und etc. ihre Kreise auf der grünen, kurzgeschorenen Wiese oder der frisch gesprengten Asche zieht? Ja, Stefanie Graf hat viele Eigenschaften, die die Herzen höher schlagen lassen, vor allem aber hat sie eine Eigenschaft: Mit dem Schläger, der in Fachkreisen Rackett gerufen wird, schlägt sie alles, was zu schlagen ist. Sie bringt die Höchstleistung, die uns jauchzen läßt. Und noch einmal einen Satz zu Null gewonnen, das wird doch langweilig, Steffi. Laß' die Martina doch mal ein wenig 'rankommen, und erst ganz am Ende, sagen wir, so gegen Ende des dritten und entscheidenden Satzes, da zeig' ihr noch einmal, was eine Vorhand ist ... – Nichts

gegen Steffi. Aber was wäre, wenn die Steffi aus Brühl nur die Steffi aus Brühl wäre, die an regnerischen Nachmittagen den Besuch im örtlichen Kino dem notgeborenen Hallentraining vorzieht? Was wäre, wenn Steffi die Leistung, die sie bringt, nicht brächte?

Wenn Willi Storm, der Vorsitzender der Behindertensportgemeinschaft Oberhausen, sich von Menschen verabschiedet, dann wünscht er ihnen ein „schmerzfreies Wochenende“, er sagt das ohne Attitüde, er will sich nicht unterscheiden vom anderen durch einen besonderen extravaganen Gruß. Wenn Willi Storm ein „schmerzfreies Wochenende“ wünscht, dann steht dahinter eine Persönlichkeit, die ihre Erfahrungen hat, ein Mensch, der erkannt hat, daß es etwas Wichtiges gibt im Leben, etwas, daß man anderen Menschen wünschen sollte: Schmerzfreiheit. Dem Leistungs-diktat, dem eine Steffi Graf ge-

nügt, werden nur wenige von uns folgen können, aber wir jubeln ihm/ihr zu und ängstigen uns, wenn wir mit Menschen konfrontiert werden, die nicht mitkommen, die – behindert sind.

Probe auf Exempel: Wird der Sport-Brockhaus mit seinen über 13 000 Stichwörtern rund um die Leibesübungen den Begriff „Behindertensport“ führen. Er führt ihn, verweist uns aber weiter auf den „Versehrtensport“.

Versehrtensport:

„Versehrtensport, Invalidensport, heute Behindertensport, die sportliche Betätigung von Körperbehinderten aller Art als Heilmaßnahme (Therapie), als Erholungsfürsorge, zur Erhaltung der Gesundheit und Steigerung der Lebenskraft sowie als Wettkampf und ...“

Aber warum eigentlich Versehrtensport? Und warum dann auf einmal Behindertensport? – „Tja“, sagt Rudi Holberg, der Vorsitzende der Behindertensportgemeinschaft Sterkrade und Bezirkssportwart der Behindertensportler: „Tja, so recht weiß ich das auch nicht, aber wenn ich jetzt an unsere Stuttgarter Gäste schreibe, dann muß ich sie als Versehrtensportgemeinschaft anschreiben. Da muß man fein aufpassen.“ Rudi Holberg hat die Geschichte des Oberhausener Behindertensportes miterlebt, er hat sie mitgeschrieben. Von den Anfängen, als die Menschen aus dem Krieg kamen mit ihren zahlreichen Verwundungen, bis heute, wo immer mehr Menschen nach zivilen Unfällen in die Behindertensportgemeinschaft gehen. Vom Versehrtensport zum Behindertensport. Mit jeweils rund 350 Mitgliedern stehen die beiden großen Oberhausener Behindertensportvereine heute da, ihre Aufgaben haben sich immer

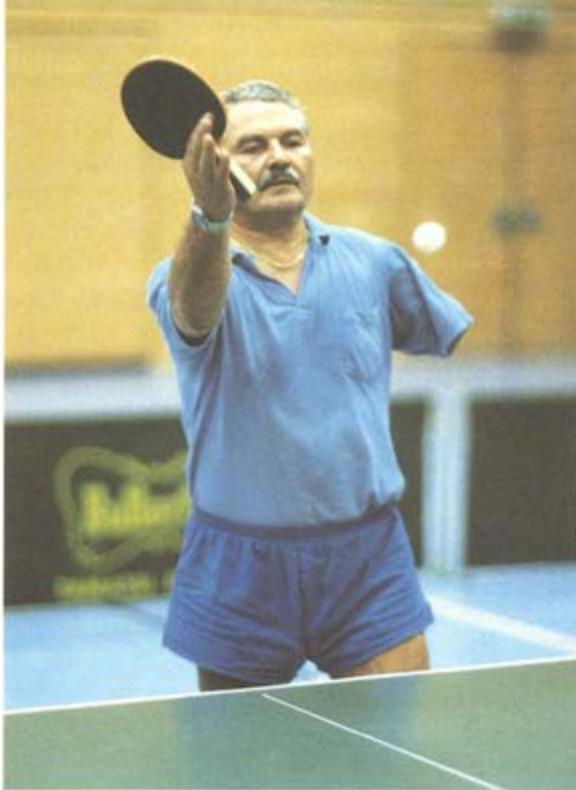
mehr ausgeweitet, sie haben sich immer mehr geöffnet, sie versuchen Berührungsängste abzubauen: „Aber wir müssen versuchen, mehr junge Menschen an uns zu binden“, so Rudi Holberg, der den Bedarf schon sieht, aber auch die vielen Vorbehalte.

Nach dem Krieg fanden sich sofort behinderte Sportler zusammen, einen „Vorbehalt“ gab es allerdings auch seinerzeit schon: sie wollten keinen Verein gründen. Sie trafen sich im Stadtbad am Ebertplatz zu Schwimmstunden, doch die Nazi-Verein-Mentalität hatte ihnen eine Aversion in den Kopf gepflanzt, der so schnell nicht beizukommen war. Erst 1953 wurde eine Versehrtensportgemeinschaft (VSG) Oberhausen gegründet: „Mit 15 Leuten haben wir damals angefangen“, erinnert sich Holberg. Der erste Übungsleiter war im Hallenbad Sterkrade Heinz Fallack, der bei Olympia in Seoul als Mannschaftsleiter eine tragende Rolle unter den deutschen Funktionären spielte. Vor allem Kriegsbeschädigte gingen ins Wasser, erst wenige, dann immer mehr: Versehrte gab es in Oberhausen so reichlich wie in jeder anderen deutschen Stadt. Heute sind die Kriegsversehrten im Behindertensport in der Minderzahl. Der langsame Wechsel der Wörter hat also etwas mit Vergangenheitsbewältigung zu tun – und mit Berührungsängsten schon in den Wörtern: „Erst hieß es Versehrtensport, dann Sport für Körpergeschädigte, jetzt für Behinderte. Das ist also im Grunde schon die dritte Stufe, und vielleicht sind wir in zwanzig Jahren bei einer ganz anderen Bezeichnung“, meint Heinz van Gemmeren, der Schatzmeister der Sterkrader BSG.

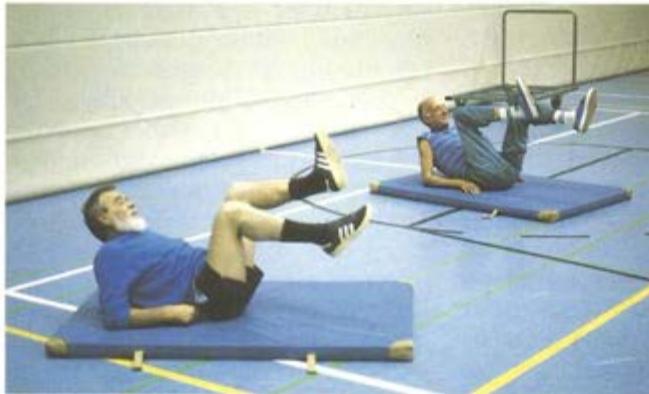
Für die meisten Behinderten sei



die Teilnahme am Sport aber eine Möglichkeit, Kontakte zu schließen, nicht, sich aus der Umwelt herauszuziehen: „Beim Behindertensport gibt es keine Abschränkungen.“ So sieht es van Gemmeren, der bei allen Sportlern gleiche Motivationsmuster entdeckt: „Es gibt unter den Behindertensportlern genauso wie bei anderen die mehr und die weniger Ehrgeizigen, es gibt die Leute, die sich an den Leistungen aufrichten und die, die den Sport eben als Hobby betreiben.“ Alles, was es an Ehrungen und Leistungstests auch bei den nichtbehinderten Sportlern gibt, das bietet auch der Behindertensport. Bei den Deutschen Meisterschaften gehen die Sportler in zehn unterschiedlichen Kategorien, die jeweils nach einem Schlüssel genau festgelegt sind, an den Start. Auf regionaler bzw. kommunaler Ebene wird den Sportlern Aufmerksamkeit zuteil, wenn beim alljährlichen Sportlerball die Ehrungen



*Auf die Verschiedenartigkeit der körperlichen Behinderung ist das Trainingsprogramm ausgerichtet, soweit notwendig unter ärztlicher Aufsicht.*



stattfinden, außerdem werden Sportabzeichen gemacht – der Krönung jeder Laufbahn (jedenfalls der Laufbahn dessen, der die Spitzenleistungen bringen will) ist Olympia. Als in Los Angeles die bunten Fernsehspiele mit allem Pomp ausgeläutet wurden, gingen die Behinderten an den Start. Ebenso war es in Seoul. – Aber die Teilnehmer an den großen Sportereignissen sind bei den Behinderten natürlich ebenso die Ausnahme wie bei allen anderen

Sportlern, die meist doch nur die Gelegenheit haben, von den Rängen oder den Wohnzimmeresseln aus, das Treiben in den außerordentlichen Leistungsregionen zu verfolgen.

Den meisten Behindertensportlern ist vor allem eins wichtig: die Freude an der Sache und das Erlebnis der Gemeinschaft. Roswitha Dombrowski hat sich vor acht Jahren aufgerafft, beim BS Oberhausen mitzumachen. Am letzten Kriegstag, erzählt sie, sei sie von

einer Kugel getroffen worden. Seitdem muß sie eine Beinprothese tragen. Auf den Sport aber will sie nicht mehr verzichten: „Solange man das kann, sollte man das auch machen“, ist ihre Devise. Sie bedauert es nur, daß sie erst vor so wenigen Jahren den Schritt auf den Behindertensport zugetan hat: „Das bereue ich, ja, daß ich nicht schon viel eher gekommen bin, was ich aber nicht bedauere, ist, daß ich überhaupt gekommen bin.“ Roswitha Dombrowski hat zahlreiche Titel gewonnen. Im Cross-Lauf, im Gehen, ja Springen und Radfahren. Im Vordergrund steht für sie aber nicht die Leistung (obwohl die durchaus nicht nebensächlich ist), sondern der Spaß, der Austausch. Heinz van Gemmeren und Rudi Holberg sind sich einig, daß es einfach notwendig ist für Menschen, die gehandicapt sind durch eine Behinderung, sich mit anderen zu besprechen: „Auf die Spitze gebracht, muß man sagen, daß jemand, der schwere Zeiten durchgemacht hat, der vielleicht querschnittgelähmt im Rollstuhl sitzt, sich interessanter mit einem anderen Rollstuhlfahrer mit ähnlichen Erfahrungen unterhalten kann als mit einem, der die 100 m Sprintstrecke unter 11,0 Sekunden läuft.“

Nur zwei Prozent aller Aktiven betreiben im Behindertensport Hochleistungssport. Drei Prozent der Sportler bekennen sich zum Leistungssport, der Rest, also runde 95 Prozent betreibt den Sport als Ausgleich, als wichtige und schöne Ergänzung zum „ganz normalen Leben“. – Die Zahlenwerte lassen sich vergleichen mit denen, die für die übrigen, die nicht-behinderten Sportler gelten.

Es geht auch bei den Behinder-

tensportlern um das berühmte „Tore, Punkte, Meisterschaft“ oder „höher, schneller, weiter“, es werden Bundesmeisterschaften, Sportfeste etc. auch in Oberhausen ausgetragen. – Das läßt sich vergleichen mit den Verhältnissen bei den nichtbehinderten Sportlern.

Es gibt Sportfanatiker, Sportfunktionäre, Sportler-Eitelkeit und Sportler-Bescheidenheit ... – es gibt all das, was es bei den nicht-behinderten Sportlern auch gibt, alles Negative, alles Positive. Es ist alles, wie man so schön sagt: ganz normal.

Aber wenn Steffi Graf die Leistung bringt, dann jauchzen wir vor Vergnügen. Wir heben die Tennis-Gräfin in den Sportlerhimmel, wir winden den Lorbeer, wir staunen und ergehen uns in Superlativen, die immer nichtsagender, immer hohler werden. Wir loben die Steffi; wir meinen die Leistung. Die Leistung, die muß stimmen. – Auch bei den Behindertensportlern stimmt die Leistung, und niemand würde es den Sportlern absprechen, daß ihnen das Außerordentliche gelingt. Wenn ein Behindertensportler zu den Medaillen greift, dann wird das gewürdigt, keine Frage. Aber es ist eine andere Form der Bewunderung, eine Form der Bewunderung, die sich (bei mir) mischt mit einer Spur von Betroffenheit. Es gibt diesen Rest von Scheu im Umgang mit dem, was den anderen „behindert“. Es gibt die Scheu vor dem Versehrten, vor dem, was allen passieren kann. Der Versuch, in der Sprache zu verstecken, was uns ängstigen, scheu und betroffen machen könnte, zeugt davon. Versehrte hießen sie nach dem Krieg; Körpergeschädigte – ja, so offensichtlich: Geschädigte; und dann: Be-

hinderte. Behinderte: Das ist für die, die am Rande stehen, zu tragen. Noch.

Willi Storm verabschiedet seine Freunde und Bekannte in ein „schmerzfreies Wochenende“. Er bringt das immer mögliche Leid zur Sprache, das so gerne weit weg gedacht, geredet, sprachreformiert wird. Erst wenn das nicht mehr geschieht, wenn kein junger Mensch mehr vor der „Behindertensportgemeinschaft“ Sterkrade oder der der „Behindertengemeinschaft“ Oberhausen zurückschreckt, weil der Name noch nicht reformiert genug ist, dann läuft alles „ganz normal“.

So erfüllt der Behindertensport in Oberhausen zwei Funktionen: Einmal bietet er den Behinderten die Möglichkeit, ihre Sportart vom Sitzball über den Tischtennis bis hin zur Wassergymnastik und Leichtathletik (unter Anleitung speziell ausgebildeter Übungsleiter) zu betreiben, dabei Spaß zu haben und Menschen kennenzulernen, mit denen man sich auf ähnlicher Ebene auseinandersetzen kann, dabei eine Bestätigung in der Leistung zu finden. Zum anderen bemüht er sich um eine immer größere Akzeptanz für die Behinderten in der Gesellschaft. Ein Annäherungsprozeß, der den Behinderten helfen wird, von denen sich viele (vor allem die, die nicht einmal den Schritt in den Gemeinschaft der Sportler wagen) noch immer als fünfte Räder am stetig voranrasenden Wagen einer leistungsorientierten Gesellschaft empfinden, der aber auch denen helfen wird, für die die Leistung so wichtig ist, daß sie sich betroffen fühlen, wenn sie sehen, daß einer behindert, versehrt, anders – und nicht mehr fähig ist, „ganz normal“ alles zu schaffen.

# HINTERHÖFE WURDEN ZUR PARKANLAGE

*Engagement für Wohnqualität und  
Wohnumfeldverbesserung  
in Osterfeld wurde  
mit Gold belohnt*

**KLAUS MÜLLER**

*„Ein Loch in die Erde  
und rein den Beton.  
Und dreißig Etagen,  
da stehen sie schon.  
Ein Strauch vor die Haustür,  
nun ist es komplett:  
das neue Beweisstück  
für Wohnqualität!“*

Am 12. Dezember 1987 ist es gerade einmal drei Jahre her, daß kein Geringerer als der beliebte deutsche Schlager-Star Udo Jürgens in bekannt-gekonnter Manier dem Traum vom „Schöneren Wohnen“ in diesen Zeilen auf drastische Art und Weise Nachdruck verleiht. – Wir schreiben aber auch den 12. Dezember 1987, da der Bundesminister für Raumordnung, Bauwesen und Städtebau, Dr. Oscar Schneider, in der Stadthalle von Bonn Bad Godesberg für einen in Erfüllung gegangenen Traum vom „Schöneren Wohnen“ die Goldplakette verleiht.

Ein großer Tag in der zu diesem

Zeitpunkt 83jährigen, überaus wechselvollen, dennoch stets nur einem Hauptziel verbundenen – nämlich menschenwürdige Wohnungen zu einem für den sprichwörtlich „Kleinen Mann“ erschwinglichen Mietpreis zu bauen und Siedlern bei der Erstellung von Eigenheimen behilflich zu sein – Geschichte der „GE-WO“.

Hinter diesen vier Buchstaben verbirgt sich die in Oberhausen-Osterfeld beheimatete „Gemeinnützige Wohnungsbau-Genossenschaft“, deren weit über die Grenzen Nordrhein-Westfalens bekannt gewordenes Ausbau- und Wohnumfeld-Projekt „Jakob Plum“ an jenem 12. Dezember 1987 im Rahmen des Bundeswettbewerbes „Gärten im Städtebau“ mit besagter Goldplakette ausgezeichnet wird. Ein großer Tag auch im Leben des GE-WO-Vorstands-Mitgliedes Egbert Grefrath, der beim Lesen des Textes von Udo Jürgens ins Schmunzeln gerät: „Na, ganz Un-

recht hat er ja nicht, wie so häufig. Denn: Auch den von ihm beschriebenen Zustand gab's schließlich mal bei der GE-WO. Doch wissen Sie: Lang, lang ist's her!“ – Apropos: Lang, lang ist's her, da wäre die Gründungsversammlung der heutigen „GE-WO“ beinahe geplatzt ...

Wir blättern zurück ins Jahr 1904. An einem Dienstag, exakt am 16. August, ist es Peter Dreesen, seines Zeichens Bahnmeister bei der Deutschen Reichsbahn, der mit ein paar anderen Eisenbahnern die Geburtsstunde der „GE-WO“ einläutet. „Spar- und Bauverein e.G.m.b.H. zu Osterfeld in Westfalen“ notiert der Chronist als offiziellen Namen der Genossenschaft, und nebenbei auch noch einen – freilich aus heutiger Sicht gesehen – amüsanten Zwischenfall.

Denn neben den Schwierigkeiten der Baulandbeschaffung und Baufinanzierung mußten sich die Gründer auch noch mit der strengen Obrigkeit herumschlagen, die sich gegenüber dem Genossenschaftsgedanken sehr mißtrauisch zeigte. So konnte die erste Generalversammlung nur mit einiger Verspätung eröffnet werden, weil ein Polizist auf der Bildfläche erschien und ein Versammlungsverbot mit der Begründung überbrachte, die Veranstaltung habe politischen Charakter. Nun, es wären keine Eisenbahner gewesen, hätten sie diesen Zug nicht doch noch ins Rollen gebracht. Schließlich ging es in erster Linie ja auch um sie.

Denn die Gründung der Genossenschaft hängt ursächlich mit dem Bau des großen Verschiebebahnhofes in Osterfeld-Süd zusammen. „Dem Zudrang des für die Verwaltung und den Betrieb

einer solchen Großanlage erforderlichen Personals konnte der Wohnungsmarkt der Gemeinde Osterfeld naturgemäß nicht gewachsen sein“, heißt es in der aus Anlaß des 25jährigen Bestehens 1929 herausgebrachten Chronik. Und weiter: „Je stärker der Eisenbahnverkehr um die Jahrhundertwende zunahm, je mehr also auch die Zahl der Eisenbahnbediensteten wuchs, desto fühlbarer wurde der Mangel an Kleinwohnungen.“

Doch womit bauen, wenn nicht klauen? Mit finanzieller Hilfe von Eisenbahn und deren Pensionskasse können die Gründer sogleich ihre Absicht in die Tat umsetzen, familiengerechte Wohnungen bei tragbaren Mieten zu schaffen. An der Ecke Ketteler-/Freiligrathstraße, selbstverständlich in Osterfeld, wird im wahrsten Sinne des Wortes der Grundstein zum beispielhaften Erfolg der heutigen „GE-WO“ gelegt. In der Reichsbahndirektion Essen weiß man die für damalige Verhältnisse beachtlich hohe Qualität der von der „Osterfelder“, wie man das „Namens-Ungetüm“ fast liebevoll nannte, errichteten Wohnungen zu schätzen. Anstelle sonst allerorten anzutreffender – und von den Eisenbahnern überhaupt nicht aufzubringender – Mietpreise berechnet sich der Zins nach den tatsächlich angefallenen Kosten. „Ein Prinzip, das bis zum heutigen Tage Bestand hat“, erläutern die Vorstands-Mitglieder Egbert Grefrath und Dieter Joost den Begriff der „Kostenmiete“.

Schnell machte sich der „Spar- und Bauverein“ auch in den Nachbarstädten einen Namen. Eine Ausdehnung der Bauprojekte auf Essen, Mülheim, Hamborn, Emmerich und andere Städte in und nach den 20er Jahren ist daher

nur eine logische Konsequenz. Diese Expansion findet ihren Niederschlag in folgender Namensänderung: „Rheinisch-Westfälische Gemeinnützige Baugenossenschaft e.G.m.b.H Osterfeld in Westfalen“ – beileibe kein leichtes Brot für den damaligen Telefonisten.

Zur Zeit der Eingemeindung Osterfelds im Jahre 1929 kommt der Bergbau als zweiter gewichtiger Partner der Wohnungsbaugenossenschaft hinzu. Nach der Währungsreform 1948 schlägt die Stunde der Bewährung. Erneut, wie schon bei der Gründung, gilt es, den herbeiströmenden Menschen zu einem Dach über dem Kopf zu verhelfen. Diesmal sind es vor allem Flüchtlinge und Heimatvertriebene, denen der „Pütt“ die Möglichkeit zum Aufbau einer neuen Existenz bietet. „Ein Loch in die Erde, und rein den Beton“ lautet jetzt tatsächlich die Devise.

„Möglichst vielen Menschen in möglichst kurzer Zeit Wohnungen anbieten, die so preisgünstig wie nur eben möglich sind“, formuliert es Dieter Joost heute. In einem ungeheuren Kraftakt gelingt das fast Unmögliche. Weitflächige und zugleich kleinräumige Bergarbeiter-Siedlungen entstehen in den Bereichen Rothebusch, Klosterhardt und Tackenberg. Die Bautätigkeit der Genossenschaft steigert sich zu Rekordhöhen. Die absolute Spitze erreicht die „Osterfelder“ 1953 mit sage und schreibe 673 neu-, wiederauf- und ausgebauten Wohnungen. Nutznießer sind ausschließlich – wie auch heute noch – die Genossenschafts-Mitglieder, damals halt überwiegend beim Bergbau, bei der Bundesbahn und beim Hüttenwerk Oberhausen beschäftigt.

„Wer rastet, der rostet“ – diese Spruchweisheit war und ist die

Triebfeder des Handelns bei den Verantwortlichen im Vorstand und Aufsichtsrat der Genossenschaft. Das gilt vor allem für eine Persönlichkeit, die über Jahrzehnte die Entwicklung der heutigen „GE-WO“ entscheidend geprägt hat und deren Name mit der nach 1945 vollbrachten Wiederaufbau-Leistung auf das engste verbunden ist: *Jakob Plum*. Schon 1905 in den Vorstand gewählt, wird er bereits ein Jahr später zum geschäftsführenden Vorstand ernannt.

Die Nazi-Diktatur, der Wahnsinn des Zweiten Weltkrieges, der zerstörte Städte, Flüchtlingselend und Wohnungsnot hinterläßt, stehen einem ungebrochenen Lebenswillen der Menschen gegenüber. Der Zusammenbruch von 1945 weckt neue Hoffnungen auf ein Leben in Frieden und Freiheit, setzt Kräfte frei, die inmitten der Trümmerlandschaft einen Neubeginn wagen – auch und vor allem die von Jakob Plum. Der Aufbau unseres demokratischen Rechtsstaates ist begleitet von einem beispiellosen Wiederaufbau, den das Ausland als „Wirtschaftswunder“ bestaunt – und die „Osterfelder“ bestaunt Jakob Plum.

Binnen drei Tagen gibt es dann 1954 Anlaß zu Feierlichkeiten und tiefer Trauer gleichermaßen: Am 16. August kann man auf runde 50 Jahre Genossenschaft in Osterfeld zurückblicken, am 18. August löst die Nachricht vom Tode Jakob Plums große Bestürzung aus. Bis zum Schluß lenkte er die Geschicke. Geblieben ist die unauslöschliche Erinnerung an diesen Wohnungspolitiker der Tat und Pionier des sozialen Wohnungsbaus – und die nach ihm benannte „Jakob-Plum-Straße“ in seiner Wirkungsstätte, in Osterfeld.

*Green-Siedlung – früher und heute.*



Ein einschneidendes Ereignis, in vielfacher Hinsicht. Die letzten größeren Mietwohnungsbauprojekte der „Osterfelder“ sind das Wohnhaus am Personenbahnhof Osterfeld-Süd und die großzügige Bebauung der Fläche zwischen Berg- und Waisenhausstraße am früheren Nordbahnhof. Doch die stürmischen Zeiten sind endgültig vorbei. Anfang der 70er Jahre verzeichnet man erste Vorläufer jener Entwicklung, die die Oberhausener Stadtväter bis heute, jeden Tag auf's Neue, in Atem hält: Zehntausender, Stahlkrise, Millionen-Defizite der Bundesbahn – allesamt mit erschreckendem Personalabbau und immer drückenderen Finanzsorgen der öffentlichen Hand, was den Bereich des sozialen Wohnungsbaus betrifft, verbunden.

Und die „GE-WO“? Von Krisenstimmung keine Spur. Die Unternehmensleitung hat sich längst auf die neue Wohnungsmarktsituation eingestellt. Zum nach wie vor gültigen Motto vom „Rasten“ und „Rosten“ gesellt sich ein neues: Aus „Alt“-bau mach' „Neu“-bau! Nicht mehr die Quantität, die Qualität des Wohnraumes tritt deutlich in den Vordergrund. Neben dem Wohnungsneubau stehen gleichwertig die Erhaltung und Wohnwertverbesserung sowie der Ausbau der Wohnungen im Mittelpunkt.

Und der Erfolg läßt einmal mehr nicht lange auf sich warten: „Ich kann mich noch gut daran erinnern, wie ich mir als Referent im Düsseldorfer Städtebau-Ministerium das ‚GE-WO‘-Ausbau-Projekt des Hahnenviertels mit circa 300 Wohnungen im Oberhausener Südosten anschaute“, erinnert sich Dieter Joost, den im September '88 der Aufsichtsrat zum Nachfolger

des mittlerweile im Ruhestand lebenden Vorstands-Mitgliedes Hans Sibinger ernannte. „Ich war einfach so begeistert, daß ich mich spontan an den Schreibtisch setzte und das so genannte ‚Aktionsprogramm Ruhr‘ entwarf, das dann von 1980 bis 1984 zum Tragen kam. Mit Fug und Recht“, so resümiert Joost, „kann die ‚GE-WO‘ von sich behaupten, wegweisend für das ganze Land Nordrhein-Westfalen gewesen zu sein.“

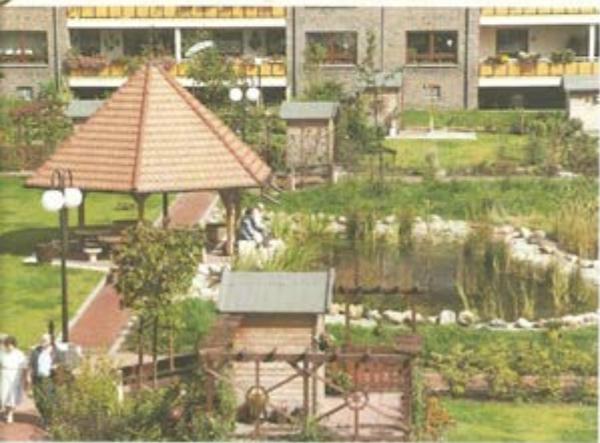
Was aber war da so „wegweisend“, was verbirgt sich hinter dem ominösen Begriff des „Ausbau“, vor allem aber: Welche Konsequenzen ergeben sich daraus für die Genossenschafts-Mitglieder, also für die Mieter, die tatsächlich Betroffenen?

Fragen über Fragen, die Egbert Grefrath auf seine Weise beantwortet. „Ich brauch' bitte mal die Wagenschlüssel“, läßt er seine Sekretärin wissen, und schon geht's im Fond des Firmenwagens zum „Tatort“ *Westerholtstraße*. Hier ist auf einer Entfernung von nicht mal zehn Metern der „vorher – nachher“ Effekt am stehenden Objekt nachzuvollziehen. „Lange Zeit wurden die ‚Zigarrenkisten‘, also die ‚uniformen Dreispänner‘ mit jeweils drei Wohnungen pro Etage einfach abgerissen, um an gleicher Stelle neue Häuser hochzuziehen“, erklärt das „GE-WO“-Vorstandsmitglied, während aus dem zur Straße liegenden Fenster eines typischen „nachher“-Prototyps ein älterer Herr freundlich die unerwartete Besucher-Gruppe grüßt.

„Der hat schon alles hinter sich“, erklärt Grefrath. „Alles“, das heißt: 15monatiges Umziehen. So lange dauert es nämlich, aus den „Zigarrenkisten“ mit ihren zwei Qua-



dratmeter großen Badezimmern und maximal zehn Quadratmeter großen Räumen schicke Wohnungen, die dem Begriff vom „Schöneren Wohnen“ in allen Belangen Rechnung tragen, zu zaubern. Wie es nebenan gerade passiert. Dabei wird, sofern eben möglich, die alte Bausubstanz stengelassen und modernisiert, der Grundriß der Wohnung aber komplett verändert, neu gestaltet, vor allem vergrößert. Nach der Devise „aus zwei mach' eine“ erstreckt sich beispielsweise eine



*Jacob Plum-Siedlung, entstanden in den 20er Jahren (Fotos links), heute Zeugnis der Allbau-Sanierung.*

schicke Maisonette-Wohnung über zwei Etagen, wo einst zwei Familien ein Zuhause fanden.

„Das nennt man Ausbau“, veranschaulicht Grefrath. „Die Grundmauern werden so weit wie möglich erhalten, innen bleibt aber so gut wie kein Stein auf dem anderen.“ Mehr als tausend Worte vermögen in diesem Zusammenhang vielleicht nackte Zahlen zu verdeutlichen: In einem Straßenzug,

wo einst 480 Wohnungen existierten, entstehen 360 neue. „Eine risikoreiche Angelegenheit, bei der sorgfältigste Planung und Kostenschätzung unerlässlich sind.“ Kehren die Mieter nach den 15 Monaten „Zwangsevakuierung“ aber zurück, erkennen sie ihre eigenen vier Wände nicht mehr wieder. Können sie auch gar nicht, denn wo einst die Kuckucksuhr an der Trennwand zum Nachbarn hing, findet jetzt die gemütliche Kuschelecke im großzügig dimensionierten Wohnzimmer Platz.

Welchen Rang diese Philosophie mittlerweile bei der „GE-WO“ eingenommen hat, wird in letzter Konsequenz beim Blick in die Geschäftsberichte der letzten Jahre deutlich: Lagen 1984 die Investitionen für Ausbau-Maßnahmen (5,9 Millionen Mark) und für Neubau-Projekte (4,5 Millionen) noch relativ eng beieinander, so sprechen die jüngsten Zahlen für das Jahr 1987 eine mehr als deutliche Sprache: Hier stehen nämlich fast 10,5 Millionen Ausbau-Märker einer „schlappen“ Million beim Neubau gegenüber!

Scharfe Rechtskurve, auf die Fahrbahn ist „Tempo 30“ gepinselt. Hinter der allee-artigen Baumbepflanzung lugt noch so gerade das Straßenschild hervor: „Jakob-Plum-Straße“. Aussteigen bitte! „Dem immer größer werdenden Freizeitwert, dem Begriff von der Wohnumfeldverbesserung Rechnung tragen – auch das haben wir uns auf die Fahne geschrieben“, versichert Egbert Grefrath und schließt mit einem dicken Schlüssel das Tor zum Garten der Träume auf.

Nein, das kann nicht die Ecke sein, wo vor gerade mal 30 Jahren uniforme Hochhaus-Kästen im tristen Grau in Grau standen, wo

mehr oder weniger talentierte Nachwuchs-Kicker die so typischen, für's Trocknen der Wäsche und Klopfen der Teppiche ungeeigneten praktischen Stahl-Rohre als Tore „mißbrauchten“. Und doch: sie ist es! Gepflegter Rasen à la „Wimbledon“, der eine zu jeder Parterre-Wohnung gehörende „Park“ noch farbenfroher als der andere, appetitanregende Obstbäume und Gemüse-Beete in den Gärten der Mieter, die in einer Etagen-Wohnung leben, kaum ein Balkon oder eine Terrasse ohne entsprechendes Mobiliar samt Grill, neben dem einladenden „Pilz“-Treffpunkt drehen die Räder einer Windmühle und die Fische im Feucht-Biotop ihre Runden – das muß man erst gesehen haben, um es zu glauben.

„Meinen Sie ja nicht, hier in Kürze 'ne Wohnung bekommen zu können“, raubt mir Dieter Joost jegliche Hoffnung, an diesem Idyll, nur fünf Minuten von Osterfelds City entfernt, teilhaben zu dürfen. „Die Wartelisten sind unendlich lang.“ Hätte einen auch gewundert, wenn nicht. „Eine Häuserzeile weiter entsteht Jakob-Plum-III“, das gleiche in Grün“, erläutert Grefrath – im wahrsten Sinne des Wortes.

Das ist es also, das „neue Beweisstück für Wohnqualität“. Nun, den Weg zur Stadthalle von Bonn-Bad Godesberg kennen die Vorstandsmitglieder der „GE-WO“ ja mittlerweile. Die nächste Gold-Plakette ist eigentlich nur noch eine Frage der Zeit. Bis dahin „hören“ wir nochmal Udo Jürgens, und wiederum, einmal mehr, hat er ja so Recht, indem er singt:

*„Schöner wohnen,  
man ist niemals allein –  
schöner wohnen,  
was könnt' herrlicher sein?“*

# KLEIN- KUNST

## *Kinder lernen in der Städtischen Malschule die Realisierung von Bildideen*

**MICHAEL PETRYKOWSKI**

Wenn in Oberhausen von einer kulturellen Einrichtung die Rede ist, die auch heute noch den Charakterzug des Einmaligen aufweisen kann, so muß damit zwangsläufig die Städtische Malschule gemeint sein. Sicher, die gesamte Kultur-Szenerie der Stadt ist im Laufe der vergangenen Jahre in erfreulicher Weise reich und anspruchsvoll geworden, ein Trend, der sich nicht ausnahmslos in den neu entstandenen Zentren des kreativen Schaffens abzeichnet. Die Malschule hingegen ist im eigentlichen Sinne nicht neu. Eher das Gegenteil ist der Fall, denn sie entstand ja sozusagen als „Experiment“ in einer Zeit, als Kultur in Oberhausen zwar schon groß geschrieben wurde, sich aber auf einige Hochburgen des Bildungsbürgertums – oder was dafür gehalten wurde – beschränkte. Nun, das historische Experiment „Malschule“ darf getrost als gelungen betrachtet werden, sie hat bis auf den heutigen Tag überlebt. Und: Wer etwas Vergleichbares in der Umgebung finden will, der muß eine weite Reise in Kauf nehmen. Auch heute noch.

Es war im Jahre 1967, während

der Ära des damaligen Kulturdezernenten und Vaters der Kurzfilmtage, Hilmar Hoffmann, als die Städtische Malschule in der Galerie Schloß Oberhausen aus der Taufe gehoben wurde. Die Frage lautete seinerzeit: Wie ist es möglich, mehr Leben in diese hehren Räume der feinen Künste zu bringen? Die Antwort war gewiß nicht einfach, und so mögen manche Galerie-Besucher dann recht überrascht dreingeblickt haben, als sie eines schönen Tages eine 25köpfige Kinderschar sahen, die in einer kleinen Ecke inmitten der Ausstellungen ungewollt zu Farbe und Pinsel griff. Die Kleinen malten ganz einfach Bilder. Das hatten die beiden Kunstpädagogen Klaus Pfothauer und Jürgen Hinninghofen in die Wege geleitet, und den Politikern blieb förmlich die Spucke weg. Eine Malschule im Museum war geboren. Sensationell, das gab es unter dem Motto „Museumspädagogik“ nur noch in einigen größeren Städten oder in Verbindung mit einer Kunsthochschule.

Die erste Resonanz ließ nicht lange auf sich warten: Die Besu-

cherzahl im Schloß, so wurde alsbald herausgefunden, stieg um zahlreiche Prozentpunkte, und prompt gab sich auch Dezernent Hilmar Hoffmann zuversichtlich, künftig mehr für die Malschule tun zu können. Das Angebot sollte erweitert werden, und die Unterrichtenden sollten nicht länger mit leeren Händen nach Hause gehen.

Später bekam die Malschule dann einen eigenen Raum in einem Nebengebäude des Schlosses, was nicht zuletzt der Initiative von Thomas Grochowiak zu verdanken war, dem damaligen Galerieleiter. So blieb der wichtige Kontakt mit dem Museum erhalten, gemeinsam besuchten die jungen Hobby-Künstler Ausstellungen, nahmen Anregungen auf, vertieften auf diese Weise ihr Verhältnis zur Kunst. Jürgen Hinninghofen erinnert sich: „Im Schloß, da gab es halt jenen unwahrscheinlichen Flair, der auch die Kinder tief beeindruckte. Obwohl dies ja inzwischen nicht mehr der Fall ist, so bin ich trotzdem stolz darauf, daß unsere Bemühungen stets auf fruchtbaren Boden gefallen sind.“

Verständlich, daß er gar nicht so glücklich war, als die Malschule im Jahre 1986 weichen mußte, weil das Museum durch das Ludwig-Institut bereichert wurde. Seit zwei Jahren fungiert ein separater Trakt in der Adolf-Feld-Schule gegenüber dem Evangelischen Gemeindezentrum an der Nohlstraße als neues Domizil. Das museumspädagogische Standbein ging somit verloren.

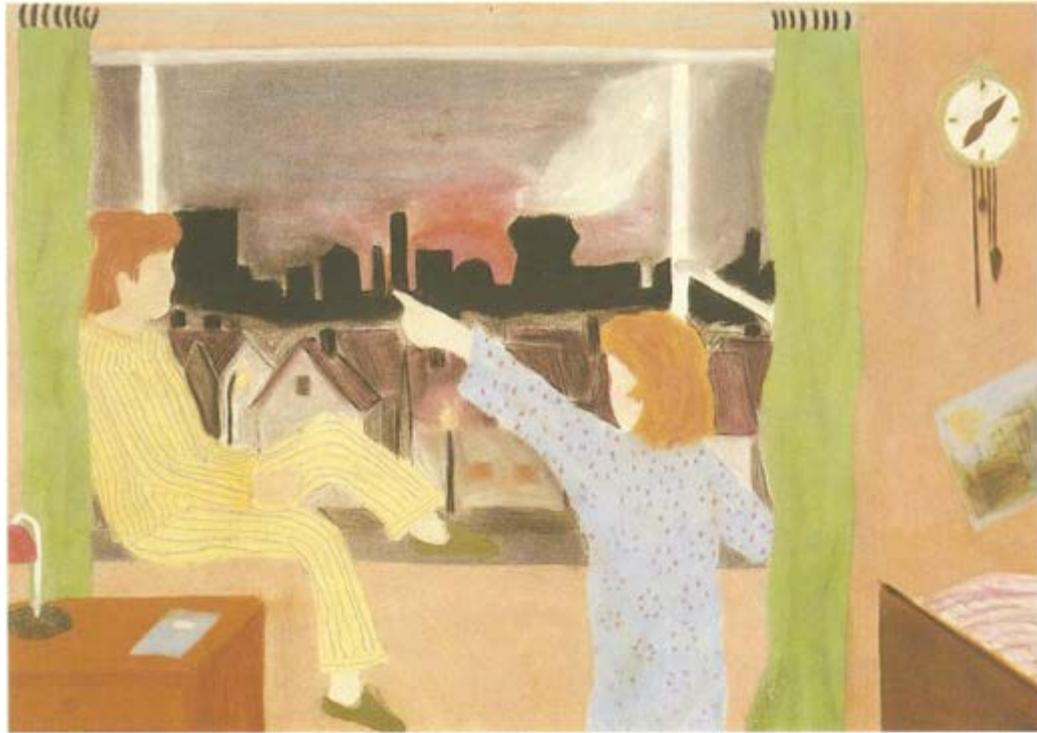
Dennoch, die Schule – die ja im Grunde gar keine ist – erfreute sich auch weiterhin großer Beliebtheit. Als Beweis mag nicht zuletzt die Tatsache dienen, daß seit



1976 auch Kurse in Sterkrade und Osterfeld angeboten werden. Inzwischen ist deren Zahl auf 19 angewachsen, einmal in der Woche treffen sich die Kunst-Junioren im Alter von 5 bis 18 Jahren zum kreativen Stelldichein. Und wer sind jene Beflissenen? „Grundsätzlich ist der Bedarf, bei uns mitzumachen, ja bei allen jungen Menschen da“, meint Jürgen Hinninghofen, „ein gewisses musisches Defizit ist bei den meisten einfach unübersehbar.“ Am stärksten vertreten ist naturgemäß die Gruppe der Vor- und Grundschüler, daneben kommen vorwiegend die, die eine höhere Schule besuchen. Insgesamt stellen rund 450 Kinder und Jugendliche pro Jahr ihre künstlerischen Fähigkeiten auf die Probe; was allerdings nicht ganz so wörtlich zu nehmen ist, denn Spaß und Freud' an der Sache stehen in der Malschule selbstverständlich im Vordergrund. Was Jürgen Hinninghofen sowie seine Kolleginnen und Kollegen sich wünschen, ist die verstärkte Arbeit mit den „typischen Kindern aus Oberhausen“, wie er es ausdrückt. Das heißt, er drängt an die Basis der Bevölkerung, will an die herankommen, die im Zeitalter des oberflächlichen Konsums und der Flut neuer Medien immer schwerer zu erreichen sind. Sein Ziel: Jeder soll kommen, ein Bild malen oder irgendetwas anderes gestalten, denn der Möglichkeiten gibt es ja genug. Ob es nun Radierungen, Tonarbeiten, Linolschnitte, Aquarelle, Federzeichnungen oder Plastiken aus Speckstein sind, hier können und sollen eigene Ideen und Vorstellungen freien Lauf genießen. Dies stets vor dem Hintergrund, abseits von dem zu arbeiten, wie es in der Schule läuft. Hinninghofen erläu-

tert: „In der Malschule soll mit einer gemeinsamen Sache ein gemeinsames Gefühl erzeugt werden.“ Noch konkreter ausgedrückt: Hier wird die Möglichkeit geboten, durch den Umgang mit künstlerischen Mitteln zu einer eigenen Bildsprache zu finden. In einer Zeit der Überbetonung des begrifflichen Denkens und Wissens scheint es den Lehrenden umso notwendiger, bei Kindern und Jugendlichen die Entwicklung der eigenen Bildsprache voranzutreiben. Denn Kommunikation, so ist allgemein bekannt, läßt sich auch mit Hilfe von Symbolen und Zeichen durchführen, die sich in Gebärden, Bildern oder Musik ausdrücken. Ein zweiter Aspekt: Kinder lassen den formalen Aufbau – beispielsweise beim Malen – noch unberücksichtigt und betonen den Inhalt. Diese Einstellung ändert sich im Laufe der Zeit automatisch. Daher vermittelt die Malschule über das Ansprechen der Gefühls- und Phantasiekräfte hinaus auch die praktischen Fähigkeiten und Fertigkeiten in formaler und technischer Hinsicht.

Als weitere wesentliche Aufgabe nennt Jürgen Hinninghofen die direkte Begegnung der Schüler mit dem Kunstwerk. Auch wenn die unmittelbare Nähe zur Galerie nicht mehr gegeben ist, so muß der Zugang zur Kunst doch erschlossen werden. Ziel müsse es sein, das Resultat eines künstlerischen Prozesses nicht billig und bequem zu konsumieren, sondern produktiv zu sein, Phantasie zu entwickeln, um nach den Brechtischen Worten seine eigene Erfahrung der des Künstlers zuzugesellen oder entgegenzuhalten. Kurz: Aus dem kleinen Kreis der Kenner soll der große Kreis der Kenner





gemacht werden. Und gerade dies ist nach Hinninghofens Ansicht in Oberhausen eine dankbare, wenn auch schwierige Aufgabe.

Um eventuellen Mißverständnissen vorzubeugen: Die Malschule soll nicht etwa als eine Art Talentschmiede ihre Triumphe feiern, wenn aus ihr auch schon wahre Könner hervorgegangen sind. Kein Wunder, denn vielen gefällt es so gut, daß sie sage und schreibe zehn Jahre lang dabei bleiben und ihre Fähigkeiten bis zu einer gewissen Reife ausbauen.

Was den Köpfen der Kinder und Jugendlichen so alles entsprungen ist, durfte und sollte schon oft in der Öffentlichkeit bestaunt werden. So wurden zum Beispiel sämtliche Entwürfe zur Schaufenstergestaltung eines großen Kaufhauses geliefert, das zu einem Malwettbewerb aufgerufen hatte. Der bekannte japanische Trickfilmer Yoji Kuri, der die Malschule während der Westdeutschen Kurzfilmtage kennenlernte, lud im Jahr 1968 zu Ausstellungen in Schulen und Galerien in Tokio ein. Und das Theater Oberhausen wählte das Bild eines Malschülers gar für den Prospekt eines Märchenspiels aus.

Andere Beispiele für die vielfältigen Malschul-Aktivitäten – wozu neben dem Malen wie erwähnt nahezu sämtliche Techniken künstlerischer Betätigung zählen – sind kleine Ausstellungen im Rathaus, in Schulen, in Büchereien und zahlreichen Institutionen, die das öffentliche Leben repräsentieren. Gezeigt wurden die sehenswerten Exponate sogar in unserer englischen Partnerstadt Middlesbrough und in der tschechischen Stadt Kromeriz. Bleibt zu hoffen, daß bald auch Saporoshje an der Reihe ist. In den Jahren

1974 bis 1984 gab die Malschule sogar einen eigenen Kalender heraus, eine Augenweide auch für den Fachmann. Unvergessen ist die Übergabe des ersten Exemplares an Alt-Oberbürgermeisterin Luise Albertz. Und schließlich dürfen auch nicht die „großen Ausstellungen“ im Schloß vergessen werden, die beim kunstinteressierten Publikum immer auf Respekt und Anerkennung stießen. Die Liste der Belobigungen ließe sich noch lange fortsetzen. Wer Interesse hat, der kann sich übrigens ein buntes Kaleidoskop der Malschul-Ergebnisse in der Artothek ausleihen.

Ein Fazit möge an dieser Stelle erlaubt sein: Die Städtische Malschule ist trotz ihrer langen „Karriere“ noch immer nicht erstarrt, ihr Herz pocht nach wie vor in kerngesundem Rhythmus, angetrieben vom frischen Atem des phantasievollen Schaffens all ihrer Mitwirkenden. Eine Menge haben Jürgen Hinninghofen und seine Mitstreiter noch vor. Ihr Konzept für kommende Zeiten haben sie dem neuen Kulturdezernenten dieser Stadt bereits auf den Tisch gelegt. Und wer den Idealismus der „Veteranen“ kennt, der wird mit Sicherheit nicht daran zweifeln, daß sie ihre Pläne auch in die Tat umsetzen. Natürlich in Malschul-Manier. Und mit vergleichsweise wenig Geld; ein Thema, das bei Jürgen Hinninghofen mitunter schon ein zermürbendes Kopfweh erzeugt. Aber, so gibt sich der „ehrenamtliche Leiter“ zuversichtlich, auch wenn diese Institution gar nicht einmal selbstverständlich ist, an Geld kann und darf sie letztendlich nicht scheitern. Das 25jährige Jubiläum „seiner Malschule“ möchte der Styruer jedenfalls noch miterleben.



# JAGD AUF KNÜLLER UND ANNONCEN

*Oberhausener Schülerpresse –  
gedrucktes Forum für  
Fun und Frust*

**MARCUS TEPPER**

Sie gehört zum Leben eines Schülers wie Zeugnis oder Abschreiben: die Schülerzeitung. An den Oberhausener Schulen erscheinen zur Zeit etwa zwölf Zeitungen in mehr oder weniger regelmäßigen Abständen. In den Redaktionen finden sich Schüler der unterschiedlichsten Altersstufen zusammen, um ihre Mitschüler zu unterhalten, zu informieren und zu kritischem Denken anzuregen.

Die Landschaft der Oberhausener Schülerzeitungen ist bunt, das wird bereits an den Namen der einzelnen Zeitungen deutlich: „Vanessas Zeitgeist, Inside, Impulse, Heiße Kartoffel und Neuland“, um nur einige Zeitungen zu nennen; sie garantieren eine unterhaltsame Themenvielfalt. Bei der Auswahl dieser Themen spielen die persönlichen Interessen, Hobbies und Meinungen des einzelnen Redakteurs eine große Rolle. Anhand des Beispiels der jüngsten Ausgabe der Schülerzeitung

„Inside“, die am Heinrich-Heine-Gymnasium erscheint, wird dies besonders deutlich: Einer der Redakteure spielt in seiner Freizeit Tennis, also hat er einen Artikel über die Oberhausener Tennisclubs geschrieben. Ein anderer Schüler schreibt gerne Geschichten: Er darf sich in der Schülerzeitung in seinem „Hobby“ austoben, indem er einen Fortsetzungsroman schreibt. Der Fotoamateur in der Redaktion wird dazu „verdonnert“, die einzelnen Artikel mit passenden Fotos aufzulockern.

Ein älterer Schüler hat sich in seinem Bericht mit der Verlängerung der Wehrpflicht auseinandergesetzt, während sein Freund sich kritisch mit der Schulpolitik beschäftigt hat. Der „Knüller“ dieser Ausgabe ist aber ein Interview mit Bundespräsident Richard von Weizsäcker, das einer der Redakteure auf dem alljährlich stattfindenden Jugendempfang des Bundespräsidenten mit ihm geführt

hat. Daneben runden Witze, Rätsel, eine Lehrerkarikatur sowie einige wertvolle und unterhaltsame Lehrerzitate das Bild dieser Ausgabe ab.

Wenn alle Artikel geschrieben sind, geht man daran, die Zeitung druckfertig zu machen: Alle Artikel werden noch einmal sauber abgetippt, die Druckvorlagen der Anzeigenkunden sowie die Fotos werden aufgeklebt und am Ende wird alles noch einmal fotokopiert, der Fachmann nennt diesen Vorgang „Layout“. Die fertige Druckvorlage wird dann an die Druckerei gegeben, die dann die restliche Arbeit, also Druck und Einband der Zeitung übernimmt.

Meistens sind es kleinere Betriebe, die sich mittlerweile ganz auf den Druck von Schüler- und Vereinszeitungen spezialisiert haben.

Die Druckerei schickt die fertige Auflage dann per Post an die Schülerzeitungsredaktion zurück, die dann die, zumeist kostenlose Verteilung an die Mitschüler übernimmt.

Die Auflagen der einzelnen Zeitungen bewegen sich zwischen 800 und 5.000 Exemplaren. Zum Teil wird eine Zeitung an zwei benachbarten Schulen verteilt, so daß die Gesamtheit aller Oberhausener Schülerzeitungen flächendeckend arbeitet. Jeder Oberhausener Schüler erhält also mehr oder weniger regelmäßig (3–4 Mal im Jahr) „seine“ Schülerzeitung.

Der Umfang der einzelnen Zeitungen bewegt sich im Durchschnitt zwischen 28 und 36 Seiten, das hängt davon ab, wie fleißig die Redakteure waren und wieviel Geld in der Redaktionskasse ist.

Der finanzielle Aspekt spielt nämlich auch bei Schülerzeitungen eine wichtige Rolle: Da die



meisten Zeitungen kostenlos verteilt werden, muß die Finanzierung also zu 100 v.H. über Einnahmen aus Anzeigen in der Zeitung erfolgen. Von diesen Einnahmen hängt es ab, ob und in welcher Auflagenstärke und mit welcher Seitenzahl die Zeitung erscheinen kann. Man kann sich also nur zu gut vorstellen, daß das Amt des „Anzeigenredakteurs“ keineswegs „vergnügungssteuerpflichtig“ ist: Von seiner Arbeit hängen das Wohl und Wehe und nicht zuletzt die Existenz der Schülerzeitung ab. Dazu kommt noch, daß der Anzeigenmarkt in Oberhausen heiß umkämpft ist, da zur Zeit sehr viele Schülerzeitungen um die Gunst der Anzeigenkunden werben und ständig neue Zeitungen auf den Markt drängen.

Der Anzeigenredakteur braucht also Geduld und eine gehörige Portion Überredungskunst. Man kann sich vorstellen, daß sich bei dem armen Schüler oft tiefe Frustration einstellt. Nichtsdestotrotz grenzt es dann schon an ein Wunder, wenn es der Anzeigenredakteur nach endlosem „Klinkenputzen“ doch wieder einmal geschafft hat, das Geld für die nächste Ausgabe aufzutreiben. Die Frustration macht dann einer Euphorie Platz: Endlich kann man sich wieder in die Arbeit für die nächste Ausgabe stürzen. Die Arbeit des Anzeigenredakteurs ist also nicht hoch genug einzuschätzen, bedenkt man, daß er pro Ausgabe ungefähr 1.000,- bis 1.500,- DM „auftreiben“ muß. Fragt man den Chefredakteur einer Schülerzeitung nach seinen größten Problemen, so wird man wahrscheinlich als Antwort bekommen, daß die große Konkurrenz, die auf dem Oberhausener Schülerzei-

*Wie ihre gestandenen Kollegen freuen sich die Jungredakteure auf die neueste Ausgabe ihrer Zeitung.*



tungsmarkt herrscht, von jedem Redakteur eine sorgfältige und gute Arbeit verlangt. Neben dem bereits erwähnten Finanzproblem muß man die Oberhausener Schüler mit einem besonderen „Knüller“ zum Lesen anreizen. Dieser Knüller besteht meistens in einem Interview mit einer bekannten Persönlichkeit aus Politik, Show oder Sport. Man kann sich vorstellen, daß es für einen Schüler recht schwer ist, an solche Personen heranzukommen. Auch hier sind wieder Geduld, Überredungskunst und nicht zuletzt eine gehörige Portion Selbstvertrauen gefordert, will man einen dieser „Knüller“ für seine Zeitung bekommen. Ein Beispiel: Ein Redakteur der Sterkrader Schülerzeitung „Target“ wartet zwei geschlagene Stunden auf seinen Interviewpartner Dieter Hildebrandt. Vorangegangen war eine Lesung aus seinem neuesten Buch in der Volkshochschule. Während dieser zwei Stunden, in denen der Schüler tapfer ausharrte, hatte er sich mit Saalordnern, dem Hausmeister und zahlreichen anderen Mandatsträgern auseinandergesetzt, bis er dann schließlich seinen Interviewpartner kommen sah. Dieter Hildebrandt war dann sehr freundlich und aufgeschlossen, so daß der Redakteur am Ende doch noch zu seinem Interview kam.

Ein weiteres Problem der Schülerzeitungen ist das Desinteresse und die Lustlosigkeit vieler Mitschüler. Bei den Redakteuren machen sich Wut und Frust breit, wenn sie sehen, daß ihre Mitschüler die mit so viel Mühe und Aufwand produzierte Zeitung ungelesen in den Papierkorb werfen. Auf Leserbriefe oder gar konstruktive Kritik warten die meisten Oberhausener Schülerredaktionen ver-

geblich. Mittlerweile hat sich aber ein Problem gelöst: Trotz des Desinteresses von vielen Mitschülern finden sich immer wieder junge Schüler bereit, die Arbeit der Redakteure, die die Schule mit Abitur, Haupt- oder Realschulabschluß verlassen, fortzuführen. Nachwuchssorgen hat man also glücklicherweise bei den Oberhausener Schülerzeitungen nicht. Bei Lehrern und Eltern findet die journalistische Aktivität der Zöglinge zum größten Teil eine positive Resonanz: Lehrer und Eltern unterstützen die Jungredakteure vielfach bei ihrer Arbeit, geben Ratschläge und äußern konstruktive Kritik.

Zensur von seiten der Schulleitung gibt es nicht. Das liegt zum einen daran, daß man in den Direktoren der Schulen viele Dinge nicht mehr so eng sieht, wie noch vor etwa zehn Jahren und zum anderen, daß die Schülerzeitungen längst nicht mehr den revolutionären Charakter haben wie in den sechziger und siebziger Jahren. In den Redaktionen hat ein sachlicher Ton Einzug gehalten; vorbei sind die Zeiten der Polemik und Radikalität.

In Oberhausen ist man bemüht, den Konkurrenzkampf zwischen den Redaktionen zu beenden: Einmal vierteljährlich treffen sich die Vertreter aller Oberhausener Schülerzeitungen zum Erfahrungsaustausch und zur Beratung aktueller Fragen. Dabei werden

Absprachen und Anzeigenpreise getroffen sowie ein faires Umgehen miteinander vereinbart. So hat man sich in Oberhausen auf eine Art „friedliche Koexistenz“ in den Reihen der Schülerzeitungen einigen können.

Oberhausener Schülerzeitungen und ihre Macher sind mittlerweile auch über die Stadtgrenze hinaus bekannt: Im Schülerzeitungswettbewerb des Rheinischen Giro- und Sparkassenverbandes belegte die Sterkrader Schülerzeitung „Target“, die am Sophie-Scholl-Gymnasium erscheint, einen 3. Platz. Ihr Chefredakteur Jens Benninghoff wurde im Anschluß an dieses hervorragende Abschneiden in die Sendung „RIFF“ des WDR eingeladen, um dort über die Arbeit von Schülerzeitungen zu plaudern.

Die Oberhausener Schülerzeitungen sind auch in den Dachverbänden der Jugendpresse vertreten: So ist zum Beispiel der Vorsitzende der „Jungen Presse Nordrhein Westfalen“, das ist der Landesverband der Schüler- und Jugendzeitungen, ein Schüler des Freiherr-vom-Stein-Gymnasiums: Marc Mulla. An diesem Gymnasium erscheint die auflagenstärkste Oberhausener Schülerzeitung „Vanessas Zeitgeist“ mit einer Auflage von 5.000 Stück.

Will man am Ende ein Resümee über die Arbeit der Oberhausener Schülerzeitungen ziehen, so muß man sagen, daß sie ein wichtiger Beitrag zur Jugendkultur in unserer Stadt ist. Man findet eine breite und bunte Themenpalette vor, die Meinungsvielfalt ist beeindruckend. Man kann davon ausgehen, daß auch in Zukunft eine anspruchsvolle Schülerzeitungsarbeit in Oberhausen gemacht werden wird.

# DIE SANFTEN IDEEN DER MARIA MONTESSORI

*Erziehungskonzept der Selbstentfaltung  
stellt sich an der Elsa-Bränd-  
ström-Schule zur Wahl*

FRANK EISENHARDT

Obwohl es längst zur Stunde geschellt hat, macht in der Klasse 5M des Elsa-Brändström-Gymnasiums offensichtlich jeder, was er will. An dem einen Tisch kreist der Würfelbecher, nebenan sitzt ein Mädchen allein, den Hörer eines Kassettenrekorders aufgesetzt, ihr gegenüber haben sich zwei zum fröhlichen Kartenspiel zusammgefunden. Klassenlehrerin Brigitte Fontain betrachtet das Treiben ruhig und gelassen. Sie hält sich bewußt im Hintergrund, denn der Stundenplan sieht „Freiarbeit“ vor.

Bei der freien Arbeit handelt es sich jedoch nicht um Beschäftigungstherapie, mit der eine Vertretungsstunde über die Zeit gebracht werden soll, für die 32 Jungen und Mädchen der 5M ist das Spiel Ernst.

Es war die italienische Ärztin und Erzieherin Maria Montessori (1870 bis 1952), die in ihren Arbeiten mit Kindern feststellte, daß

diese über enorme individuelle Fähigkeiten verfügen, die in der Welt der Erwachsenen nicht deutlich werden. Sie beobachtete, daß Kinder bei einer frei gewählten Aufgabe ausdauernd und konzentriert arbeiten können.

Anders als bei Erwachsenen ver-schwimmt bei den Kindern der Unterschied zwischen Spiel und Wirklichkeit; sie vergessen bisweilen ihre Umwelt. Maria Montessori nannte diese Entscheidung die „Polarisierung der Aufmerksamkeit“. Sie ließ die Kinder bewußt Erfahrungen durch selbstgewählte Beschäftigungen sammeln und legte dabei großen Wert auf die Beteiligung von Kopf und Hand. Kurz gesagt: Die Kinder lernten spielend lernen.

Das pädagogische Konzept der italienischen Ärztin wird an dem Oberhausener Elsa-Brändström-Gymnasium seit dem Schuljahr 1988/89 in der M-Klasse (M = Montessori) in die Praxis umge-

setzt. In dem Zusammenhang bildet die Freiarbeit einen wesentlichen Bestandteil. Wenn zum Beispiel bei Stephan, Christian und Özgür der Würfelbecher die Runde macht, dann geht es natürlich nicht um kurzweilige Entspannung. Die drei haben sich mit der selbstgewählten Beschäftigung eine Aufgabe gestellt. Wenn die Würfel gefallen sind, ziehen sie entsprechende Karten mit komplizierten Wörtern und Begriffen. Eine Eieruhr gibt die Zeit vor, in der sie im Duden oder im Atlas nachschlagen und dabei ihr Wissen erweitern sollen. Wer als erster das Zielfeld des Spielbrettes durch Würfelglück und gekonnten Umgang mit den Büchern erreicht hat, dem gebührt eine Krone, er darf sich „Dudenkönig“ nennen. Das erarbeitete Wissen wird schriftlich aufgearbeitet und von jedem Kind in einer Mappe archiviert.

Am „Elsa“ werden im Montessori-Zweig vier bis sechs Stunden der Freiarbeit pro Woche angeboten. In der Zeit wählen die Schüler aus der umfangreichen Palette des zur Verfügung stehenden Arbeitsmaterials ihre Aufgaben. Beim selbständigen Lösen und Handeln bleibt für die betreuenden Pädagogen in erster Linie die ermunternde Aufforderung: „Hilf mir, es selbst zu tun!“

Früh auf die eigenen Füße gestellt, soll den Montessori-Elven der Weg zu wissenschaftlichen Arbeitsmethoden geebnet werden. Schulleiterin Erika Risse betrachtet das Konzept des M-Zweiges als eine nicht zu unterschätzende Vorbereitung für die gymnasiale Oberstufe und die Erfordernisse eines Universitätsstudiums. Ausgangspunkt für die Bildung eines Montessori-Zweiges an dem Ober-

hausener Gymnasium war das Klagen vieler Pädagogen und Pädagoginnen über die Defizite der Schülerinnen und Schüler beim konzentrierten Lernen. Das Thema „Lernen lernen“ hat Schulleiterin Risse vor etwa zwei Jahren dann auf die Tagesordnung der Konferenzen des Kollegiums gesetzt.

Das Konzept Maria Montessoris bot sich auf den ersten Blick nicht zur Nachahmung am „Elsa“ an. Die Italienerin hat vornehmlich in Kindergärten, mit Kindern im Grundschulalter und Behinderten gearbeitet. Erst seit Beginn der 80er Jahre gibt es in der Bundesrepublik Bemühungen, die Ideen auch in die Sekundarstufe hineinzugetragen. Diesbezügliche Pionierarbeit leistete in erster Linie eine Krefelder Gesamtschule.

Als Fürsprecherin für die neuartige Konzeption konnte Erika Risse auftreten, die in jenen Tagen ihre Ausbildung zur Montessori-Lehrerin bereits hinter sich hatte; zwei Kollegen nahmen damals an einer entsprechenden Bildungsmaßnahme teil.

Nach lebhaften Diskussionen im Kollegium votierten bei einer geheimen Abstimmung zwei Drittel der Pädagogen für die Einführung eines solchen Zweiges.

Hundert Prozent Übereinstimmung herrschte dahingehend, daß es bei der Erweiterung des schulischen Angebots nicht vorrangig um eine neue Methode geht, sondern um die Idee, das Kind in den Mittelpunkt zu stellen.

Enorm war die Resonanz, als das „Elsa“ vor zwei Jahren das Interesse an dem Zweig bei den Eltern der Grundschüler nachfragte: Nahezu 200 nahmen an der ersten Informationsveranstaltung teil. Nicht alle blieben bei der Stange.

Beim offiziellen Anmeldetermin in diesem Jahr gab es noch weit mehr Bewerber aus Groß-Oberhausen und den Nachbarstädten, als Plätze vorhanden waren; nicht alle Kinder konnten berücksichtigt werden. Mit 32 Kindern ist die Klasse bis auf den letzten Platz gefüllt.

Erika Risse zur Zusammensetzung der Klasse 5M: „Wir sind froh darüber, daß die Kinder aus unterschiedlichen sozialen Schichten stammen, denn wir wollten die Bildung einer elitären Gruppe auf jeden Fall vermeiden.“

Für die Eltern der aufgenommenen Kinder war die Wahl des neuartigen Zweiges für ihre Kinder mit zusätzlichem Aufwand verbunden. Aktive Mitarbeiter war Bedingung für die Berücksichtigung der Kinder: Die Eltern müs-

*Spielend lernen, aber das Spiel ist Ernst.*





sen bei der Herstellung der Lernmittel zur Hand gehen. Ferner werden sie mit einem Obulus in Höhe von 60 DM pro Schuljahr zur Kasse gebeten. Für die zusätzlich anfallenden Kosten heißt es in der Begründung des „Schulgeldes“, der Stadtsäckel kann angesichts der fiskalischen Probleme der Kommune jährlich mit nur 300 DM belastet werden.

Die Eltern sind es auch, die über einen Förderverein 20 Prozent der Gehaltszahlung für einen vorher arbeitslosen Lehrer aufbringen (80 Prozent zahlt das Arbeitsamt), der im Rahmen einer Arbeitsbeschaffungsmaßnahme das Montessori-Projekt besonders betreut. Insgesamt 17 Mitglieder des Elsa-Kollegiums haben sich mittlerweile dem M-Konzept verschrieben, der AB-Kraft Eric Heidepriem fällt schwerpunktmäßig die Aufgabe zu, die Ausrüstung des speziellen Montessori-Büros federführend zu betreuen. Trotz der vom normalen Unterrichtsvolumen abgezackten Freistunden müssen die Montessori-Schüler/innen nach sechs Jahren Sekundarstufe I die gleichen schulischen Leistungen erbringen wie die gleichaltrigen Kinder in den Parallelklassen.

Was deren Fähigkeiten angeht, da sieht die Schulleiterin die Montessori-Absolventen für die Zukunft bestens gerüstet. Sie werden gelernt haben zu lernen und werden damit für die Oberstufe bestens gerüstet sein.

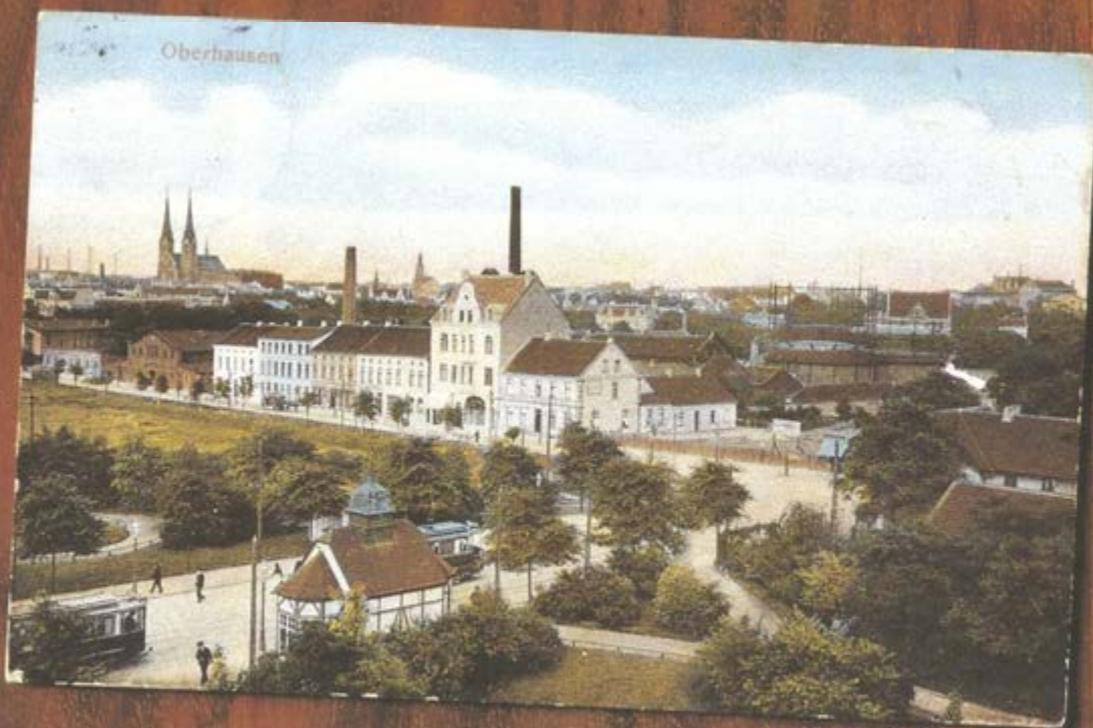
Für die nahe Zukunft wünscht sich Erika Risse, daß das Beispiel des Elsa-Brändström Gymnasiums in Oberhausen Schule macht. Sie hofft darauf, daß möglichst bald eine hiesige Grundschule das pädagogische Konzept anwendet: „Das wäre ein ideales Fundament für unsere Arbeit.“



# GRÜSSE VON ANNO DAZUMAL

*Oberhausen auf alten  
Ansichtskarten*

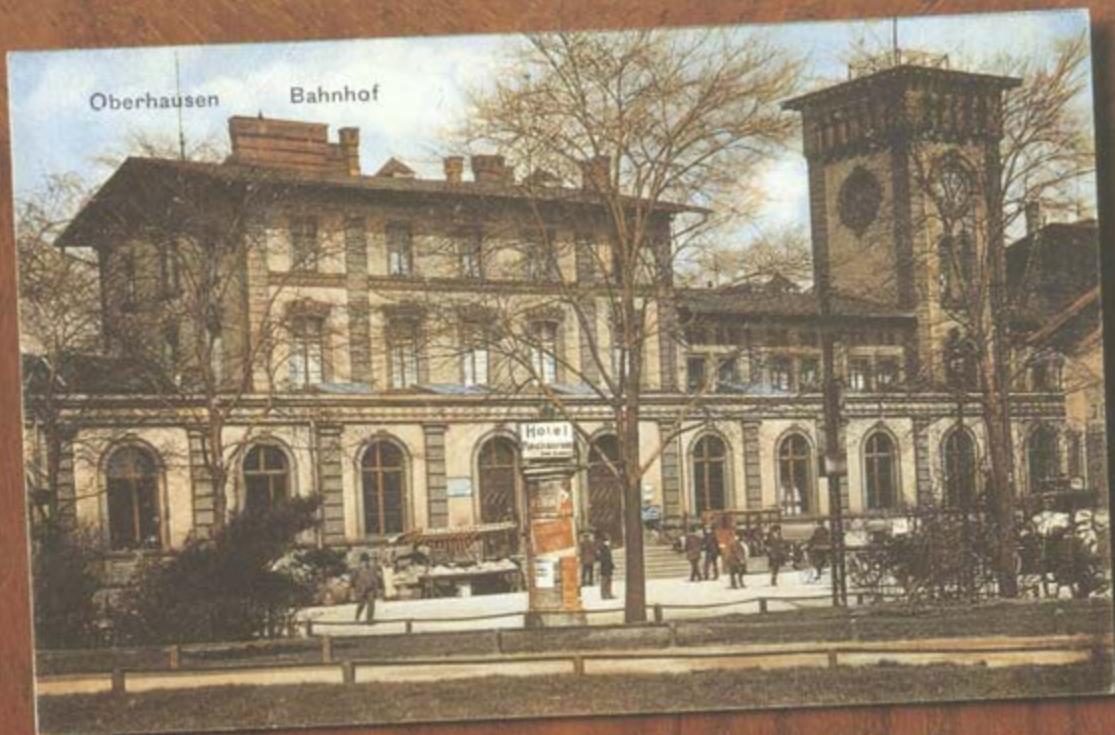
AUS DEM ARCHIV VON MARITA ARNTZ



*Bahnhofsvorplatz 1903.*



*Friedrich-Karl-Straße um 1922 - Das erste Oberhausener Stadtbad am Ebertplatz - erbaut 1895.*



*Centralbahnhof, erbaut 1888 als dritter Oberhausener Bahnhof · Marienkirche um 1900 an der Mülheimer Straße.*



Gruss aus Oberhausen. Marktplatz mit Siegesäule. 11/6.02  
 Herzlichen Gruss sendet Frau v. P. Braschoss.

*Handwritten:* Ernst von Braschoss

Schloß Oberhausen. 1818 fertiggestellt am alten Emscherarm · Altmarkt mit Siegesäule um 1902.

# HANDEL IM WANDEL

*Neustrukturierung der Oberhausener  
Wirtschaft fordert vom Groß- und  
Einzelhandel überregional aus-  
strahlende Marketing-  
konzepte*

**IRMHILD PIAM**

Wohl und Wehe einer Stadt – der Handel in Oberhausen ist ein Spiegelbild dafür. Als im Februar vergangenen Jahres die Krise ihre Hand über unserer Stadt ausstreckte, versetzte die Hiobsbotschaft, daß die Betriebsstillegungen bei der Thyssen Stahl AG einen Verlust von 3000 Arbeitsplätzen bedeutete, auch den Oberhausener Einzelhandel in Angst und Schrecken. Ohnehin mit den Nachbarstädten im herben Konkurrenzkampf, sah der Handel bittere Umsatzverluste auf sich zukommen. Aber die düsteren Aussichten bekamen schließlich einen rosigen Hoffnungsschimmer: Die Kaufmannschaft und ihre Verbände und Interessengemeinschaften erkannten bald, daß ein Verharren im Protest nichts bringen würde. Man sah die Chancen eines Neubeginns, um die Lebenskraft des Einzelhandels wieder auf Touren zu bringen. Strukturwandel heißt die Devise: Der Handel macht

sich auf einen sicherlich nicht leichten, bisweilen von manchen Stolpersteinen gepflasterten Weg „an neue Ufer“. Um dort jedoch erfolgreich „Land zu gewinnen“, bedarf es noch großer Anstrengungen, die Dynamik, Flexibilität, Öffnung nach außen und Geschlossenheit in den eigenen Reihen bei Ausklammerung manchen klein-karierten Konkurrenzdenkens verlangen.

Oberhausen befindet sich in der Offensive. Die ersten Anstrengungen, sich als Stadt mit ihren vielen Vorteilen als Standort, der über hervorragende Verkehrsverbindungen verfügt, ins Licht zu rücken und endlich alle Zurückhaltung abzulegen, haben erste Früchte getragen. Zwar gibt es augenblicklich noch mehr Interesse als feste Zusagen, aber der richtige Pfad ist beschritten. Ein deutscher Warenhauskonzern will auf dem ehemaligen Werksgelände von Thyssen ein zentrales Aus-

lieferungslager mit mehreren hundert Beschäftigten errichten. Ein weiteres Großunternehmen des Einzelhandels hat ein Auge auf das geräumte Werksgelände der GHH in Sterkrade, möchte hier ein Einzelhandelszentrum mit über 20000 qm Fläche erstellen, vielleicht in städtebaulicher und kommerzieller Verbindung mit dem geplanten Einkaufszentrum am Kleinen Markt. Ein amerikanischer Spielwarenmarkt, von der einschlägigen Branche mit Argwohn begleitet, möchte in Buschhausen heimisch werden.

Der Strukturwandel, bei dem die Industrie immer mehr an Bedeutung verlor, hat sich in Oberhausen nicht so schnell vollzogen wie in den Nachbarstädten. In unserer Stadt, die mit rund 220000 Einwohnern auf 77 Quadratkilometern zweieinhalbmal so dicht besiedelt ist wie das Ruhrgebiet, dominiert immer noch die Produktion. Der tertiäre Sektor, in dem 55 v.H. der Oberhausener Beschäftigten tätig sind, hat immer noch nicht das Gewicht wie in den Nachbarstädten erreicht, obwohl der Anteil seit 1950 um etwa 25 Prozentpunkte gesteigert werden konnte. Die Anstrengungen waren zwar da in den letzten Jahrzehnten, wurden aber nicht forsch genug, bisweilen halbherzig vorangetrieben. Entscheidenden Anteil daran hatte die Industrie, die Freiflächen ungenutzt brach liegen ließ und sich auch nicht davon trennen mochte, um mittelständischen Unternehmen die Möglichkeit zur Ansiedlung zu geben. Ein großes Problem waren außerdem die Altlasten. Die Sanierung der Böden kostete Millionen, die die ohnehin finanziell arg gebeutelte Stadt vor große Schwierigkeiten stellen. Eins der ersten



*Einkaufszentren um die Jahrhundertwende.*

Beispiele, wie der Handel freige-wordene Industrieflächen nutzen kann, gab der Bau des Bero-Centers auf dem ehemaligen Gelände der Schachanlage Concordia. Die Oberhausener Kaufmannschaft war geschockt, als das Einkaufszentrum 1971 eröffnete. Heute sieht der Einzelhandel solche Ansiedlungen mit anderen Augen.

Ein Heimatkundler, der in der Geschichte des Oberhausener Handels fündig werden will, hat es schwer. Fast völlig im Dunkeln liegt die Entwicklung vor der Jahrhundertwende. Die Ratsprotokolle jener Zeit reflektieren wenig; da bot meistens die Errichtung von Märkten Anlaß zu Beschlußfassungen. Die Kaufleute bereiten der Stadt offenbar wenig Sorgen. Es gibt fast keine Kaufmannsfamilien mehr, deren Nachkom-

men das in der Gemeinde Oberhausen vor 1900 gegründete Geschäft heute noch betreiben. Namen wie Philipp Heymann, Carl Böger, Dr. Albrecht Mülheims und F. W. Schröder, die damals Vorsitzende des Einzelhandelsverbandes Oberhausen waren, sagen heute fast niemandem mehr etwas.

Mit der Expansion der Großindustrie kam in den folgenden Jahrzehnten parallel dazu auch der Aufwärtstrend für den Handel. Den guten Ruf Oberhausens als Einkaufsstadt, die 1929 mit der Bildung von Groß-Oberhausen festgeschrieben wurde, manifestierten so bekannte Textilhäuser wie Röttgers (ab 1932 Magis, ab 1986 Peek & Cloppenburg), Husten (Standort Commerzbank), Gebrüder Bein, Damen- und Herrenkonfektion an der Markt-/Ecke Friedrich-Karl-Straße bis 1933, danach Stephanie & Gutschow, ab 1952 Möbel Bley, heute Markthalle. Ferner Textilhaus Orlob an der unteren

Marktstraße und schließlich das Warenhaus Tietz (heute Kaufhof), im damals supermodernen Neubau mit seiner Fassade aus verklünnertem Stahlbeton, dem ehemaligen Ruhrwacht-Haus und heutigem Bert-Brecht-Haus. Einst in unserer Stadt ein Begriff auch das bereits 1873 gegründete Möbelunternehmen Bahn an der oberen Marktstraße und Möbel Bley an der unteren Marktstraße. Diese war nicht immer die Hauptstraße des Einkaufs, das Herzstück war bis in den 20er Jahren die Friedrich-Karl-Straße. Sie büßte ihre Bedeutung durch die Verlegung des Hauptbahnhofs einschließlich des Bahndamms ein – wurde schließlich im letzten Weltkrieg stark zerstört. Von den Veränderungen im Bahnhofs- und Rathausviertel profitierte die Marktstraße und wurde zur besten Adresse in der Einkaufsstadt Oberhausen.

Während der „braunen Herrschaft“ waren namhafte Geschäfte plötzlich geschlossen oder wechselten den Besitzer. Die Nazi-Mörder suchten ihre Opfer unter den

jüdischen Kaufleuten. Einige entgingen ihnen durch die rechtzeitige Emigration. Dann schlug der Krieg tiefe Wunden, die Innenstadt glich einer riesigen Schuttalhalde. Der Handel vegetierte in Notquartieren und das Angebot schrumpfte immer mehr. Harte Jahre bis zur Währungsreform, dann erblühte der Handel neu im Wirtschaftswunder. Der Aufschwung dauerte bis in die zweite Hälfte der 60er Jahre. Die Phase der Strukturveränderungen begann und dauert bis heute fort. Der Handel etablierte sich auf der grünen Wiese außerhalb der Stadtzentren, die Vertriebsform des Verbrauchermarktes, des Einkaufszentrums und des Großmarktes setzte sich durch. Hinzu kam die Selbstbedienung. Die neue Form des Handels kostete viele kleine und mittelständische Händler die Existenz. Oftmals waren die Kaufleute ohne soziale und private Absicherungen. Lebensmittelhändler traf es am härtesten, aber auch Fachdrogerien, Tankstellen und Fotogeschäfte mußten gegen die Übermacht der Großen aufgeben.

Die Stadt steuerte zunächst gegen den neuen Trend, befürchtete negative Formen für die innerstädtische Entwicklung. Weniger zurückhaltend waren die Städteplaner in der Nachbarschaft, auch Oberhausen mußte sich anpassen. Der Konkurrenzdruck der Nachbarn, Probleme mit dem ruhenden und fließenden Verkehr – der Handel unserer Stadt war zunehmend in Gefahr, in die Bedeutungslosigkeit abzurutschen. Renommierete Einzelhandelsunternehmen gaben den Standort Oberhausen auf oder wechselten den Besitzer, auch größere Firmen kehrten der Stadt den Rücken.

Aber der Aufwind folgte der be-

drohlichen Flaute. Die Möbel- und die Textilbranche expandierten, Oberhausen gewann seinen Ruf als Einkaufsstadt langsam zurück. Ein Erfolgserlebnis wurde der verkaufsoffene Sonntag im Oktober vor zwei Jahren, der auch der einzige bleiben sollte.

Als vertane Chance sieht der Werbering Oberhausen City die Tatsache, daß dieser Sonntag, der schätzungsweise eine halbe Million Besucher nach Oberhausen gebracht hatte, nicht wiederholt werden konnte, weil im politischen Raum die Zustimmung versagt blieb. Der Werbering, gegründet in den 30er Jahren, ist ein Zusammenschluß von rund 100 Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die die Lebenskraft des Einzelhandels durch Geschlossenheit stärken, Kaufkraft binden und Arbeitsplätze sichern wollen. Zeichen der Bemühungen sind die City-Feste zweimal jährlich, aber auch etliche andere Aktionen. Als eine der vordringlichsten Aufgaben der Kommune betrachtet der Werbering die Sicherstellung von Parkraum, um die City als Einkaufsplatz attraktiver zu machen. Gefordert wird ein modernes Parkleitsystem für auswärtige Autofahrer. Konsequenter weitergegangen werden muß nach Meinung des Werberings der beschrittene Weg „Oberhausen 2000“.

Hinausgetragen und vermarktet werden müßten „positive Botschaften unserer Stadt“, wie die Attraktivität des Einkaufsplatzes, die vorzeigbare Kulturszene der Stadt, die Schaffung neuer Arbeitsplätze durch Neuansiedlung, die geographisch günstige Lage mit der guten Anbindung an die Autobahnen und der schöne Grüngürtel der Stadt. Der Umsatz des Einzelhandels betrug im vergange-

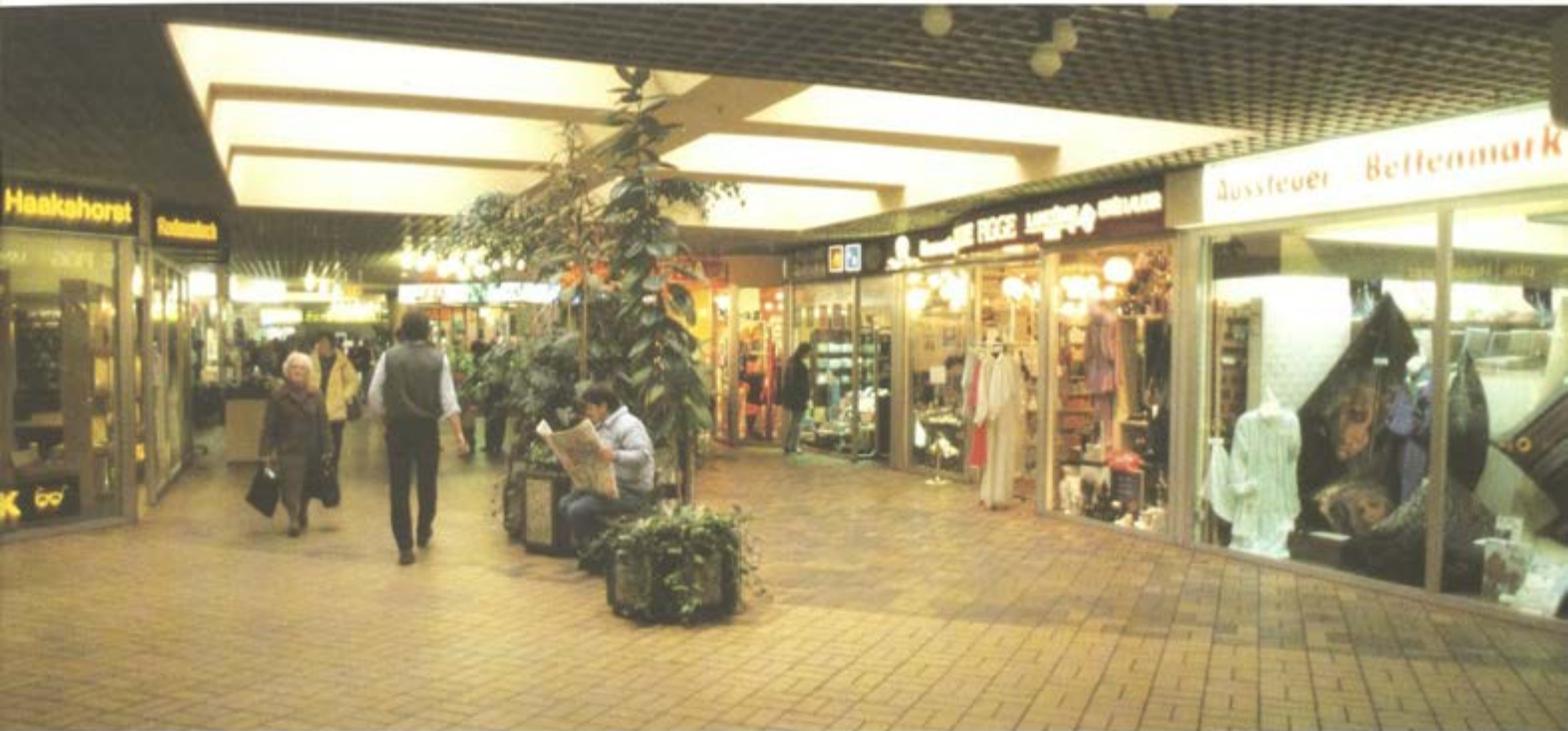
nen Jahr rund 1,9 Milliarden Mark, knapp unter 8000 Beschäftigte arbeiteten in diesem Wirtschaftszweig.

Was für den Werbering City gilt, hat auch für die Sterkrader Interessengemeinschaft (STIG) und die Werbegemeinschaft Osterfeld (WEGO) Bestand: Alle müssen an

*Verkehrsfreie Straßen sowie Einkaufspassagen laden zum Verweilen ein.*



einem Strang ziehen. Die Gemeinschaften in Sterkrade und Osterfeld kümmern sich in ihren Gründerjahren zunächst einmal vorwiegend um Heimat- und Kulturpflege. Erst allmählich erwuchs ihnen die Aufgabe, die Belange ihres Ortsteils in einem größer gesteckten Rahmen und in Zusammenarbeit mit der Stadt zu vertreten. In diesen Aufgabenkomplex fallen auch die Interessen des Handels. Die STIG, eine Vereinigung von 100 Kaufleuten, ist ständig auf der Suche nach neuen Ideen, wie eine Kunden-Fluktuation gebremst, möglichst viele Verbraucher an den Ortsteil gebunden werden können. Beispielsweise



mit dem traditionellen Spiel- und Sportwochenenden macht Sterkrade auf sich aufmerksam, wenn sich rund 200 000 Besucher dort tummeln. Ähnliche Anstrengungen gibt es in Osterfeld, den Ortskern zu einem Einkaufs- und Dienstleistungszentrum, zu einem geschlossenen Siedlungsraum zu entwickeln. Einer der Beiträge dazu ist das 1986 erstmals durchgeführte Osterfelder Stadtfest. Letztlich geht es darum, das wirtschaftliche und kulturelle Eigenleben dieser „Nebenzentren“ zu erhalten und zu stärken. Durch die große räumliche Trennung dieser Ortsteile vom Alt-Oberhausener Stadtkern muß dies wohl so sein. Das große Ziel sollte alle vereinen: Neues muß gewagt werden! Einsatzfreude und Mut sind gefragt, um den Handel als wichtige Lebensader unserer Stadt weiter bergauf zu führen.

# BENZIN IM BLUT

*Oberhausener Motorsport leistungsstark –  
Bedauern über zuwenige  
„Heimspiele“*

**MICHAEL GRUNDMANN**

„Wwhhrrroom“ oder so ähnlich müßte sich das Lieblingsgeräusch von Hans-Friedrich Peil, genannt „Bimbo“, wohl anhören, wenn man dem Chronisten diese Lautmalerei einmal nachsieht. „Wwhhrrroom“ macht es nämlich immer dann, wenn ein Rennwagen gut läuft. Und „Bimbo“ ist Rennfahrer. Rennfahrer aus ganzem Herzen. Nur muß in seinem Herzen Benzin anstelle von Blut sein, anders wäre seine Rennleidenschaft kaum zu erklären.

Der 41jährige Inhaber einer Kraftfahrzeugwerkstatt in Oberhausen Holten betreibt bereits seit 1972 Motorsport mit diversen Autos. Angefangen hat alles mit den damals bekannt schnellen NSU TT oder TTS. Im Automobil-Slalom, einer der vielen Automotorsport-Kategorien, waren diese Autos immer für einen Sieg gut. Schon im ersten Jahr seiner Karriere wurde Friedrich Peil Deutscher Meister, was den Ver-

dacht erhärtet, daß in seinen Adern tatsächlich Benzin fließt.

In den Jahren 74 und 75 stieg er auf Kart's um. Kart's werden fälschlicherweise häufig als Go-Kart's bezeichnet, womit man ihnen und ihren Fahrern Unrecht tut, handelt es sich doch um bis zu 180 Stundenkilometer schnelle, kleine Geschosse. Nicht umsonst haben viele spätere Formel I-Fahrer mit ihnen ihre ersten Runderfahrungen gemacht. „Bimbo“ Peil konnte auch hier recht gut mithalten und belegte bei den Läufen zur Deutschen Meisterschaft oftmals vordere Plätze.

Von 1976 bis 1982 verbuchte Hans-Friedrich Peil auf den Wolfsburger Produkten Golf und Scirocco seine größten Erfolge. Auf diesen seriennahen Renntourwagen wurde er Meister, zweifacher Europameister und Vize-Welt-Champion bei einem Rennen auf dem kalifornischen Riverside-Kurs. Diesen Vize-Titel errang

er mit einer tausendstel Sekunde Rückstand, was dem knappsten Ergebnis in der 20jährigen „Riverside-Geschichte“ entsprach.

Bis 1985 erfolgten dann vereinzelte Einsätze bei Langstreckenrennen und der Vize-Titel beim Lancia Pokal.

## **P(f)eilschnell durch die Kurven**

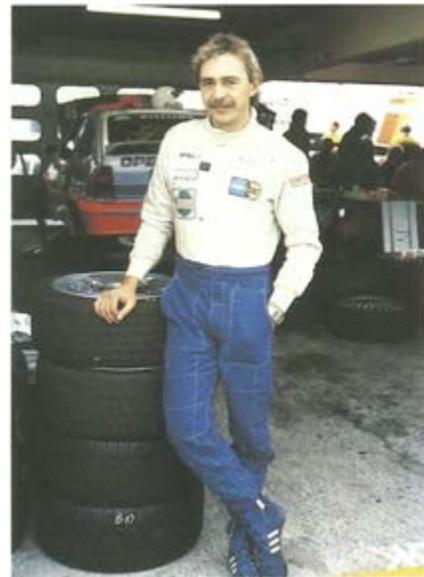
Vor drei Jahren dann gab es einen deutlichen Einschnitt im „Motorsport-Leben“ des „Bimbo“ Peil, als er sich entschloß, in der höchsten deutschen Motorsport-Kategorie, der Deutschen Tourenwagen-Meisterschaft, anzutreten. Mit einem Volvo-Turbo wurde er auf Anhieb Fünfter in der Gesamtwertung. Weniger erfolgreich verlief die Saison 86, weshalb Peil Anfang 87 auf Opel umstieg. Hier intensivierte er auch die Zusammenarbeit mit dem „Opel-Tuner“ Kissling, um das neudeutsche Wort für Leute zu benutzen, die Autos technisch und optisch hochwertiger machen. Das vergangene Jahr und die jetzt auf dem Hockenheimring abgeschlossene 88er Saison betrachtet Peil als „Lehrjahre“, bürgen doch Namen wie Ludwig, Hahne, Grohs oder Heyer für das sportliche Niveau dieser höchsten deutschen Rennsportklasse.

Mit einem Hubraum von zwei Litern, 260 PS, 270 Stundenkilometern Höchstgeschwindigkeit und einer Beschleunigung von 5,6 Sekunden von null auf einhundert Stundenkilometer, hat „Bimbos Kadett“ mit seinen Serienbrüdern nicht mehr viel Gemeinsamkeit. Für den Rennsport jedoch könnte er noch ein paar PS mehr haben, weshalb Tuner Kissling die magische 300-PS-Grenze für das nächste Jahr anstrebt.

Auf die Gefahren dieser nervenaufreibenden Freizeitgestaltung



*Für den Laien spektakuläre Situationen, für Bimbo Peil – Rennalltag. Sponsor, Mechaniker und Helfer machen diesen Sport erst möglich.*



angesprochen, gibt sich der Ehemann und Vater gelassen. Die Sicherheitsausstattung der Autos mit Überrollkäfig, verformbarem Sicherheitstank aus Gummi und Feuerlöschanlage würde ihrem Fahrer auch bei einem „Tempo 200 Überschlag“ genügend Schutz bieten.

Die bis zu 200000 DM teuren Autos würden dies allerdings übelnehmen und ihren Dienst zumindest bis zum nächsten Rennen quittieren.

Was aber reizt den Menschen Hans-Friedrich Peil an dieser Sportart. Was veranlaßt den Träger der höchsten ADAC-Auszeichnung, keinen Urlaub zu machen und zusammengerechnet sicher fünf Monate jährlich mit seinem Hobby zu verbringen?

„Die immerwiederkehrende Herausforderung, die eigenen und technischen Grenzen kennenzulernen“, heißt die Antwort.

Technische Grenzen scheint es für zwei andere Oberhausener nicht zu geben. Die Rede ist von den beiden im Industriegebiet am Eisenhammer ansässigen Opel-Spezialisten Kissling und Mantzel. Früher waren beide vereint an der Duisburger Straße tätig, bevor sie unter getrennten Fahnen zum Eisenhammer zogen. 14 Leute beschäftigt Kraftfahrzeugmeister Kissling heute in seiner Nissan-Vertretung. Die Liebe zum Motorsport teilt Kissling mit „Bimbo“ Peil, dessen Auto er „frisiert“ und betreut. Außerdem setzt Kissling einen von ihm entwickelten Opel Omega mit 24 Ventilen und 380 PS bei Langstreckenrennen ein. Mittlerweile ist der Betrieb auf Renn- und Sportmotoren so spezialisiert, daß auch die Adam Opel AG bei Kissling Motoren verfeinern läßt.

Dieter Mantzel und seine 30 Mit-

arbeiter haben sich zu 70 Prozent auf das sogenannte „Straßentuning“ konzentriert. Die Leistungssteigerung der Opelmotoren erfolgt hier über eine Hubraumerhöhung. Dadurch wird der Wagen zwar schneller, bleibt aber kultiviert und alltagstauglich. Fast jeden Tag verläßt ein von 3 auf 3,9 Liter Hubraum gebrachter Motor mit dem Namen „Mantzel M 4000“ die Werkstatt. Für die Saison 1989 will auch Mantzel versuchen ein konkurrenzfähiges Fahrzeug für die Deutsche Tourenwagenmeisterschaft aufzubauen.

#### „Breit sein ist alles“

Verkehrstechnisch optimal gelegen, mit Autobahnanschlüssen vor der Haustür, sind beide Firmen häufig beliebter Treffpunkt für Motorsportfans aus dem gesamten Bundesgebiet. Die Akribie mit der beide „PS-Zauberer“ unter gehörigem technischen und finanziellen Aufwand versuchen, auch die letzten Pferdestärken zu mobilisieren, hat sich ausgezahlt. In alle Welt werden mittlerweile ihre Erzeugnisse verschickt, egal ob es sich um die polierten Ventile, die gekürzten Fahrwerksfedern, den Sport-Auspuff mit dem kernigen Sound oder die breiten „Socken“ handelt, die die Potenz des Autos schon nach außenhin dokumentieren sollen.

Zwei der wichtigsten deutschen Opel-Tuner machen den Oberhausener Eisenhammer somit zum automobilistischen „High Tech Zentrum“.

Ohne das neueste technische „Know how“ geht es auch in einer der spektakulärsten Spielarten des Motorsportes nicht. Rallye heißt das Zauberwort, das seinen Ursprung im französischen Wort „rallier“ hat, was soviel bedeutet, wie „zusammenführen“. Strahlen-

förmig führten die früheren Rallyes nämlich auf einen Punkt zu. Eine Tradition, die heute noch bei der Rallye Monte Carlo gepflegt wird.

Und auch in dieser Sparte des Automobilsportes gibt es zwei Oberhausener, die, so würden die Rallye-Fahrer sagen, „kräftig mitmischen“.

Was die beiden Sportler allerdings als „Gebetbuch“ betrachten, dürfte sich von dem, was ein normaler Kirchgänger darunter versteht, erheblich unterscheiden.

„Einhundertzwanzig – rechts – über Kuppe voll – Achtung – einhundert – Rechtseingang lang – dreißig – Linksabzweig macht auf – lang, lang macht zu – sofort links drei“.

So etwa kann es sich anhören, wenn ein Rallyebeifahrer seinen Piloten über etwa dreihundert Meter einer Wertungsprüfung dirigiert.

Der 39 Jahre alte Rolf Kramer und sein 34jähriger Beifahrer Helmut Halama sind Clubmitglieder des AC Oberhausen, der 1985 bereits sein 10jähriges Jubiläum feierte. Der Verein machte sich mit der Organisation von hochwertigen Motorsportveranstaltungen auch über die Grenzen Oberhausens einen guten Namen.

Rolf Kramer betreibt seit 1968 Motorsport in allen Varianten, während sich sein Beifahrer immer schon auf dem Sitz befand, der viel „Gottvertrauen“ erfordert. Als sie sich 1981 entschlossen, den „Einkaufswagen der Ehefrau“ über Schotter, Schlamm und Schnee zu jagen, war das Team Kramer/Halama geboren. Daß die erste Rallye in der ersten Kurve im ersten Graben für die beiden beendet war, war anscheinend ein gutes Omen, denn von nun an ging's bergauf.



Rolf Kramer mit Co-Pilot und seinen Helfern, ein eingespieltes Team vieler internationaler Ralleys.

halten, er „starb“ 1985 den „Rallyetod“. Noch im gleichen Jahr wurde ein professionell vorbereiteter Golf mit 170 PS erworben, der sich nun wirklich nicht mehr zum Einkaufen eignete. Nicht edles Leder-Interieur erwartete den neugierigen Blick in den Innenraum, sondern nacktes Blech. Alles, was nicht unbedingt nötig



war, wurde entfernt, um Gewicht zu sparen. Überrollkäfig und Hosensträgergurte schützten Fahrer und Beifahrer. So ausgerüstet konnten die Oberhausener die ersten Gesamtsiege im internationalen Rallyesport feiern. Bei nationalen Rallyes gewannen sie in diesem Jahr alle in Angriff genommenen Meisterschaftsserien, wofür sie vom ADAC mit dem „Goldenen Sportabzeichen“ ausgezeichnet wurden.

Doch damit nicht genug, die Verlockung des internationalen Sportes war zu groß. Im vergangenen Jahr wurde mit Hilfe des Oberhausener VAG Betriebes Fendrich in 1000 Arbeitsstunden ein Auto aufgebaut, das es wirklich in sich hat. 195 PS und 16 Ventile treiben den Golf und seine „Bändiger“ in 6,5 Sekunden von null auf einhundert Stundenkilometer! Da dies nicht ganz geräuschlos vonstatten geht, verständigt man sich über Sprechfunk. Unzählige technische Veränderungen, die an einem solchen Auto vorgenommen werden müssen, damit es konkurrenzfähig ist. Dem Team Halama/Kramer und seiner Mechaniker-Crew ist dies jedoch gelungen.

### **„Über Stock und Stein, nur Rallye muß es sein“**

Im „West-Euro-Cup“ mit Läufen in Belgien, Holland, Schweden, England und Deutschland konnte man sich auf Anhieb behaupten. Bei der „Lotto-Bianchi-Rallye“, einem Lauf, der zur Rallye-Europameisterschaft zählt, erfuhr man sich den neunten Platz in der Gesamtwertung.

Neun Starts bei internationalen Rallyes führten sie neunmal ans Ziel – bei Rallyes nicht selbstverständlich, wie man weiß – und davon fünfmal unter die ersten

zehn Teilnehmer im Gesamtklassement. Eine engagierte Servicemannschaft, die eine Vorderachse auch „auf der Wiese“ wechseln kann, hat daran natürlich großen Anteil.

Daß Rallyes auch Materialschlachten sind, wird an den wichtigsten Ausrüstungsdetails deutlich. Sechs bis sieben Sätze Reifen der verschiedensten Profile und Gummimischungen – vom profillosen Slick bis zum grobstolligen Schotterreifen – sind ein Muß. Dazu kommen jede Menge Ersatzteile, Notstromaggregat und Schweißgerät. Sechsstellige Summen sind im Rallyesport wahrlich keine Seltenheit. Nur gut, daß die beiden Oberhausener durch ihre Erfolge so auf sich aufmerksam gemacht haben, daß einige Firmen der Auto-Branche mit Ersatzteilen und Zubehör hilfreich zur Seite stehen.

Doch auch hier stellt sich die Frage: Was bewegt eins der erfolgreichsten Rallyeteams in Nordrhein-Westfalen – fünfzig Klassensiege und dreißig Gesamtsiege gehen auf das „Konto“ Halama/Kramer – diesen teuren und zeitintensiven Sport zu betreiben?

Lebensfreude, Freiheit und Entspannung finden Kramer/Halama in ihrem Sport. Entspannung beim 150 Stundenkilometer-Sprung über eine Schotter-Bodenwelle? Für uns „Normalfahrer“ sicher nur schwer nachvollziehbar. Doch die Lust, eigene und physikalische Grenzen ständig auszutesten, spüren viele Menschen. Der Rallyesport bietet für diese Art von Erfahrungen ideale Voraussetzungen. Nach Aussagen der beiden Sportler ist ein gewisser Grad an Abenteuerlust und Verrücktheit allerdings auch nicht gerade schädlich.

Ogleich die erwähnten Rennfahrer sicherlich das Aushängeschild des Oberhausener Automotorsport sind, dürfen die vielen anderen Anhänger und Betreiber dieses schnellen Sport nicht vergessen werden. Gedacht sei hier an einen „Yeti“ Reidt, der auf den in Oberhausen leider knapp gewordenen Slalom-Strecken schon so ziemlich alles „verblasen“ hat, was in der Slalom-Disziplin Rang und Namen hat.

Da gibt es einen Herbert Klingel, dem keine Rallye-Piste zu staubig ist, einen Walter Papendorf, dem kein Sprunghügel hoch genug sein kann und einen Kurt Postert, dem der Hockenheimring fast so gut vertraut ist wie die heimische Garageneinfahrt.

Sie alle sind organisiert in den großen Oberhausener Motorsportclubs: ACO, Scuderia Montan, Weitins Racing Team und PSV Oberhausen.

Im Vergleich zu anderen Sportarten führen sie, was das öffentliche Interesse angeht, jedoch eher ein Schattendasein, was sicher auch daran liegt, daß sie sich in Oberhausen selbst immer weniger präsentieren können. Es mangelt an Gelegenheiten wie auch an Toleranz. Während das eingangs erwähnte „Wwhhrrroom“ für die „Spezies der schnellen Zunft“ wie der Bolero von Ravel klingt, ist es in den Ohren weniger „benzinfizierter“ Zeitgenossen schlichtweg ruhestörender Lärm. Das Verständnis auf beiden Seiten müßte hier zunehmen.

Der Autor kann jedoch nicht umhin zuzugeben, daß er während seiner Recherchen auf dem Nürburgring, in Hockenheim und an der Rallye-Piste vom „Wwhhrrroom-Virus“ erwischt worden ist.

# AKROPOLIS UND WASSERTURM

*Eine Wanderung zu Baudenkmälern  
auf Oberhausener  
Stadtgebiet*

**MICHAEL BRACKMANN**

Wissen Sie, was die Akropolis in Athen und der Wasserturm in Oberhausen gemeinsam haben? Nichts, werden Sie sagen, und damit liegen Sie eigentlich auch gar nicht so falsch. Doch es gibt tatsächlich eine Parallele: Beides sind geschützte Kulturdenkmäler, steinerne Zeugen bestimmter Geschichtsepochen – der monumentale Tempelbau ein Wahrzeichen der „Wiege abendländischer Kultur“, der Wasserturm ein markanter Blickfang der „Wiege der Ruhrindustrie“.

Nun muß die Besichtigung der Akropolis wohl auf den nächsten Griechenlandurlaub verschoben werden; einem Spaziergang zu Denkmälern in unserer Stadt hingegen dürfte nichts im Wege stehen. Starten wir also, doch zuvor lassen Sie uns noch kurz im Kalender der Lokalgeschichte zurückblättern.

Oberhausen knüpfte – im Gegensatz zu den Nachbarstädten Es-

sen, Duisburg und Mülheim – nicht an ältere Stadtkerne an, sondern schlug seine Wurzeln mitten in der Heide. Durch preußische Kabinettsorder entstand 1862 die Gemeinde Oberhausen, die schon 1874 zur Stadt erhoben wurde. Die ersten industriellen Ansiedlungen sind jedoch wesentlich älter als die Stadt selbst, sie reichen zurück bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts.

Schon 1758 nahm die „St. Antony Hütte“ des münsterschen Domkapitulars Franz Ferdinand von Wenge in Osterfeld den Betrieb auf. Die Standortbestimmung am Elpenbach ergab sich aus der Notwendigkeit, genügend Wassergefälle für das Antriebsrad des Hüttengebläses zu bekommen. Aus dieser „Gottesgnadenhütte“ – Ausgangspunkt der Ruhrindustrie und Keimzelle der industriellen Entwicklung Oberhausens – ging nach Fusionen mit nahegelegenen Hütten 1808 die „Hüttengewerk-

schaft und Handlung Jacobi, Haniel und Huyssen“ hervor, die 1873 in „Gutehoffnungshütte, Aktienverein für Bergbau und Hüttenbetriebe“ (GHH) umbenannt wurde. Das schnelle Anwachsen Oberhausens zur Großstadt ist vor allem auf die Expansion dieses weltweit agierenden Konzerns zurückzuführen, dessen Erfolgsrezept, wie der Name schon signalisiert, in dem engen Verbund von Bergbau und Hüttenwesen, von gutem Koks und gutem Eisen bestand.

Gleich zum Auftakt unserer Kulturwanderung durch die heimische Industrielandschaft werden wir nun weitere, unverwechselbare GHH Spuren entdecken.

Einzigartig in ortsgeschichtlicher, städtebaulicher und architektonischer Hinsicht für das gesamte Rheinland ist die Wohnsiedlung Grafenbusch, gegenüber dem Schloß Oberhausen gelegen. Der GHH-Generaldirektor und Oberhausener Ehrenbürger Paul Reusch hatte es sich in den Kopf gesetzt, eine repräsentative geschlossene Siedlung für die leitenden Angestellten der GHH bauen zu lassen. In vier Abschnitten entstand zwischen 1910 und 1923 die vornehme „Beamtenkolonie“. Unübersehbar ist die Orientierung des Architekten Prof. Bruno Möhring an der großbürgerlichen angelsächsischen Tradition: Das Villenquartier hat den Charakter einer Parklandschaft mit einzelnen Landhäusern. Die unauffällig variierten Hausformen drücken standesbewußte Zurückhaltung, angelsächsisches Understatement aus. Indikatoren für die jeweilige Stellung in der Betriebshierarchie sind vor allem kleinere beziehungsweise größere Wohnflächen und unterschiedliche Qualitäten

der Wohnlage; die vornehmsten Villen liegen am weitesten zurückgezogen. Zwischen den Managern, sprich Nachbarn, existierte häufig ein ausgeprägtes berufliches Konkurrenzverhältnis. Private Kontakte waren deshalb die Ausnahme, hohe Hecken schirmten die Anwesen ab.

Nur einen Steinwurf vom Grafenbusch entfernt treffen wir auf ein 63 m langes GHH Gebäude (heute Thyssen), das richtungweisende Bedeutung für die Industriearchitektur der 20er Jahre erlangen sollte: Das Lagerhaus an der Essener Straße, ein Werk von Peter Behrens, dem ersten modernen Architekten in Deutschland. Behrens war als Sieger des von der GHH ausgeschriebenen Architektenwettbewerbs hervorgegangen, weil sein Entwurf am prestigeträchtigsten schien – ein Indiz für das durch den verlorenen Ersten Weltkrieg kaum angegratzte Selbstbewußtsein der Großindustrie. Allein 400.000 Reichsmark wendete die Hütte für Spezialziegel mit länglicherem Format auf.

Das Lagerhaus, ein wehrhaft wirkender, monumentaler Nutzbau, besteht in der Grundform aus drei viergeschossigen Blöcken. Durch bündig in der Fläche gelegte Fenster erhalten die Wände eine abstrakte, reine Glätte. Zwei Turmkörper – Fahrstuhl und Treppenhäuser für schwere Lasten – durchschneiden vertikal die horizontale Fensterfolge. Die beiden zurückgesetzten Obergeschosse, plastisch gegliedert, bilden einen zusätzlichen, reizvollen Kontrast zur flächenhaften Fassade. Behrens zerlegte das Lagerhaus in voneinander unabhängige Baukörper und setzte sie auf Betonwannen, die sich gegenseitig verschieben

*Siedlung Grafenbusch, gegenüber dem Schloß Oberhausen gelegen, entstand zwischen 1910 und 1923. Architekt Prof. Bruno Möhring (Foto rechts).*

*Hauptlagerbaus an der Essener Straße. Ein Werk von Peter Behrens, dem ersten modernen Architekten in Deutschland (Foto unten).*

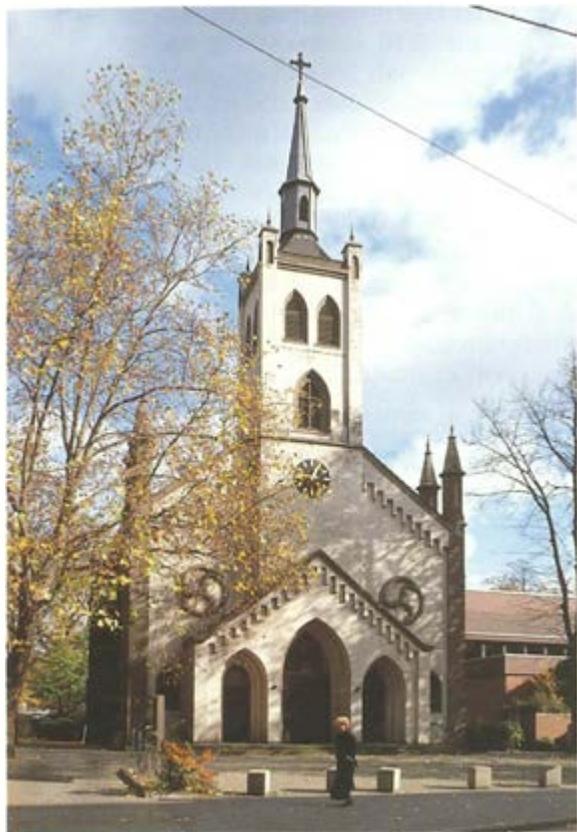


konnten – nicht etwa zur Abfederung von Erdbeben, sondern als Vorsichtsmaßnahme gegen etwaige Bergschäden.

Unsere nächste Station ist ein sakrales Baudenkmal, die evangelische Friedenskirche an der Steinbrinkstraße. Die Vorgeschichte dieses Gotteshauses dokumentiert, daß die Hüttendirektion auch am Seelenheil ihrer Arbeiter starken Anteil nahm.

Im Verlauf des 19. Jahrhunderts mußte das einflußreiche Kloster

Sterkrade – bis dahin erfolgreich bemüht, evangelischen Anschauungen in Sterkrade keinen Raum zu lassen – zur Kenntnis nehmen, daß das katholische Religionsmonopol bröckelte. Denn die aufstrebende Industrie benötigte viele geschickte Arbeiter, der heimische Markt konnte den Bedarf nicht befriedigen. So kamen mehr und mehr auswärtige Arbeitskräfte nach Sterkrade, unter ihnen viele evangelische Familien. In den 40er Jahren faßte die Hüttendirek-



*Evgl. Friedenskirche an der Steinbrinkstraße (1852).*

tion den Entschluß, „zur Befriedigung der religiösen Bedürfnisse der Evangelischen“ einen Betsaal bereitzustellen, der 100 Gläubigen Platz bot. Doch schon bald wurde der Saal für die Seufzer und Gebete der bedrängten Kreaturen zu klein. Vor allem im Sommer, so berichteten Zeitgenossen, war die Luft unerträglich stickig und schwül. Nachdem sich 1848 offiziell eine evangelische Gemeinde in Sterkrade gebildet hatte, ergriff der damalige Hüttendirektor Wilhelm Lueg die Initiative: Man sammelte das nötige Geld und baute eine backsteinerne Saalkirche, deren Fenster, in zwei Reihen angeordnet, von einfach gestuften Strebepfeilern flankiert wurden. Am 15. Juni 1852 war der große Tag gekommen: Feierlich wurde die Kirche eingeweiht.

Zurück zu den irdischen Dingen. Unser nächstes Ziel ist die Dunkelschlagsiedlung. Bei einem Gang durch die Siedlung – im Februar 1986 wurde sie endgültig unter

*Siedlung Dunkelschlag.*

Denkmalschutz gestellt – möchte man kaum glauben, daß Bruno Möhring, Architekt der „Beamtenkolonie“, auch am Aufbau der Zechenkolonie mitgewirkt hat. Zu schroff sind die Gegensätze: Nicht vornehme Villen in parkähnlicher Landschaft, sondern wie an der Schnur gezogene kleine Backsteinhäuser mit vier separaten Eingängen prägen das Bild. Vier Fensterachsen und eine zurückhaltende Ornamentierung kennzeichnen die symmetrischen Fassaden.

Zwischen 1880 und 1926 zogen meist unselbständige Landarbeiter aus dem Umkreis des Ruhrgebiets – aber auch Arbeiter aus Polen und Böhmen, Westpreußen und Holland – in die GHH-Siedlung. Nutzgärten und Ställe zeigen, daß sie auch in der neuen Umgebung an ihren traditionellen Lebensformen festhalten wollten. Im Gegensatz zum Grafenbusch entwickelten sich rege Nachbarschaftskontakte – heute noch trifft man sich zum Plausch auf dem Friedensplatz. In den 20er Jahren gründeten die Bewohner Wander- und Sportvereine, Theatergruppen und Musikkreise. Den Nazis war das „rote Nest“ ein Dorn im Auge; hier führten sie die ersten Massenverhaftungen auf Oberhausener Boden durch. Anfang der 80er Jahre verhinderte die im Dunkelschlag historisch gewachsene Solidarität der Arbeiter den drohenden Abriß der Siedlung.

In der Mechthildisstraße machen wir an einem zweigeschossigen Giebelhaus mit flacher Putzquaderung Halt, das bezeichnenderweise in einem Hinterhof gebaut werden mußte: die ehemalige Synagoge der jüdischen Gemeinde Holten. 1858 errichtet, war sie ursprünglich von einer kleinen Kup-



pel gekrönt. Die Gebäudedecken sind pfeilartig ausgebildet; über dem Mittelportal im Obergeschoß, von zwei Fenstern flankiert, befindet sich eine Inschriftnische, darunter ein Rundfenster. In der „Reichskristallnacht“ ging das Gotteshaus in Flammen auf und wurde schwer beschädigt, – vermutlich eine Überreaktion der Nazis, da sich die Synagoge zu diesem Zeitpunkt schon längst nicht mehr im Besitz der jüdischen Gemeinde befand. Aus diesem Grund wurde das Gebäude auch sofort wieder vollständig restauriert und diente fortan als Wohnhaus.

Ebenfalls unter Denkmalschutz steht der nahegelegene jüdische Friedhof an der Vennstraße. Be-

reits 1715 wurde die Ruhestätte angelegt, im Laufe der Zeit kippten viele Grabsteine um und lösten sich vom Sockel. Einige Gräber sind darüber hinaus während der Nazizeit mutwillig zerstört worden. Wir finden insgesamt 32 Grabsteine, von denen die meisten leider schon sehr verwittert sind. Am auffälligsten ist ein Grabmal in der Form eines aufgeklappten Buches; ein anderer Stein stellt eine Thorarolle dar. Teilweise kann man die Inschriften, meistens deutsch-hebräisch gehalten, nicht mehr entziffern. Sie sind entweder auf dem Grabstein eingraviert oder auf Marmor- und Steinplatten angebracht worden. Gemeißelte Ornamente sehen wir nur selten. Auf drei Grab-

steinen ist der Davidstern erkennbar, einen Stein zieren gekreuzte Palmzweige.

Szenenwechsel. Wir nähern uns dem geschichtlichen Wahrzeichen Osterfelds: Burg Vondern. Schon von weitem wirkt der befestigte Herrnsitz – die älteste Erwähnung datiert aus dem Jahre 1266 – durchaus imposant. Früher war der zweiteilige Adelssitz, auf der Niederterrasse der Emscher gelegen, von einer Grabenanlage umschlossen. Ein Relikt dieses Schutzgürtels ist der von Enten bewohnte Weiher an der Nordwestseite. Die Vorburg weist gotische Stilelemente auf und vermittelt

*Burg Vondern:  
Geschichtliches Wahrzeichen Osterfelds.*



das eindrucksvolle Bild einer spätmittelalterlichen Verteidigungsanlage: Die Ecken der Wehrmauern werden durch zwei mächtige Türme mit verschieferten Kegeldächern betont. An der Südseite ist die Wehrmauer teilweise in voller Höhe erhalten. Die Schießscharten, in der Mitte durch eine runde Öffnung erweitert, waren für Handfeuerwaffen gedacht; Eichenkantholzbalken dienten als Auflage für die Gewehre.



Vom Wirtschaftshof führt eine zweibogige Brücke zum barocken Herrenhaus. Zwei hohe Sandsteinpfeiler mit profilierten Deckplatten und einer Kugel akzentuieren den Zugang zum Portal. In seiner heutigen Form wurde das Herrenhaus im 17. Jahrhundert errichtet. Über dem hohen Keller erheben sich zwei siebenachsige Geschosse, die von einem Walmdach mit symmetrisch stehenden Kaminen bekrönt werden. Haustürrahmungen monumentalisieren die Fenster und das Portal der strengen Backsteinfassade. Das verwitterte Wappen der Familie von Bremt in einer rechteckigen Nische faßt Portal und oberes Fenster zusammen. Seit einigen Jahren bilden die historischen Gemäuer den Rahmen für unterschiedlichste kulturelle Aktivitäten, die der im Frühjahr 1982 gegründete Förderverein Burg Vondern weiter ausbauen will.

Oberhausen war eine durstige Stadt – was zwar nichts über die Trinkfestigkeit der Bevölkerung, wohl aber etwas über den immensen Wasserbedarf der hiesigen Industrie besagt. Deshalb soll eine Besichtigung des ehemaligen HOAG-Wasserturms an der Mülheimer Straße unsere Denkmaltour beschließen, zumal seine beiden Vorgänger – die Wassertürme an der Oberen Marktstraße – 1919 abgerissen wurden.

Der rund 50 m hohe Backsteinbau wurde 1897 im Zusammenhang mit dem Wasserwerk neben der Ackerfähre an der Ruhr hochgezogen. Drei Druckstränge leiteten das Wasser nach oben in den Sammelbehälter, von dort strömte es über ein weitverzweig-

*Der Wasserturm, 1897 erbaut, hat seine Funktion längst verloren; er dient heute als Domizil moderner Arbeitsplätze.*

tes Rohrnetz zu den Gebäuden und Werken der GHH.

Der achtgeschossige Turm gilt als gelungenes Beispiel einer technischen Architektur in zurückhaltenden, abgewogenen, romanischen und gotischen Formen. Dabei ist die Fassadengestaltung ausgesprochen interessant und abwechslungsreich: Die Wände der drei unteren Geschosse stehen mit ihren Strebpfeilern und breiten Rundbogennischen in augenfälligem Kontrast zu den glatten Flächen der folgenden vier Etagen. Diese wiederum unterscheiden sich durch charakteristisch wechselnde Fensterformen: zunächst eine Dreiergruppe, anschließend Fensterpaare, dann Einzelfenster und schließlich kleine Rundfenster, alle mit gestuften Laibungen. Das oberste Geschosß mit seiner reich gegliederten Wand und den Rundbogenelementen ähnelt dagegen wieder den drei unteren Ebenen. Den Abschluß bilden tragbalkenartige Zackenfriesen.

Ende der 70er Jahre drohte der Turm zu verweisen, nachdem die Thyssen-Niederrhein AG ihre Büroräume ausgelagert hatte. Nichts tat sich, lediglich die Oberhausener Gastronomie hatte eine Schrecksekunde, als in der Lokalpresse zu lesen war, in luftiger Höhe solle ein Panorama-Café eingerichtet werden – ein Aprilscherz. Doch dann verspürte der Oberhausener Vermessungsingenieur Dieter Michel einen Wunsch, der nur auf den ersten Blick anachronistisch wirkt: er wollte Turmherr werden. Die Verwirklichung dieses Wunsches ist eine gelungene Verbindung von Gegenwart und Vergangenheit: Moderne Arbeitsplätze in einem Industriedenkmal.

# TREUE SEELE – GROSSE SCHNAUZE

*Im Teckelclub Bottrop-Osterfeld treffen  
sich die Liebhaber kurzbeiniger  
Individualisten*

**HANS WIRTZ**

Teckel, Dackel, Dachshund – dies sind die Namen für ein und dieselbe Rasse, die in der einschlägigen Literatur schon früh nachgewiesen werden. Die „Interessengemeinschaft Deutscher Hundehalter“ hat für diesen kleinen, liebenswerten Vierbeiner in einer „Hundehitliste“ den 2. Platz mit 20% hinter dem Mischlingshund (27%) ermittelt. Er ist somit der beliebteste Rasshund in unserem Land.

Nun sucht man natürlich bei jeder Hunderasse nach dem ursprünglichen „Stammbaum“. Glaubt man der Fachliteratur, könnte die „Dachsfamilie“ so entstanden sein: Der Langhaarteckel – der Mondäne – vom Stöberer, Deutscher Wachtel und dem Spaniel. Der Kurzhaarteckel – der Pflegeleichte – über die Dachsracke, und schließlich der z. Z. wohl beliebteste Teckel als Rauhaar über den Schnautzer und Terrier. Ja, und der Pinscher soll auch

nicht ganz unschuldig an dieser gelungenen Mutation sein.

Die Wissenschaft weist zwar nach, daß es schon bei den alten Ägyptern (2040–1785 v. Chr.) einen „Tekal“ als Wachhund – wie auf Abbildungen auf Grabstätten und in Hieroglyphen zu sehen ist – gab und sogar die alten Germanen sollen schon vor 2000 Jahren auf den Teckel gekommen sein. In mehreren römischen Siedlungen beiderseits des Rheines wurden vollständige Skelette gefunden, die dem heutiger Dachshunde auffallend ähnlich sind. Bekannt in Deutschland sind Teckel jedenfalls seit dem Mittelalter, und die heutigen verschiedenen Teckelhaararten haben sicherlich die oben aufgeführten Hunderassen in ihrem Stammbaum.

Doch damit nicht genug. Mit züchterischem Können hat man nach und nach noch alle Haararten wiederum in drei verschiedenen Größen gezüchtet. Für den

Laien ist es schon nicht einfach, sich da durchzufinden. Da gibt es den Normalschlag, (6 bis 9 kg). Dann folgt der Zwergteckel (3,5 bis 4,5 kg) und einem Brustumfang von maximal 35 cm. Der Superzwerg ist der Kaninchenteckel mit 3 kg und weniger, bei einem Brustumfang unter 30 cm.

Lange ist die eigentliche Heimstätte des Teckels das Forst- oder Jagdhaus gewesen. Dort wurde er neben den Vorsteh- und Stöberhunden als Spezialist für die Arbeit unter der Erde – die „Bauarbeit“ gehalten. Diese jagdliche Tätigkeit des Hundes nennt der Waidmann „schließen“ oder „sprengen“. Mutig fährt der kleine Hund in die dunkelste Röhre hinein und versucht, Fuchs oder Dachs aufzustöbern. Dabei ist er ganz auf sich allein gestellt. Diese wichtige Jagdarbeit lernt der Teckel natürlich nicht ohne Training. Bevor der Hund seine Arbeit „unter Tage“ aufnimmt, wird der Ernstfall im Kunstbau geprobt.

Der „Deutsche Teckelclub 1888 e.V.“, der vor 100 Jahren in Berlin von zwei preußischen Offizieren gegründet wurde, stellt in seinen 260 örtlichen Vereinen aber nicht nur diese Übungsmöglichkeiten zur Verfügung, sondern hier wird den jagdlich passionierten Teckeln die Gelegenheit geboten, die Stöber-, Spurlaut- und Nachsuchearbeit auf krankes Wild zu üben. Der Deutsche Teckelclub führt seit fast 100 Jahren ein Stammbuch, in dem alle von Mitgliedern gezüchtete Teckel eingetragen sind. Satzungsgemäß fördert der Klub alle Bestrebungen, den Teckel in einem formvollendeten Körperbau zu züchten, sein ursprüngliches Wesen zu erhalten und seine jagdlichen Eigenschaften zu pflegen.



### Freund der Familie

Im Laufe der Jahre hat der Teckel in allen drei Haararten und Größen auch seinen Platz im „normalen“ Haushalt gefunden. Dazu hat sicherlich auch die Berufung zum Maskottchen der olympischen Spiele in München 1972 beigetragen. Dabei geht dem Teckel der Ruf eines eigenwilligen, oft unbequemem Individualisten voraus.

So kommt es auch sicher nicht von ungefähr, daß man im süddeutschen Raum einen starrköpfigen Menschen einen „Lackel“ schilt! Dabei ist der Teckel – wie sein Urvater der Wolf – ein „Meutetier“. Er ordnet sich in der Meute – sprich Familie – nur dem Meuteführer, also dem Stärksten, un-

ter. Dabei sieht er es als sein legitimes Recht an zu versuchen, selbst die Führung zu übernehmen. Ist aber erst einmal klargestellt, daß nicht er, sondern Frauchen oder Herrchen das „Sagen“ in der Familie (Meute) haben, ordnet er sich unter. Was aber nicht heißen soll, daß eine gelegentliche „Meuterei“ versucht wird.

Nicht von ungefähr geriet Oberförster Diezel 1880 in seinem Buch „Niederjagd“ bereits ins Schwärmen: „Die Dachshunde gehören zweifelsohne mit zu den liebenswürdigsten Repräsentanten des ganzen Hundegeschlechts. Sie sind hervorragend treu, zärtlich und zuthunlich, dabei klug und gelehrig. Im Zimmer sind sie artig

*Drei Repräsentanten ihrer Rasse: Der Kurz-, Rauh- und Langhaar-Teckel. Liebenswert sind sie allemal.*

und höchst sauber. Im Hofe sind sie treue, scharfe und zuverlässige Wächter. Für den Jäger ist er der unentbehrliche Begleiter, gewissermaßen der Universalhund!“ Dagegen meint der Journalist Horst Stern in seinem Buch „Sterns Bemerkungen über Hunde“ u. a.: „Sie brechen einem das Herz, dann heben sie an den Bruchstücken ein Bein auf!“

Nun ist der Teckel mir in meiner über vier Jahrzehnte langen forstlichen Tätigkeit immer ein treuer und ehrlicher Begleiter gewesen. Es waren und sind noch immer „Hundedamen“, die temperament-

voll, ausdauernd und treu, auf meinen Dienstgängen, bei der Jagd oder im Urlaub an meiner Seite waren. Ob im Forsthaus oder Auto, auf der Straße, im Wald oder auf dem Hochsitz – ohne meinen Teckel würde mir etwas fehlen. Da gibt es natürlich auch viele gemeinsame Erlebnisse. Da war z. B. der allzufrüh verstorbene Quizmaster Hans Rosenthal, der bei einer Begegnung in einem Hotel über die Teckelhündin „Sandra“ stolperte. Dieses „Unglück“ führte dann zu einem ausgedehnten abendlichen Umtrunk mit viel Erfahrungsaustausch über Hunde allgemein, insbesondere aber über Teckel. Sandra war es auch, die mit einem außergewöhnlich starken „Besitzverhältnis“ Haus, Hof und das Auto bewachte. Da war es schon ein beruhigendes Gefühl zu wissen, daß der manchenmal aus Leichtsinn oder Vergeßlichkeit unverschlossene Wagen in guten „Händen“ war.



„Dina“, eine schwarzrote Rauhaarteckelhündin war jagdlich eine Ausnahmerecheinung in meinem Zwinger. Ihr kam noch zugeute, daß sie körperlich stark gebaut und hoch auf den Läufen war. Die jagdliche Passion war so groß wie ihre Ausdauer. Vor der Treibjagd beim morgendlichen Treffen frotzelten meine Kollegen oft mit der Frage: „Bist Du mit dem Auto gekommen oder auf ‚Diana‘ in das Revier geritten!“ Wenn aber am Spätnachmittag so mancher Teckel müde und abgekämpft hinter dem Rucksack seines Herrchens hertrottelte, brachte „Diana“ jede neue Wildspur wieder lautgebend auf die Läufe. Aber sie war äußerst gewitterscheu. Ich habe bei manchem

Hund, der sonst in jeder anderen Situation „Wesensfestigkeit“ bewies, erlebt, daß er schon bei aufziehenden Gewittern besonders empfindlich reagierte. Sie zeigen dabei ein deutliches Angstverhalten. Sie verkriechen sich, sind unruhig oder versuchen aus dem Zwinger auszubrechen. Vermenschlicht möchte man sagen, die Hunde haben Platzangst. Sie brauchen dann menschlichen Zuspruch.

So geschah es, daß während meiner Abwesenheit „Diana“ bei einem sehr starken Gewitter aus dem Zwinger ausgebrochen ist. Trotz meiner vorzeitigen Heimkehr fand ich sie nicht mehr vor und ahnte Böses.

Wenn ich gewußt hätte, in welcher guten Gesellschaft sich meine Hündin befand, hätte ich mir das Rufen und Suchen im angrenzenden Wald ersparen können. In meiner Nachbarschaft fand nämlich eine Hochzeitsfeier statt. „Diana“ auf der Suche nach menschlichem Zuspruch und in der Nachbarschaft als „Hühnerjäger“ nicht ganz unbekannt, ließ sich von der Hochzeitsgesellschaft in jeder Beziehung verwöhnen. Als das Gewitter dann abgezogen und auch ihr Magen voll der dargebotenen Köstlichkeiten war, suchte sie einen Schlafplatz. Da die Tür zum hochzeitlichen Schlafgemach offen stand, „schliefte“ sie kurzentschlossen in das Brautbett. Ich kann mir nach all’ den Jahren noch immer die Fassungslosigkeit der Frischvermählten vorstellen, als sie sicher voller freudiger Erwartung das Oberbett zurückschlugen. Mitten im Bett lag ein inzwischen trockenes Bündel Hund, freundlich mit der Rute wedelnd. Ich rechnete es dem jungen Brautpaar hoch

an, daß sie mir anschließend keine Schadensersatzforderung für verschmutzte Bettwäsche stellte, sondern diesen „Beischläfer“ mit Humor aufgenommen haben.

Wer nun in Zukunft oder sonst irgendwann die Absicht hat, einen Teckel zu besitzen, sollte nicht impulsiv handeln, sondern zunächst kritisch bedenken, ob man sich überhaupt zum „Hundehalter“ eignet. Man übernimmt mit der Anschaffung eines solchen Wesens eine Verpflichtung, die nicht nur ständig Freude, sondern auch manchmal Unbequemlichkeiten und Sorgen mit sich bringt, z. B. im Jugendalter und bei Krankheiten des Tieres. Der Teckel sollte gerade dann nicht allein gelassen werden. Hier ist es vor allem die Hausfrau, die zum Erwerb eines neuen Familienmitgliedes ihr volles Einverständnis geben muß. Einen Teckel kauft man nicht einfach – er wird in die Familie integriert. Er muß von allen Familienmitgliedern „gewollt werden“ und willkommen sein. Ein Hund braucht in gleichem Maße Verständnis, wie er es dem Menschen entgegenzubringen bereit ist.

Es ist zu bedenken, daß der Teckel täglich ausreichenden Auslauf braucht, bei dem ihm genügend Bewegung zu verschaffen ist. Beim nur „Gassi-Gehen“ und vielleicht einer Ausfahrt am Sonntag mit dem Auto verkümmert der Hund. Besitzer einer Stadtwohnung sollten deshalb einkalkulieren, daß das tägliche, ausgiebige Spazierengehen ein gewisses Maß an Zeit erfordert. Und wo bleibt der kleine Kerl, wenn es nicht möglich ist, ihn im Urlaub mit auf die Reise zu nehmen? Überfüllte Tierheime in der Ferienzeit sind ein beschämendes Zeichen unse-

rer „Wohlstandsgesellschaft“, die den Hund als „Wegwerfware“ behandelt!

Der Kauf eines Teckels ist immer Vertrauenssache. Jeder ernsthafte Käufer wird davon ausgehen, daß er bei einem seriösen Züchter auch einen gesunden Welpen erwirbt. Dort sieht man am Ort die Zuchthündin, eventuell auch den Rüden. Zugleich kann man einen Einblick in die Haltung der Hunde und der Welpen gewinnen. Die Ahnentafel der Eltern mit den auf der Rückseite befindlichen Eintragungen geben Auskunft über Herkunft und Zuchtwerte der Eltern. Jeder Welpen erhält vor seiner Eintragung in das Stammbuch im Alter von 8–10 Wochen eine Nummer in den Behang (Ohr) tätowiert, die auch auf der Ahnentafel und in seinem Impfpfaß erscheint. Diese Tätionummer ist ein Identitätsnachweis und hat schon manchem entlaufenen oder gestohlenen Teckel geholfen, wieder zu seinem rechtmäßigen Besitzer zurückzufinden und nicht in einer Tierversuchsanstalt zu enden. Bei einem verantwortungsvollen Züchter ist der Teckelwelpen bei seinem Verkauf selbstverständlich entwurmt und hat seine Erstimpfung hinter sich. Die Adresse von seriösen Teckelzüchtern kann man in Oberhausen bei der zuständigen Teckelgruppe „Bottrop-Osterfeld“ im Deutschen Teckelklub e.V. 1888 erfahren. Hier erfährt man auch Wichtiges über die Ernährung und Erziehung seines neuen Familienmitgliedes.

Damit sind schon die wichtigsten Voraussetzungen gegeben zu einem harmonischen und schönen Zusammenleben mit dem Teckel – Freund in Wald und Haus!

# DIE TÜR MIT DEN DREI SCHLOSSERN

*Einzigartiges Archiv erzählt die  
Geschichte der Stadtparkasse  
Oberhausen*

*„Der Vater zu den Kindern spricht:  
Vergesst mir das Sparen nicht.  
Die Mutter denkt so sinnend still,  
Das ist gewiß wie ich es will!“*

Neben weiteren sinnfällig geschwollenen Sprüchen zur Bedeutung des Sparens findet sich auch dieser Vierzeiler auf der Innenseite eines Originalgeschenksparbuches der Sparkasse der damals noch selbständigen Stadt Osterfeld in Westfalen aus dem Jahre 1925, also in einem der inzwischen weit mehr als 1000 karteimäßig erfaßten Schätzchen aus alter und neuer Zeit, die im historischen Archiv der Stadtparkasse Oberhausen zu bestaunen sind. Im Dachgeschoß des Hauses an der Westfälischen Straße in Osterfeld arbeitet Herr Grieß seit nunmehr März 1986 an der historischen Aufarbeitung der Oberhausener Sparkassengeschichte, gewissermaßen über der modernen Osterfelder Zweigstelle thronend.

Inzwischen erklimmen auch schon mal interessierte Bürger, vor allem auch Sparkassenpensionäre, die Stufen zum historischen Archiv, wo Grieß, der es vom Sparkassen-Azubi über den Leiter der Zweigstelle Bermensfeld gewissermaßen bis zum Chef der „Ein-Mann-Unterabteilung Archiv“ des Vorstands-Sekretariats brachte, mit der Präzision des vom Autodidakten zum professionellen Archivar gewachsenen Forschers durch die in der bundesrepublikanischen Sparkassenlandschaft wohl einmalige Sammlung führt.

Die ersten Stücke wurden unter dem Dach des stattlichen Gemäuers der ehemaligen Sparkassenhauptstelle Am Rathaus entdeckt. Hochdroben im Türmchen waren in vier Holzrolladenschränken interessante Unterlagen seit den Sechziger Jahren gehortet worden, unter einer dicken Staubschicht verborgen. Die Entdeckungsreise wurde in den Ar-

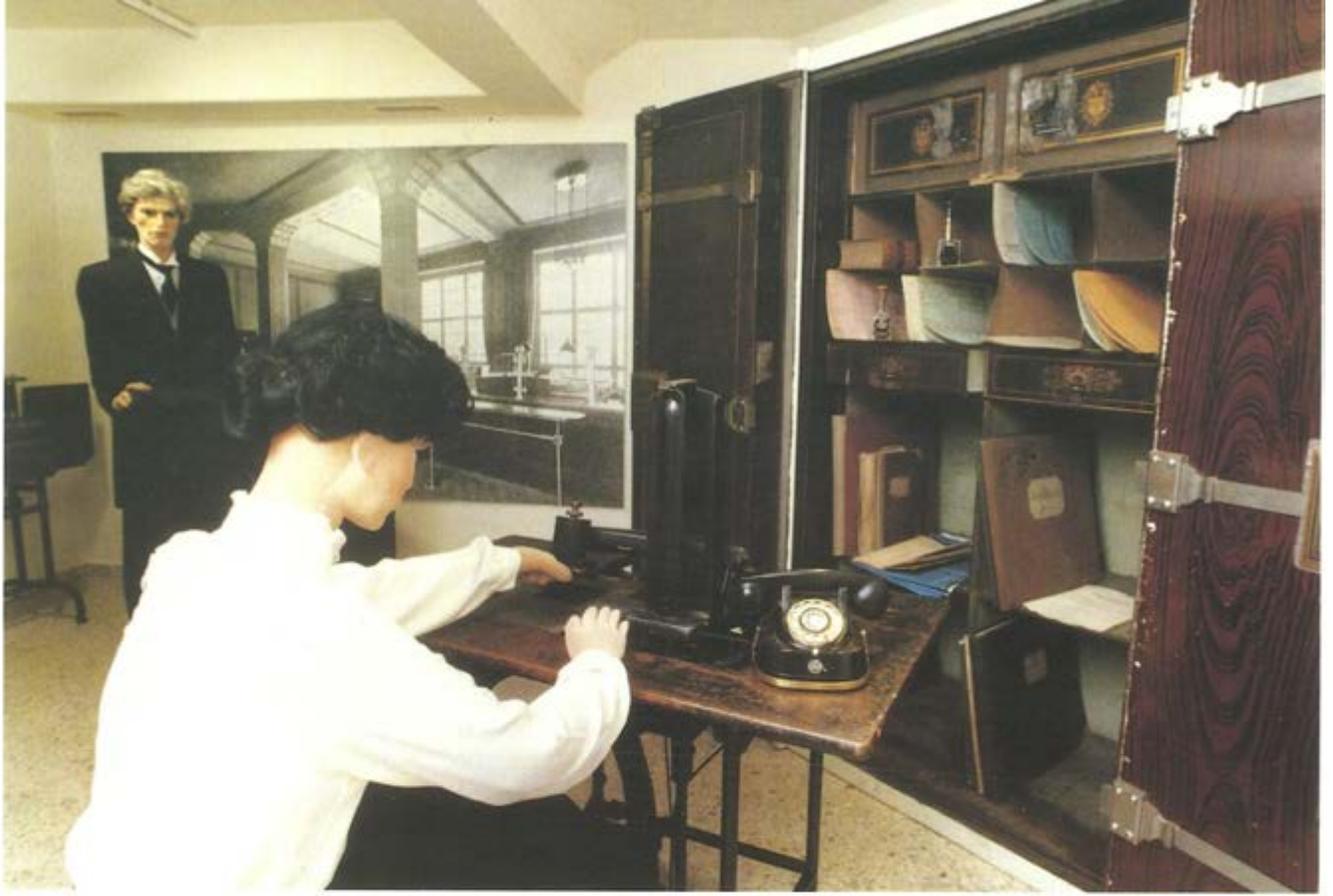
chiven der Zweigstellen Sterkrade, Osterfeld, Alstaden und GHH fortgesetzt, immerhin wurde die am 15. August 1842 eröffnete Werkssparkasse Gutehoffnungshütte an der Essener Straße aufgrund des Reichsgesetzes über das Kreditwesen aus dem Jahre 1934 am 1. Juli 1936 auf die Städtische Sparkasse Oberhausen übergeleitet.

So setzt das „S“-Archiv mit der ersten Einlage bei der GHH-Werkssparkasse an, die im Keller, in den ehemaligen Tresorräumen der Zweigstelle Osterfeld, mit anderen Belegen aus alten und neuen Zeiten in Vitrinen ausgestellt ist.

Selbstverständlich begegnet den Geschichtsneugierigen dort auch die Geburtsstunde der Stadtparkasse Oberhausen: Am 6. Oktober 1865, einem Freitag, nahm der Lehrer Christian Kleindorf als erster Rendant der Sparkasse Oberhausen irgendwann zwischen drei und vier Uhr in seinem Wohnzimmer die erste Einzahlung entgegen – 50 Taler. Mehr als 200 Taler durften seinerzeit von einer Einzelperson nicht eingezahlt werden, damit die „notorisch Reichen“ nicht auch noch die Zinsen einstreichen konnten. Belegt ist auch, daß der erste Rendant 200 Taler Kautions hinterlegen mußte, ein Jahresgehalt in Höhe von 25 Talern bezog und dafür einmal wöchentlich, jeweils am Freitagnachmittag, seine Kassenhalle im Wohnzimmer für eine Stunde zu öffnen hatte.

Die Ausstellung in den ehemaligen Osterfelder Tresorräumen ist ohnehin das optische Schmuckstück des „S“-Archivs. Während

*Blick ins sebenswerte Sparkassen-Archiv in  
Osterfeld.*



unter dem Dach in vielen Dutzend Kartons Dokumente aufbewahrt werden, alte Geschäftsberichte und besonders originelle Buchungsbelege oder andere Geschäftsvorgänge aus nunmehr bald 125 Jahren Stadtparkasse Oberhausen, aber auch branchentypische Fachzeitschriften aus vielen Jahrzehnten, während es sich der Archivar erlauben konnte, die Wände des Obergeschosses teilweise mit Schuldanleihen aus dem 1. Weltkrieg zu tapezieren, viele Kriegspostkarten von Oberhausener Sparkassenangestellten zu zeigen, die im 2. Weltkrieg von der Front grüßten und oft schon nicht mehr lebten, wenn der optimistische Kartengruß in der Heimat ankam, während oben auch die Geburtsgeschichte der Registrierkasse – weil in seiner Gaststätte ständig Geld verschwand, wurde ein Amerikaner während einer Schiffsreise durch das Zählwerk im Maschinenraum auf die Idee gebracht, ähnliches in seiner Kneipe zu machen, mit dem Erfolg steigender Gewinne übrigens – dokumentiert ist, dient der Keller eher der sehenswerten Information.

Historische Osterfelder Motive an den Wänden (wie überhaupt das gesamte Archiv über alte Ratsprotokolle, Fotos und andere Unterlagen immer wieder die enge Verbindung der Sparkassengeschichte mit der Stadtgeschichte spiegelt), alte und neue Rechen- und Buchungsmaschinen, die wichtigsten Dokumente in Vitrinen, alt neben neu, auch die Silbermünzen der Stadtparkasse, die ersten beiden Weihnachtstaler und die städtischen Jahrbücher sind ausgestellt.

Zwei Schließfachschränke aus den 20er bis 40er Jahren erhellen

den Sicherheitsdienst am Kunden, das ältere Modell enthüllt neben den üblichen zwei Schlössern, die nur vom Schließfachinhaber selbst und einem Sparkassenangestellten gleichzeitig zu öffnen waren, noch eine Beruhigung für besonders mißtrauische Kunden in Form einer Vorrichtung, an der ein zusätzliches Vorhängeschloß angebracht werden konnte.

Hinter einem nach der Vorlage eines Tresorraumes in einer Mailänder Bank stilecht nachempfundenen Gitter aus dem Jahre 1912 schließlich hocken zwei Sparkassenmitarbeiter von anno dazumal, als hätten sie die Ausstellungs-schätze zu behüten. Tatsächlich ist dieser Raum dem Kassenhallen-Interieur der damaligen Zeit entsprechend eingerichtet, ein Wandfoto zeigt den Kassenraum der Hauptstelle von 1912, zwei Tresore aus der Zeit stehen da ebenso wie eine Adressenmaschine, an der die zeitgemäß gewandete Kunststoffmitarbeiterin sitzt, während ihr ebenfalls in der Sparkassenangestellten-Mode jener Zeit gekleideter „Kollege“ einen Aktenwagen schiebt.

Natürlich ist das „S“ Archiv nicht zuletzt auch unter einem ganz besonderen Gesichtspunkt angelegt. 1990 feiert die Stadtparkasse Oberhausen ihr 125jähriges Bestehen, das Aufarbeiten der eigenen Geschichte immer auch im Kontext zur Zeitgeschichte ist da in einer oft wenig historienbewußten Zeit sicherlich von hohem Wert, von informativem und unterhalt-samem gleichermaßen. Das beispielsweise die Leiter der Sparkassen-Zweigstellen Sterkrade-Nord und Holten lange Jahre auch als Standesbeamte dienten und die Rollos runterließen, wenn ein Pärchen den Schritt ins Eheglück

wagte, daß sie nicht selten gleich auch noch die Funktion von Trauzeugen übernehmen mußten, ist ebenso interessant wie originell.

Auch die dokumentierten Auswirkungen vor und zu Beginn des ersten Weltkrieges sind von aufklärendem Wert. So sind in Osterfeld dazu zwei Bekanntmachungen nachzulesen. Die eine erzählt von der Einrichtung sogenannter Hartgeldgutscheine über eine halbe, eine, zwei und drei Mark, weil ob der Rüstungsfabrikation das Münzenmaterial knapp war, eine zweite bezog sich direkt auf die Oberhausener Sparkasse, die bekanntgab, daß sie im Januar 1915 ihre Schalter nachmittags geschlossen lassen mußte, weil viele Mitarbeiter zu den Fahnen einberufen worden waren.

Und wer kennt schon das „Scherlsche Prämien-Sparsystem“ aus der Zeit um die Jahrhundertwende, mit dem sich der Berliner Zeitungsverleger August Scherl selbständig machen wollte? Er sammelte bei Sparern Geld und brachte es einmal wöchentlich zur Bank, für besonders eifrige Sparer gab's Prämien. Durchgesetzt hat sich das System nach mehr als 14jähriger Diskussion damals nicht, weil nicht nur Kassen und Banken diese Art der Prämien-sparvermarktung wohl reichlich suspekt war. So schrieb Scherl dann 1904 angesichts der öffentlichen Kritik erbost: „Es ist bezeichnend für gewisse Wortführer in der Presse, daß sie ein Urteil zu fällen wagen, ohne diese über mein Sparsystem vorhandene Literatur zu kennen, und dann Wehe darüber zu schreiben, daß ich im Dunkeln schleichend ein Attentat gegen den preußischen Sparer im Schilde führe.“ In Osterfeld nachzulesen.

